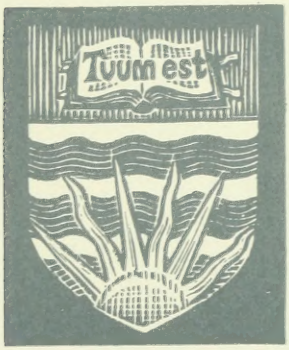
STORAGE-ITEM
MAIN LIBRARY

LPA-B01F
U.B.C. LIBRARY

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Gift

H. R. MacMillan

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

http://www.archive.org/details/mammonismusmilit00otto

Bücher der Wende

Neu-geisteswissenschaftliche Reihe Nr. 1

Berthold Otto / Mammonismus

MAMMONISMUS MILITARISMUS KRIEG UND FRIEDEN

VON

BERTHOLD OTTO

DIE WENDE / VERLAG / BERLIN 1918

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort

Wer sich sein Denken nicht in allen Einzelheiten von seiner Partei oder irgendwelchen Moderedensarten vorschreiben läßt, sondern ernstlich gewillt ist, sich selbst über sich selbst, seine Mitmenschen, die Einrichtungen, in denen er lebt, die Art, wie er an ihnen beteiligt ist, klar zu werden, dem kann versprochen werden, daß er in diesem Buche vielfache Anregung finden wird, besonders auch zum Durchdenken dessen, was werden soll. Aufgenötigt wird ihm nichts, nur alles zur Prüfung vorgelegt. Es sind grundwichtige, ja entscheidende Dinge für uns alle, für jeden einzelnen, für unser Volk, ja für die Menschheit, die hier zur Sprache kommen, und die Zeit verlangt, daß wir uns entscheiden. Gewiß erst wägen, nochmal wägen, dreimal wägen; aber dann, wenn sie ruft, wirklich auch wagen! Vielleicht ist es nicht mehr lange hin, bis sie ruft:

Der Tag ist da.

Um die Weltherrschaft und um jedes einzelnen Seele kämpfen zwei Mächte, Mammonismus und Militarismus.

Gewiß, das Menschenleben läßt sich ebensowenig wie das Weltganze in Begriffe einschachteln. Versucht man es dennoch, so quellen die eingeschachtelten Erscheinungen nach allen Seiten über die ihnen willkürlich gezogenen Grenzen hinaus. Es bleibt immer in gewissem Sinne Künstelei, wenn wir die Wissenschaften in Fächer abteilen oder die Menschen in Parteien, mögen es nun politische, wissenschaftliche oder künstlerische Parteien sein. Aber trotzdem wir das wissen, müssen wir doch immer wieder, nicht nur um uns miteinander zu verständigen, sondern um auch selber einen Überblick zu gewinnen, diese unzulänglichen Arten der Einteilung anwenden, die uns nun einmal von den eignen Gesetzen des Menschengeistes vorgeschrieben sind. Man muß sich da nur immer gegenwärtig halten, daß man der Fülle lebendiger Erscheinungen in gewissem Sinne immer Gewalt antut, und daß es deshalb immer einmal wieder hier oder da nötig wird, im Hinblick auf diesen Gedanken die Ergebnisse der Einteilung zu berichtigen.

Was wir hier behandeln wollen, sind allgemeine Lebenserscheinungen sowohl des Einzellebens wie des Volkslebens. Es sind Grundrichtungen, die die Lebensbahnen verfolgen und die wir in Ermangelung besserer Bezeichnungen mit den augenblicklich gangbarsten Schlagwörtern benennen. Ich bin selbst nicht der Meinung, daß gerade die hier gewählten Bezeichnungen auf den seelischen Urgrund der Erscheinungen zurückgehen. Beide knüpfen mehr an Äußerlichkeiten an, die sich dem Blick zunächst aufdrängen. Aber eben da das bei beiden gleichermaßen der Fall ist und da wir beide in ihrem Gegensatz am besten zu erforschen und zu erkennen

hoffen, so hebt der Fehler in gewissem Sinne sich gegenseitig auf. Und jedenfalls bleiben wir ja auch nicht bei den Wörtern stehen; wir werden die Erscheinungen nach allen Richtungen zu besprechen und zu behandeln suchen, und dabei werden wir Gelegenheit genug haben, uns darüber zu einigen, wie wir die Erscheinungen aufzufassen und zu werten haben.

Machen wir uns nun zunächst einmal klar, was man unter diesen beiden Schlagwörtern gewöhnlich versteht. Welche Grundrichtung gibt der Mammonismus unserem Leben? Der Mammonismus sagt uns, die Hauptsache im Leben ist, Geld zu verdienen. Je mehr Geld man verdient, um so besser ist es. Und irgendeine Grenze ist dem Geldverdienen nicht gesetzt. Noch vor einem halben Jahrhundert war man mit hunderttausend Talern ein schwerreicher Mann; ein Millionär genoß schon eine tiefe Verehrung seiner Mitmenschen. Seitdem sind längst die Millionäre etwas mehr Alltägliches geworden und die tiefere Verehrung fängt eigentlich erst bei dem Milliardär an, worunter man ja freilich zunächst nur einen amerikanischen Hundertdollarmillionär versteht. Jedenfalls aber ist Geld die Hauptsache im Leben, die Kunst Geld zu erwerben die allerlobenswerteste Geschicklichkeit und der Sinn für Gelderwerb die höchste sittliche Eigenschaft.

Der letzte Ausdruck wird nun von vielen Lesern bestritten werden. Es wird behauptet werden, daß auch die Leute, die den größten Teil nicht nur ihrer Tätigkeit, sondern auch ihres Denkens dem Geldverdienen widmen, damit doch niemals leugnen wollen, daß es noch etwas Höheres gäbe als Geldverdienen, und daß sie selbst auch irgendwelche sittlichen Mächte sehr viel höher stellten als die kühnsten geschäftlichen Maßnahmen.

Durch derartige Einwendungen darf man sich nicht irremachen lassen. Sie spielen nur eine Rolle in dem, was man öffentlich sagt; sie gehören zu der Gewandung, die der Mammonismus für die Öffentlichkeit anzulegen pflegt. Denn der Mammonismus hält es meistens für unschicklich, sich in der Öffentlichkeit nackt zu zeigen.

Wir wollen denn vorläufig die Sache so fassen. Ein vollständiger Mammonist ist nur der, der sich ganz und gar zu

den vorhin geäußerten Meinungen bekennt. Wer noch Sittlichkeit, Nächstenliebe, Vaterlandsliebe u. dgl. als etwas Höheres als den Trieb zum Gelderwerb ansieht, der ist nicht vollständiger, sondern nur gemäßigter Mammonist. Und somit bliebe dann denen, die sich von der gar zu schroffen Fassung abgestoßen fühlen, die Möglichkeit, sich selbst zu einem gemäßigten Mammonismus zu bekennen.

Wir dürfen uns aber darüber nicht täuschen, daß nur sehr wenige Menschen von dieser Erlaubnis Gebrauch machen werden; die meisten werden das Wort Mammonismus überhaupt ablehnen, soweit ihr eignes Leben oder gar ihre eigene tiefere Gesinnung in Frage kommt. Es kommt uns denn hier auch durchaus nicht in erster Linie auf das an, wozu die Menschen sich bekennen, sondern auf das, was sie tun. Aber jedes Tun erfolgt nach bestimmten Regeln, und diese Regeln entziehen sich der Selbstbeobachtung nicht; sie werden auch in bestimmten allgemein gültigen Fassungen ausgesprochen, und aus derartigen Einzelfassungen kann man die Grundmeinung auch mit einiger Sicherheit erkennen. Wir wollen das im folgenden nach einigen Richtungen hin versuchen.

Der Gelderwerb gelingt am besten dem, der seinen eigenen Vorteil am besten wahrzunehmen weiß, d. h. also, der bei Verteilung der Lebensgüter seinen eigenen Anteil auf Kosten des Anteils anderer zu vergrößern weiß. Das ist doch der Grundbegriff des Vor-Teils. Wer seiner ganzen Sinnesrichtung nach darauf eingestellt ist, seinen Vorteil am besten wahrzunehmen, der wird dadurch angespornt, alle Anlagen, die er in sich trägt, auf das beste zu entwickeln und auszubilden. Er wird also unzweifelhaft ein tüchtigerer Mensch, als er ohne diesen Antrieb werden würde. Somit macht der Antrieb, den der Mensch durch den Mammonismus bekommt, ihn unzweifelhaft tüchtiger und dadurch doch auch in gewissem Sinne besser, als er sonst geworden wäre. Der Mensch, in dem dieser Antrieb nicht genügend wirksam ist, bleibt nicht nur im Geldererwerb und dadurch in der Lebensstellung, sondern auch in der inneren Tüchtigkeit hinter seinem erfolgreicheren Mitbewerber zurück. Je weniger von dem Antrieb zum Gelderwerb in einem Menschen vorhanden ist, um so

stärker wird sich das zeigen, um so mehr wird der Mensch hinter seinen Mitbewerbern zurückbleiben. Die ganz und gar nicht zum Gelderwerb Geeigneten werden verarmen und zu Bettlern hinabsinken, aber nicht etwa dadurch, daß die glücklicheren Mitbewerber ihnen das Geld vor der Nase wegnähmen, sondern dadurch, daß sie alle Anlagen zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit in sich verkümmern lassen und dadurch eben schließlich selbst im ganzen verkümmern, geradeso wie eine Pflanze verkümmert, die nicht genügend Nahrung an sich zu ziehen weiß.

Die Naturgesetze bringen es mit sich, daß die auf solche Weise verkümmernden Einzelwesen absterben und daß nur die Einzelwesen sich weiter entwickeln, die die größere Lebenstüchtigkeit zeigen. Das ist eben beim Menschen die Kunst des Gelderwerbs; denn sie ist die einzige, die den Menschen zu wirklich nützlicher und erfolgreicher Tätigkeit bringt; wenn nicht die einzige, dann jedenfalls die höchste. Erfinder, Denker, Künstler zu sein, ist ja an und für sich auch ganz nett; aber das, was diese Leute zustande bringen, bekommt seinen wirklichen, weitreichenden Wert doch erst dann, wenn es in geschickter Weise zu Gelde gemacht wird. Was nützt eine Erfindung, die nicht im Großen hergestellt und verwertet wird? Und das kann der Erfinder niemals, falls er nicht selber, was sehr selten der Fall ist, auch für den Gelderwerb besonders begabt ist. Und so macht erst der Erwerbstrieb des Gelderwerbers die Erfindung wirklich nutzbar, so daß dem Erfinder tatsächlich nur ein geringer Teil des Verdienstes zugute kommt. Die Art, wie der Gelderdienst an der Erfindung verteilt wird, bringt das in durchaus gerechter Weise zum Ausdruck.

Mit dem Künstler ist es nicht viel anders. Was nützt das schönste Gemälde, das herrlichste Bildwerk, wenn es im Atelier des Künstlers bleibt, eines unbekannten Künstlers, um den sich niemand kümmert? Hat die Venus von Milo einen Kulturwert gehabt in den Jahrhunderten, wo sie vergraben lag? Nein, sie hat ihn erst erhalten, als sie ausgegraben wurde, als Zehntausende von Menschen sie sehen, Tausende von Kennern sie bewundern und Hunderte von Künstlern

sich an ihr begeistern konnten. Als sie vergraben war, da war sie wirkungslos. Und ebenso wirkungslos, ebenso abseits von aller Kultur ist das Kunstwerk im Atelier des unbekannten Künstlers. Erst wenn es an die weiteste Öffentlichkeit gebracht wird, fängt es an zu wirken und wird ein Kulturfaktor. Und dazu kann es wiederum nur durch das Geld gebracht werden, dem also auch hier wieder unzweifelhaft der größere Teil des Verdienstes zukommt, wiederum des Verdienstes in beiderlei Gestalt, also sowohl im sittlichen und geistigen Sinne wie auch im Sinne des größeren Anteils am Gelderwerb. Und mit den Werken des Dichters und des Denkers ist es schließlich auch nicht anders. Ohne die explosive Kraft der Reklame sind sie eben einfach Blindgänger ohne Wirkung.

Überall zeigt sich also die überlegene Kraft des erworbenen Geldes, des Gelderwerbs und der auf Gelderwerb gerichteten Sinnesart. Alle anderen sittlichen und geistigen Kräfte in Ehren, nutzbar gemacht werden sie erst durch die überlegene Mitwirkung eines Mannes, dessen Sinnesart auf Gelderwerb gerichtet ist, der die Möglichkeiten des Gelderwerbs, die in einer Erfindung, einem Kunstwerk, einem Dichtwerk, einer Denkerarbeit liegen, herauszufinden und in die Wirklichkeit umzusetzen weiß.

Somit ist es unzweifelhaft, daß der Gelderwerb die höchste aller menschlichen Tätigkeiten darstellt und daß jede Steigerung der Erwerbstüchtigkeit eine Steigerung menschlicher Kräfte überhaupt bedeutet. Jeder also, der in irgendeiner Weise diese freie Erwerbstätigkeit einzuschränken, zu hemmen bemüht ist, schädigt unzweifelhaft die höchsten Güter der Menschheit.

Damit sind wir zu einer äußerlichen Wertung des Erwerbtriebes gekommen, der uns durch den Nutzen, den er schafft, als der höchste aller menschlichen Triebe erschien. Wir können aber zu demselben Ergebnis auch durch eine mehr innerliche Betrachtung gelangen. Nach der allgemeinen Überzeugung, die wir dem Griechen- und Römertum verdanken, die aber auch unserem innersten Gefühl entspricht, ist das höchste Gut des Menschen die Freiheit. Nicht der ist der wahre Mensch, der sich vor anderen bücken muß, der auf andere Rücksicht

nehmen muß, der wohl gar im Dienste von anderen Menschen steht. Der wahre Mensch ist der freie Mann, der ganz und gar nur seinem eigenen Willen zu folgen hat. Nur er allein kann zeigen, was er wirklich wert ist. Von der Tätigkeit jedes anderen muß da abgezogen werden, was er durch die Rücksicht auf andere besser leistet, als er es von sich selbst aus leisten würde; also es kann ihm nicht einmal das, was er leistet, ganz und gar zugerechnet werden.

Aber dann ist doch auch Tatsache, daß er erfahrungsmäßig erheblich weniger leistet, als der freie Mann. Sagt doch schon Homer, der noch die Sklaverei kannte, daß Zeus die Hälfte der Tüchtigkeit einem Manne an dem Tage wegnimmt, der diesen Mann der Sklaverei überliefert. Denn alles das, was ein Einzelner nicht aus seinem innersten Triebe heraus tut, was er von anderen gezwungen tut, das leistet er wirklich nur mit halber Kraft oder jedenfalls nur mit einem Bruchteile seiner Kraft. Die ganze Kraft entfaltet sich frei nur in der Tätigkeit des wirklich freien Mannes.

Und wirklich frei ist nur der, der so viel Geld erworben hat, daß er sich von niemand anders in seine Tätigkeit hineinreden zu lassen braucht. Je mehr es also Leute gibt, die durch den Erwerbstrieb zu großem Gelderwerb kommen, um so mehr wirklich freie Menschen gibt es. Und da man schließlich nur an die wirklich freien Menschen die höchsten sittlichen Anforderungen stellen kann, da man nur von ihnen erwarten kann, daß sich das, was an edlen Kräften im Menschen steckt, vollkommen unbehindert entwickelt und zeigt, so kommt man mehr und mehr zu der Überzeugung, daß man eigentlich nur sie als die wahren Menschen anzusehen hat.

Die Menschen, die im Gelderwerb so weit zurückgeblieben sind, daß sie sich zu diesem Grad der Freiheit nicht durchgekämpft haben, sind eben keine Vollmenschen geworden. Sie sind verunglückte Versuche zum Vollmenschentum, die der Weltlauf vielleicht nötig hat, wie er ja überall in der Natur eine Menge von verkümmerten Keimen braucht, um einzelne Keime zu lebensvollen Pflanzen sich entwickeln zu lassen.

Darum braucht man auch nicht davor zurückzuschrecken, daß dieser durch den Erwerbstrieb emporgehobene freie Mensch

sein Menschentum durch den Kampf mit seinesgleichen erwirbt, und daß er dabei manchen seiner Mitbewerber, der ursprünglich mit ihm gleiche Aussichten, ja vielleicht größere Aussichten als er zu haben schien, in den niederen Stand der minderen Entwicklung zurückstößt. Alles das sind Erscheinungen, die sich nicht nur unter den Menschen, sondern in der Natur überall finden, die also den allgemeinen Gesetzen des Weltenlaufs entsprechen. Überall in der Natur zeigt sich der Kampf, und überall in der Natur führt dieser Kampf zur Ertüchtigung der Sieger. Je schärfer der Kampf ist, um so tüchtiger müssen die Sieger sein, um so höher steigt also auch das Menschentum.

Und so sehen wir hier den Weg und die Ziele der Menschheitsentwicklung. Nur so, durch die stärkste Ausbildung des Erwerbstriebes gelangen wir zu den wirtschaftlichen Möglichkeiten, auf Grund deren sich aus dem Menschen der Übermensch entwickeln kann. Da sehen wir die Wahrheit des Denkerwortes, daß das Volk nur ein Umweg ist, um wenige Übermenschen hervorzubringen. Die Millionen von Mißerfolgen des Menschentums sind nötig, um die Kämpfe zu ermöglichen, aus denen die Sieger als Anwärter auf das Übermenschentum hervorgehen, das dann freilich erst durch vielfache Auslese aus neuen Kämpfen zwischen den jeweiligen Siegern erfolgt.

So stellt sich denn das, was mit einem Scheltwort Mammonismus genannt wird, als der von der Natur vorgeschriebene Weg zu den höchsten Menschheitszielen dar. Der Sieger im Wirtschaftskampfe des Gelderwerbes steht dann auf der dem Übermenschen gebührenden Höhe, auf der er keine Beschränkung, keine Niederdrückung des Willens mehr zu fürchten hat, und er hat dann die vollkommene Freiheit, in sich alle die höchsten Eigenschaften zu entwickeln, durch die der Übermensch sich über das gemeine Menschentum emporhebt.

Und wenn man sich denn einmal auf das Schlagwort Mammonismus versteifen will, so kann man doch nicht umhin, zuzugeben, daß der Mammonismus der geradeste Weg zum höchsten Ziel der Menschheitsentwicklung ist. Mag es daher beim ersten Hören auch noch so widerwärtig klingen, im tiefsten Sinne ist es doch Wahrheit: höchste Pflicht des

Menschen auf Erden ist und bleibt es Geld zu verdienen, schnell Geld zu verdienen, viel Geld zu verdienen, ohne auf das Schicksal der Mitmenschen, die dabei übervorteilt werden, Rücksicht zu nehmen.

Man darf gelegentlich Mitgefühl haben mit den Mitmenschen, die man dabei allzusehr schädigen muß; aber man darf sich niemals durch dieses Mitgefühl in seiner Erwerbstätigkeit wirklich beschränken lassen. In Wahrheit ist es eine Grausamkeit, wenn man entwicklungsunfähige Menschen vor dem Verderben schützt, das heißt nur ihre Qualen verlängern und die Entwicklung der Menschheit zu ihren höchsten Zielen verlangsamen. Und solange man sich noch nicht selbst zu einer genügend großen Geldmacht emporgearbeitet hat, ist man ja immer noch in Gefahr, selber einer der Mißerfolge der Menschheit zu werden!

Man darf sich da also mit keinerlei Seitensprüngen aufhalten. Erst vorwärts hinauf auf die Höhe, Geld verdienen, in Mengen, vor denen dem gewöhnlichen Menschen schwindelt! Hat man diese Höhe erreicht, dann zeigt man durch edle Stiftungen und großartige Wohltätigkeit, wie hoch es die Menschheit in dieser Art von Übermenschen gebracht hat.

*

Ich meine, wenn man sich die Sache in dieser Weise überlegt, so wird man doch nicht verkennen können, daß in dieser Sinnesweise wirklich ein nicht zu verachtender Gedankenzusammenhang steckt. Dem Leser mögen die einzelnen Fassungen gelegentlich etwas schroff erschienen sein; aber daß im großen und ganzen die Gedankengänge richtig wiedergegeben sind, die man von Vorkämpfern dieser Sinnesweise immer wieder ausgesprochen hört, das wird man doch wohl nicht leugnen können. Und ich meine sogar, auf den ersten Blick wird es nicht ganz leicht erscheinen, diesen Gedankenzusammenhängen mit irgendeiner Widerlegung beizukommen. Die naturwissenschaftliche Denkweise vom Kampf ums Dasein, die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zur allgemeinen Herrschaft gelangt ist, führt eigentlich ganz von selber dazu, die menschheitlichen Verhältnisse so zu betrachten.

Ja, und ich möchte noch einen Schritt weitergehen, und ich möchte sagen, der Gedankengang ist überhaupt unwiderleglich, sobald man die eine Hauptvoraussetzung zugesteht: daß nämlich der Trieb sich einen Vorteil vor irgendwelchen Mitbewerbern zu verschaffen, der einzige oder doch der stärkste Antrieb zur Arbeit ist. Und das, meine ich, ist jetzt noch so gut wie allgemein gültiger Glaubenssatz.

Übrigens läßt sich manches andere von dem, was wir anführten, auch als allgemeiner Glaubenssatz nachweisen, so z. B. der, daß nur ein auf gesichertem Geldbesitz gegründeter Gelderwerb den Menschen frei und dadurch erst zum eigentlichen Menschen macht. Ich will dabei gar nicht einmal auf die oft wiederkehrenden Fassungen hinweisen, daß man in dem höheren Bürgertum das eigentliche Volk zu sehen habe. Sondern ich möchte nur an das eine Fremdwort erinnern, das man im politischen und wirtschaftlichen Kampf außerordentlich oft angewendet findet, auf das Fremdwort Existenz, sofern es auf Menschen angewendet wird.

Was versteht man unter einer menschlichen Existenz? Gehört ein Arbeiter dazu? Gehört ein Beamter, ein Regierungsrat, ein Minister dazu? Nein. Unter Existenz versteht man den Betrieb eines selbständigen Geschäftes. Die Leute, die sich zu Besitzern eines solchen Betriebes aufgeschwungen haben, das sind wirkliche wertvolle menschliche Existenzen, um deren Vernichtung es schade ist. Arbeiter und Beamte dagegen sind minderwertige Persönlichkeiten, deren Beseitigung unter Umständen außerordentlich wünschenswert ist.

Ich bitte, vor diesen Fassungen nicht zu erschrecken, sie entsprechen durchaus dem, was man tagtäglich in Zeitungen und Büchern lesen kann. Denken wir doch, es werde eine neue Maschine erfunden, die im großen Betrieb Tausende von Arbeitern überflüssig macht. In welcher Weise wird das mitgeteilt? Immer mit den Worten, „durch diese Maschine werden Tausende von Arbeitern e r s p a r t". Arbeiter sind also etwas Überflüssiges, woran zu sparen man gut tut.

Und nun gar, wenn jemand eine neue Einrichtung vorzuschlagen weiß, bei der ein paar hundert Regierungsräte und ein paar tausend Subalternbeamte überflüssig werden, ist

man dann nicht des Lobes voll über diese außerordentlich dankenswerte Ersparnis? Also auch Beamte sind überflüssige Menschen.

Denken wir uns aber eine neue Einrichtung — ich denke dabei hauptsächlich an die Konsumvereine, bei deren Aufblühen ich das Wort selbst zuerst mit Befremden gehört habe —, eine Einrichtung, durch die Dutzende von Händlern erspart werden. Ja, da spricht kein Mensch von Erspartwerden; da preist kein Mensch diese Sparsamkeit; denn hier handelt es sich nicht um so überflüssige Menschen, wie es die Arbeiter und die Beamten sind, hier werden „zahlreiche blühende Existenzen vernichtet". Also da hat man in wirkliche Menschenleben eingegriffen und in schnöder Weise diese Menschenleben vernichtet. Schnöde ist die Weise, weil sie nicht, wie es im Wirtschaftsleben üblich ist, durch den Kampf des einzelnen Geldbesitzers gegen den anderen Geldbesitzer erfolgt, sondern dadurch, daß viele Nichtgeldbesitzer sich geeinigt haben und durch die bloße, stumpfe, blöde geldlose Masse sich den Geldbesitzern überlegen zeigen. Aber da sieht man, der durch den Geldbesitz freie, selbsttätige Geschäftsmann ist der wirkliche Mensch, ist die Existenz schlechthin, im Gegensatz zu dem Arbeiter und zum Beamten, die mit zu den Umwegen gehören, durch die die Menschheit zu wirklichen Existenzen kommt.

Es handelt sich also wirklich um Glaubenssätze, die in unserem Volke sehr weit verbreitet sind, ja an denen wir im gewissen Betracht alle Anteil haben. Und darauf möchte ich denn doch auch von vornherein aufmerksam machen. Es ist bei allen Parteiungen und auch bei allen verschiedenen Geistesrichtungen nicht so, wie man sich das gewöhnlich vorstellt, daß eine solche Parteiung derartig einen Riß durch das ganze Volk mache, daß soundso viel Menschen ganz und gar auf der einen und soundso viel ganz und gar auf der anderen Seite stünden. Der Schnitt, den jede Art der Parteiung durch eine Volksseele macht, scheidet nicht eine Gruppe von Einzelseelen von einer anderen Gruppe von Einzelseelen, sondern der Schnitt geht mitten durch sehr viele, mitunter durch alle Einzelseelen hindurch. Nur daß er, um in

dem mathematischen Bild zu bleiben, verschiedene Einzelseelen an verschiedenen Stellen schneidet.

Ich meine, wenn wir uns im großen und ganzen in Liberale und Konservative scheiden, so gibt es Millionen von Menschen, die sich zur einen, Millionen von Menschen, die sich zur anderen Partei rechnen. Damit ist aber nicht gesagt, daß die einen nur liberale Gedanken und Gesinnungen, die anderen nur konservative Gedanken und Gesinnungen hegten, sondern eine derartige Parteiung ist nur möglich, wenn in jeder Einzelseele sich sowohl konservative wie liberale Gedanken finden; nur daß sie so verteilt sind, daß in einer Reihe von Menschen die konservativen, in einer anderen Reihe von Menschen die liberalen Gedanken und Gefühle überwiegen. Das Parteileben, die Agitation und alles, was damit zusammenhängt, hat den Zweck und auch den Erfolg, gerade die Gedankenzusammenhänge und die Stimmungen, die der eigenen Partei günstig sind, zu stärken. Fänden diese Gedanken und Gesinnungen nicht im Seelenleben jedes einzelnen Widerstände, so wäre alle diese Agitation unnötig. So aber erweist sie sich immer wieder als nötig. In einer nicht geringen Anzahl von Fällen erstarkt in einem Konservativen der liberale oder in einem Liberalen der konservative Gedankenkreis so sehr, daß eine Bekehrung, ein Übertritt von einer Partei zur anderen stattfindet.

Genau so ist es auch mit dem Mammonismus und den ihm entgegengesetzten Geistesrichtungen, unter denen wir hier als bezeichnendste den Militarismus hervorheben wollen. Es gibt keinen unter uns, über den nicht der Mammonismus eine gewisse begrenzte Macht hätte. Kein einziger von uns ist von mammonistischen Gedanken und Gefühlen vollständig frei, auch der entschiedenste Verurteiler des Mammonismus nicht. Ebenso hat jeder von uns, der entschiedenste Mammonist nicht ausgeschlossen, in sich auch Gedankengänge, die der entgegengesetzten Sinnesrichtung angehören. Und wir können nun durch sorgfältiges Durchdenken in uns selber einigermaßen die Wirkungen erzielen, die die politische Agitation in den Angehörigen der einzelnen Parteien erzielt.

Nebenbei möchte ich darauf aufmerksam machen, was sicher dem einen oder anderen Leser schon aufgefallen ist, daß

wir hier bei der Betrachtung des Mammonismus und Militarismus vielfach genau auf dieselben Gedankengänge und Wortfassungen stoßen werden, die auch im politischen Leben bei der Gegenüberstellung von liberal und konservativ verwendet werden. Wir haben keine Veranlassung, diesen Zusammenhängen besonders nachzugehen, nur wo sie sich von selber aufdrängen, werden wir sie nicht beiseite schieben.

*

Wenn wir nun aber den Versuch machen, den Militarismus ebenso zu behandeln, wie wir bisher den Mammonismus behandelt haben, so stellen sich uns dabei von vornherein nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Beim Mammonismus war das Verfahren recht einfach. Wir besannen uns auf Redewendungen und Satzfassungen, die wir im Gespräch wer weiß wie oft gehört, in Zeitungen wer weiß wie oft gelesen haben, und dachten gelegentlich den einen oder andern darin ausgedrückten Gedanken etwas weiter und stellten zwischen diesen verschiedenen Fassungen und Gedanken einen Zusammenhang her. Und so ergab sich, daß in dem Volksdenken, wie es durch unsere Gespräche und unsere Zeitungen geht, eine Verteidigung, ja eine Hochpreisung des Mammonismus durchaus lebendig ist. Ein fleißiger Zeitungsleser und geschickter Sammler könnte unschwer aus ein paar Jahrgängen von Zeitungen eine ähnliche Darstellung des Mammonismus zusammenschneiden, wie wir sie hier gegeben haben.

Eine ähnlich anerkennende Darstellung des Militarismus aus Zeitungen zusammenzuschneiden dürfte ein viel schwierigeres Unternehmen sein. Mit Leichtigkeit dagegen würde sich eine furchtbare Verurteilung des Militarismus zusammenstellen lassen. Immer nur die Zeitungen bis zum Ausbruch des Weltkrieges gemeint; von da an ist es mit einem Schlage anders geworden, und das Frühere wagt sich nur hier und da von Zeit zu Zeit einmal hervor. Aber von demselben Zeitpunkt an ist das, was bisher in unserer Zeitungswelt lebendig war, in der unserer Feinde lebendig geworden, und in den Zeitungsartikeln unserer Feinde und fast mehr noch in den amtlichen Kundgebungen der feindlichen Staatsleiter findet man all das

wieder, was man jahraus, jahrein in der deutschen Presse zu lesen gewöhnt war. Wenn den feindlichen Staatsmännern fleißige und geschickte Leser und Sammler zur Verfügung gestanden hätten, so hätten sie die schneidigsten Reden gegen den preußischen Militarismus, schneidigere als die Herren wirklich gehalten haben, aus deutschen Zeitungen zusammenschneiden können.

Während also der Mammonismus oder sagen wir lieber, um nicht anzustoßen, der Wunsch Geld zu erwerben, das ganze Volk durchdringt, also auch sicher zum Leben des Volkes gehört, hat der Militarismus seinen Sitz nur in einer winzig kleinen Gruppe von Menschen, in der Kriegerkaste, die es verstanden hat, das ganze Volk zu unterjochen, die aber in ihrer unersättlichen Machtgier daran nicht genug hat, sondern die nun auch den Weltkrieg angezettelt hat, um ihre Macht über den ganzen Erdkreis zu erweitern. Wie ein großes und gebildetes Volk sich die Herrschaft einer solchen Kaste gefallen lassen kann, bleibt ein ungelöstes Rätsel. Die Menschen, die dieser Kaste angehören, bleiben in allen Eigenschaften, die dem Menschen im wirklichen Leben Wert verleihen, in jeder Hinsicht rückständig. Die Soldaten zu einem blödsinnig karrikierten Gang und zu den wunderlichsten, nirgends im Leben notwendigen Bewegungen zu drillen, ist doch wohl die geistloseste und stumpfsinnigste Beschäftigung, die jemals Menschen erdacht haben. Und das ist die einzige Tätigkeit dieser Leute ihr ganzes Leben lang! In lichten Augenblicken stöhnen sie ja selbst über diesen geistlosen Drill. Aber es gelingt ihnen damit, die ganze Jugend eines ganzen Volkes wenigstens für einige Jahre zum vollständigen Kadavergehorsam zu erziehen. Unsägliche Qualen müssen die freiheitlich gesinnten Söhne eines freiheitlich gesinnten Volkes erdulden, nur damit die wenigen Tausende der Kriegerkaste ihrem Machtkitzel frönen können.

Denn weiter hat doch die Sache überhaupt keinen ersichtlichen Zweck. Geleistet wird durch den Militarismus nichts, gar nichts, wenn man nicht als politische Leistung rechnen will, daß die mittelalterliche und für die Neuzeit gänzlich veraltete Staatsform der Monarchie durch die

Kriegerkaste aufrechterhalten wird. Indem die Kriegerkaste dem Monarchen und der Monarchie eine besondere Ausnahmestellung, eine Art gottgeheiligter Persönlichkeit zuzuweisen bemüht ist, glaubt sie ihre eigne Stellung in den Augen der Volksgenossen zu heben. Bei einsichtigen Leuten gelingt ihr das natürlich nicht, aber die große Masse läßt sich doch in einigem Maße blenden. Der bunte Rock, für den namentlich die Weiber schwärmen, trägt auch noch einiges dazu bei, und so ist eben das Ergebnis, daß das ganze Volk sich dieser unsinnigen und von allen Einsichtigen längst als überlebt erkannten Form fügt.

Ja, das klingt jetzt alles etwas schroff und absichtlich karrikiert, ist aber der Grundton unzähliger Leitartikel und noch zahlreicherer Einzelberichte aus dem Leben der Soldaten und der Bürger. Daß die Soldatenjahre eine unaufhörliche Marter und Pein bedeuteten, das verstand sich für jeden denkenden Menschen von selbst. Es hat einmal ein preußischer Kriegsminister im Reichstage gesagt, die Soldatenjahre, die den jungen Mann für zwei Jahre seines Lebens aus einer oft schädigenden Berufsarbeit herausholten und ihn für diese Zeit ganz und gar mit der Stärkung seines Körpers und der Ausbildung aller seiner Kräfte beschäftigten, die müßten doch auf die jungen Leute geradeso wirken, wie die Ferienkolonie auf die Großstadtkinder wirke. Es wird manchem älteren Zeitungsleser noch in Erinnerung sein, mit welchem Sturm von Hohn und Entrüstung dieses Wort aufgenommen wurde und wie lange Zeit in sozialdemokratischen und manchen liberalen Blättern die „Ferienkolonie" als Hohnwort für den Militärdienst gebraucht wurde, während es im Grunde doch nur eine nackte nüchterne Tatsache aussprach, die jeder Arzt hätte bestätigen müssen.

Allerdings mußte der freiheitlich gesinnte und nur auf Gelderwerb gerichtete Mann von Jahr zu Jahr mit größerer Betrübnis sehen, daß der Militarismus immer weitere Volkskreise durchseuchte, daß ganz besonders viele der Führenden aus seinen eignen Reihen von den Ansteckungskeimen dieses Geistes und dieser Gesinnung nicht frei blieben. Besonders empörend war die anfangs lächerliche, später aber immer ge-

fährlicher werdende Einrichtung des Leutnants der Reserve. Welch eine Albernheit, sich darauf etwas einzubilden, daß man das Recht hatte, einen Streifen Silbergeflecht auf der Achsel und eine Silbertroddel am Säbel zu tragen und damit das Recht hatte, in jedem Jahr ein paar Wochen an dem öden Drill und der Menschenquälerei tätig teilzunehmen!

Noch schlimmer aber war es, daß es bei dieser Äußerlichkeit nicht blieb, sondern daß wirklich eine Art von innerlicher Umwandlung bei diesen Abtrünnigen zu erkennen war. Für jeden vernünftigen, auf Gelderwerb bedachten Menschen besteht die Ehre darin, daß andere Menschen von ihm wissen oder glauben, daß er seine Schulden an dem Termin bezahlt, für den er Zahlung versprochen hat. Denn auf diesem Glauben beruht der Kredit, und auf diesem überhaupt erst die Möglichkeit, größere Geschäfte zu machen, also in größerem Umfange Geld zu verdienen. Statt dieses natürlichen Ehrbegriffes übernimmt nun der Leutnant der Reserve von der Kriegerkaste einen künstlich hergestellten, ganz unvernünftigen Ehrbegriff, wonach es schon eine Beeinträchtigung der Ehre ist, wenn einem ein anderer seine Mißachtung durch ein Schimpfwort oder irgendeine Tätlichkeit kundgibt. Um solche Dinge kümmert sich ein vernünftiger Mensch doch überhaupt nicht; schlimmstenfalls gibt es aber ja auch Gerichte, die ausreichende Sühne zu schaffen wissen. Wenn einer mich einen Lumpen nennt, so ärgere ich mich natürlich darüber; aber wenn er dann vom Gericht gezwungen wird, 50 Mark und gar noch die Gerichtskosten zu bezahlen, dann ärgert er sich doch noch mehr, und damit ist die Geschichte vollkommen ausreichend gesühnt.

Daß das Militär im Grunde vollkommen überflüssig sei, war jahrzehntelang in weiten Kreisen geradezu Glaubenssatz. Nicht nur die Sozialdemokratie hatte den Programmsatz: „Volkswehr an Stelle der stehenden Heere", sondern in den weitesten Kreisen herrschte wirklich der Glaube, die Menschheit sei in der Kultur soweit fortgeschritten, daß ein Krieg gar nicht mehr denkbar wäre. Die große Friedensbewegung hat sehr viel darin verschuldet, so edel und selbstlos auch die Menschen waren, von denen sie ausging. Jetzt wissen wir

alle, daß es keinen dauernden Weltfrieden geben kann, solange es einen Welthandel gibt, bei dem verschiedene Völker miteinander rivalisieren. Aber daß der Handel überhaupt Kriegsgrund sein könne, davon schien in ganz Deutschland kein Mensch etwas zu ahnen. Übrigens einer der schlagendsten Beweise dafür, daß man aus der Geschichte nichts lernen kann.

Aber wenn man nun einmal die Meinung gelten läßt, daß es höchstwahrscheinlich niemals mehr zu einem Kriege kommen wird, eine Meinung, die bis wenige Jahre vor dem Kriege tatsächlich in den weitesten Kreisen gerade in Deutschland geteilt wurde, dann ist es eine natürliche Folgerung, daß man so große Vorbereitungen für den Krieg, wie sie in Deutschland doch notgedrungen getroffen wurden, für außerordentlich überflüssig ansieht und daß man alle Einrichtungen, auf denen diese Vorbereitungen beruhen, mit scheelen Augen betrachtet.

Ob der Weltkrieg nun alle die Leute, die früher so über das Militär gedacht haben, dauernd bekehrt haben wird, das läßt sich mit Sicherheit nicht voraussagen. Daß augenblicklich die Meinung unseres ganzen Volkes über den Wert des Militärs und auch über den Wert der vor dem Kriege so viel verspotteten Kriegerkaste ganz anderer Meinung ist, das erscheint mir vollkommen zweifellos. Jetzt wissen wir, daß diese jungen Leutnants, deren Fähigkeiten man früher auf den Näselton und das Menschenschinden beschränkt glaubte, denn doch wesentlich wertvollere Künste verstanden, daß diese zum Teil blutjungen Herren wie die Väter für ihre Soldaten sorgen konnten, daß sie sie mit der größten Geschicklichkeit in der Schlacht zu führen verstanden, und daß sie ihnen vormachten, wie man nicht nur pflichtgemäß, sondern mit freudigem Herzen in den Tod geht. Und an alle diese Künste knüpft sich das, was das deutsche Volk zum Weiterleben am dringendsten bedarf, der Sieg.

Nun geht dem ganzen Volke auch das Verständnis auf für das, was in der Soldatenzeit geleistet wurde. Ich muß da an ein Jugenderlebnis denken, das einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Es war im Jahre 1873, also auch nicht lange nach einem glorreichen Kriege. Da sah ich

ein paar Kompagnien Infanterie durch ein Dorf marschieren, und neben mir standen zwei Bauern, die das auch mit ansahen. Und da hörte ich sie sagen: „Is doch ne Schande, so veel Lüt um luter Narrenspossen." Den schleswig-holsteinischen Bauern hatte auch der Krieg von 1870 noch die Meinung nicht nehmen können, daß die Übungen der Soldaten eine unnütze Spielerei seien!

Das wird denn doch nach dem Weltkriege kaum mehr möglich sein. Jetzt weiß es jeder aus Erfahrung an sich selbst oder an seinen nächsten Angehörigen, daß die Heeresübungen die stärkste Art der Gemeinschaftserziehung sind, die man jemals gefunden hat, daß sie aus einer großen Menge von einzelnen Körpern und Seelen, von keineswegs zum Kadavergehorsam gebrochenen, sondern sehr kräftigen Willen einen einzigen Körper, eine einzige Seele und einen einzigen Willen machen, daß der selbständige Entschluß dem einzelnen keineswegs genommen ist, sondern daß er hundert Gelegenheiten findet, ihn zu betätigen; daß er aber vermöge dieser Erziehung diesen Willen von selbst immer nur so betätigt, wie es für ihn als Teil des großen Ganzen, dem er angehört, notwendig ist.

Und es hat sich gezeigt, daß der einzelne dadurch, daß er sich als Teil in den großen Gesamtkörper und Gesamtgeist einfügt, seinen Wert als einzelner nicht etwa verliert, sondern im Gegenteil ganz ungeheuerlich erhöht. Kein Mensch hätte als einzelner eine solche Fülle von Heldentaten getan, wie er sie als Soldat im Felde getan hat. Das, was jeder einzelne, auch der schlichteste Mann da draußen getan hat in diesen fürchterlichen Schlachten, an deren Möglichkeit die tollste Phantasie vor dem Weltkriege nicht gedacht hätte, das übertrifft unermeßlich weit alles das, was an Heldentum von der Geschichte bisher berichtet worden ist.

Und da sind wir denn unversehens an einen der Hauptunterschiede des Militarismus vom Mammonismus geraten. Der Mammonismus verschafft einzelnen Menschen die Möglichkeit, als Milliardäre ihre Befähigung zum Übermenschen nachzuweisen, der Militarismus macht jeden einzelnen im Volke zum Helden. Das sind auf beiden Seiten die Höchstleistungen. Sie werden nicht immer erreicht. Vom Mammonismus sind

sie in Amerika erreicht worden, vom Militarismus im deutschen Volke während des Weltkrieges.

Und wie sieht's denn nun in solch einem Helden innerlich aus?

Da leitet ein Soldat ein Automobil in die Feuerzone. Ein paar Generalstabsoffiziere haben etwas zu tun, steigen aus und befehlen dem Mann, da zu halten, bis sie aus dem Schützengraben zurück sind. Der Mann hält dort; ab und an schlägt in näherer oder weiterer Entfernung eine Granate ein; eine Anzahl von Flintenkulegn pfeift in größerer oder geringerer Entfernung an ihm vorüber. Er sitzt ruhig da und wartet, bis seine Generalstäbler wiederkommen, sich hineinsetzen; dann kurbelt er an und fährt in beschleunigtem Tempo aus der Feuerzone wieder heraus. Nachher schimpft er mordsmäßig über die Zeit, die er hat warten müssen, natürlich nicht so, daß die Generalstäbler es hören, — schimpft auf die Granaten und — nun kommt das für mich merkwürdigste, er schimpft auf die Leute, die vom Heldentum der Soldaten reden. Denn als er die Geschichte ebenso wie ich sie hier erzählt habe, wiedererzählt, da schließt er mit den Worten: „Und wir sollen Helden sein? Lächerlich!"

Dabei ist ihm der Gedanke, daß er mit seinem Auto oder auch zu Fuß ausreißen könnte, überhaupt nicht als die entfernteste Möglichkeit in den Sinn gekommen. Er hatte Befehl, da zu halten, wußte, daß der Befehl vernünftig war; denn die Generalstäbler mußten nachher zu anderer Tätigkeit schleunigst zurück; und so konnte keine Lebensgefahr ihn um Haaresbreite von seiner Pflichterfüllung abbringen. Man vergleiche nun die Gefahr, in der dieser Mann während dieser Zeit der Pflichterfüllung schwebte, mit den größten Gefahren, die homerische Helden jemals auszuhalten hatten; man denke an das Schlimmste, was Achilles dem Hektor hätte antun können, und vergleiche es mit dem, was jede Granate diesem Soldaten hätte antun können, und halte dann noch daneben, was die homerischen Helden nachher von sich sagten und was dieser Soldat von sich sagte, und urteile dann selbst, welches Heldentum höher steht.

Ja, die Intellektuellen, wie sie sich gerne nennen, mögen

nichts davon hören, auch jetzt noch nicht. Das Heldentum soll etwas Ausschließliches für höhere Geister sein. Damit ist es aber nichts. Die einfachen Leute aus dem Volke haben in diesem Weltkriege den Ruhm des Heldentums für sich erkämpft. Sie wissen vielfach ebensowenig davon, wie dieser Kraftwagenführer, von dem ich eben erzählte; aber jeder, der menschliche Leistungen und die Seelenkämpfe, aus denen sie hervorgehen, unbefangen beurteilt, der kann kein anderes Urteil fällen. Und daraus ergibt sich dann die Folgerung: Der Militarismus ist die Grundeinrichtung des Volkslebens, die jeden einzelnen zum Helden erzieht.

*

Aber was hat er denn davon, daß er ein Held ist? Wieviel Geld hat der Kraftwagenführer mit seinem Ausharren im Granatfeuer verdient?

„Was haben Sie nun von dem Dinge?" fragte ein gutgekleideter Mann einen Soldaten, der nur mit einem Bein, aber dem Eisernen Kreuz im Straßenbahnwagen saß. Der Soldat war wohl nicht recht sprachgewandt genug, um sich in Worten eine ausreichende Antwort zuzugetrauen; er begnügte sich mit einer vollwichtigen Ohrfeige. Und der lebhafte Beifall aller Anwesenden bewies, daß er damit dem Volksempfinden den richtigen Ausdruck gegeben hatte.

In diesem Fall war also nur der Fragende, aber weder der Soldat noch irgendeiner der Anwesenden der Meinung, daß man bei allen Dingen zuerst fragen müsse: „Welchen Vorteil habe ich davon?" Diese Ohrfeige bedeutete eine Absage des Militarismus an den Mammonismus, und es ist bemerkenswert, daß sie ungeteilten Beifall fand.

Ja nun freilich — auch die meisten Menschen, denen man die Geschichte erzählt, werden mit ihrem Beifall nicht zurückhalten. Diese Art der Frage erscheint uns allen als eine unerhörte Taktlosigkeit, und die Ohrfeige wird in diesem Fall auch von solchen Leuten gebilligt, die sonst Gegner aller Roheiten sind. Man spricht ja übrigens auch im Scherze gelegentlich von „schlagenden Beweisgründen", wenn man Ohrfeigen meint.

Ist nun aber wirklich eine Ohrfeige auch im logischen Sinne ein schlagender Beweisgrund?

Sehen wir einmal von der Tatsache ab, daß hier die Frage in taktloser Weise gestellt war, und betrachten wir sie als allgemein gestellt, ohne daß irgend jemand gegenwärtig wäre, der sich dadurch verletzt fühlen könnte. Was hat der Mann von dem Eisernen Kreuz? Wäre er nicht ohne Eisernes Kreuz und mit zwei gesunden Beinen besser daran?

Er hat vielleicht noch ein langes Leben vor sich. Er wird hier und da, namentlich in der ersten Zeit nach dem Kriege, wo er sich um Arbeit bemüht, wegen seines Eisernen Kreuzes vorgezogen werden. Wird es auf die Dauer so sein? Es gibt sehr wenige Arbeitsstellen, bei denen der Mann mit einem Bein wirklich unter allen Umständen dasselbe leisten kann wie der mit zwei gesunden Beinen. Er bekommt Invalidenrente, gewiß! Sein Einkommen hält sich damit vielleicht auf der Höhe, die es haben würde, wenn er noch vollständig gesund wäre. Vielleicht! Denn die Praxis zeigt da doch meistens anderes. Aber er hat gewiß nicht früher die Absicht gehabt, sein Einkommen immer auf derselben Höhe zu erhalten. Er hat emporsteigen wollen, er hat den Wunsch gehegt, es zu höheren Einkommensstufen zu bringen. Im Wettbewerb um diese höheren Einkommensstufen ist er ganz gewiß durch den Verlust seines Beines nicht gestärkt worden. Er wird andere über sich emporsteigen sehen, mit denen er es seiner Meinung nach bei gesunden Beinen sehr gut hätte aufnehmen können. Was wird das für eine Wirkung auf seine Lebensstimmung haben? Denken wir da einmal gleich weiter an das krasseste Bild, das uns von früheren Jahren her aus Witzblättern in der Erinnerung schwebt, das aber doch leider nicht allzuviel von der Wirklichkeit abwich. Ein zerlumpter einbeiniger und einarmiger Invalide dreht bettelnd einen Leierkasten und singt dazu: „Was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland!"

Kurzum, ist es nicht für jeden Menschen besser, im gesunden Besitz aller seiner Gliedmaßen zu bleiben und so die Gewißheit zu haben, daß er mit vollen Kräften für sich und seine Angehörigen sorgen und durch fleißigen Erwerb seine

und ihre Zukunft sicherstellen kann? Würde nicht er und seine Familie dadurch glücklicher geworden sein als durch sein Heldentum? Ja würde er sich nicht auf die Dauer auch einer höheren Wertschätzung bei seinen Mitmenschen erfreuen?

Denken wir uns nun von dem geohrfeigten Fragenden das Schlimmste, was man, wenn man den Zeitungen glauben darf, jetzt von einem Menschen denken kann, nämlich daß er ein erfolgreicher Kriegswucherer sei. Wer wird nun nach dem Kriege der angesehenere Mensch sein, der einbeinige Träger des Eisernen Kreuzes oder der durch Kriegswucher reich gewordene Mann?

Ich meine, da kann die Antwort denn doch bei ehrlichen Menschen in keiner Weise zweifelhaft sein. Dem Kriegswuchermillionär wird die erste Zeit noch ein etwas unangenehmer Geruch anhaften; aber der wird nach wenigen Jahren verschwunden sein. Nachher fragt kein Mensch mehr nach der Entstehung seines Vermögens, sondern nimmt das als Tatsache an und legt es der Schätzung, die man ihm zuteil werden läßt, zugrunde. Ist einer erst einmal Millionär, so wird es ihm leicht werden, sein Vermögen noch zu vergrößern; er wird, wenn auch im Kleinen, schon etwas als Übermensch wirken, jedenfalls in großem Maße wohltätig sein und sich um Gemeinde und Staat verdient machen können. Dafür werden Titel und Ordensauszeichnungen nicht ausbleiben, und er wird auch darin hoch über dem Manne stehen, der nichts hat als sein Eisernes Kreuz. Denn schließlich wird es nach dem Weltkriege Hunderttausende mit dem Eisernen Kreuz geben, und die Millionäre mit den Orden werden an Zahl immer erheblich geringer sein.

Ja, wir wollen die Sache noch mit einem anderen Scheinwerfer beleuchten. Als die entschiedensten Vorkämpfer des Militarismus unter den Parteien gelten bekanntlich die Konservativen. Man sollte meinen, daß wenigstens in deren Wertschätzung der Krüppel mit dem Eisernen Kreuz höher stehen sollte als der durch Kriegswucher reich gewordene Ordens- und Titelträger. Hier ist nun nachweisbar das Gegenteil der Fall. Das Übergewicht des Reichtums macht sich ja in jedem beliebigen Wahlsystem geltend. Wir werden später noch ge-

legentlich darüber zu reden haben. Aber als staatliche Einrichtung anerkannt und geheiligt ist es doch hauptsächlich in dem Klassenwahlrecht, das trotz der herben Verurteilung, die es durch Bismarck fand, von den Konservativen noch immer als angebliche Grundlage des preußischen Staates verteidigt wird *). Bei dieser Verteidigung heißt es, daß die Mitwirkung bei der Gesetzgebung sich nach den Leistungen des einzelnen richten soll. Und das wird von der konservativen Partei rein mammonistisch aufgefaßt. Die Leistungen, die dem Invaliden das Eiserne Kreuz gebracht haben, mögen die der homerischen Helden beschämen — in den Augen des preußischen Konservativen gelten sie, soweit der preußische Staat in Betracht kommt, gar nichts. Die einzigen Leistungen, die der preußische Konservative gelten läßt, sind die Steuerzahlungen an den Staat. Und da der reichgewordene Kriegswucherer in der Steuerleistung dem Invaliden mit dem Eisernen Kreuz mehrhundertfach überlegen ist, so gebührt ihm auch mehrere hundert Mal größerer Einfluß auf die Gesetzgebung des preußischen Staates. Er ist auch in den Augen des preußischen Konservativen nicht nur ein wertvollerer Mann als der Invalide mit dem Eisernen Kreuz, sondern ein mehrere hundert Mal wertvollerer Mann.

Da sieht man also, daß die Hochschätzung des Gelderwerbs oder, wie die Andersgesinnten sagen, die Mammonsknechtschaft auch schon durchaus herrschend in den Kreisen auftritt, bei denen man immerhin noch die schärfste Gegnerschaft dagegen voraussetzt. Wenn man nun also alle diese Dinge ohne Schönrednerei nur nach dem tatsächlichen Werte der Dinge beurteilt, wie muß man sich dann zu dem Werte des Heldentums stellen?

Nun, man muß sagen, das Heldentum ist gut, in Liedern und in Reden, besonders auch in Toasten gefeiert zu werden, aber im wirklichen Leben wird das erworbene Geld und infolgedessen auch der Gelderwerb unzweifelhaft höher geschätzt, mögen die Schätzenden nun Liberale oder Konservative sein.

*) Das war vor der Kaiserlichen Osterbotschaft von 1917 geschrieben. Die Botschaft hat die politische Lage geändert, aber nicht die Gesinnung, von der wir hier sprechen.

Und wenn eine Schätzung nun so allgemein ist, kann sie dann ganz unberechtigt sein? Fragen wir dann doch einmal weiter: Was hat denn das ganze Volk vom Heldentum? Wann ist Heldentum nützlich? Nur im Kriege. Nun haben wir ja jetzt mehrere Jahre Krieg, so lange, wie uns das seit dem Siebenjährigen Kriege nicht mehr geschehen ist. Denn die drei Feldzüge der Freiheitskriege waren durchaus nicht ein so zusammenhängender Krieg wie der Weltkrieg. Deswegen hat gerade jetzt das Heldentum eine außergewöhnlich große Zeit der Anerkennung gehabt.

Immerhin — zwischen 1871 und 1914 lagen 43 Jahre des Friedens, wo wir Helden überhaupt nicht brauchen konnten. Der Weltkrieg wird auch wieder zu Ende gehen, und es wird eine Zeit des Friedens kommen, wo wir wieder keine Helden in einer für sie würdigen Weise verwenden können. Da werden wir wieder auf die Leute angewiesen sein, deren Hauptgeschicklichkeit der Gelderwerb ist. Wenn also wirklich, wie wir vorhin feststellen mußten, der Militarismus jeden einzelnen im Volke zum Helden erzieht, so ergibt sich nun die Gefahr, daß der Militarismus gerade dadurch jeden einzelnen zum Wirtschaftsleben untüchtig macht. Und so könnte er gerade dadurch dem Volke ganz außerordentlich mehr schaden, als er nützt.

Vielleicht haben daher die Leute recht, die der Meinung sind, daß man vor allen Dingen einen schnellen Frieden um jeden Preis erstreben müsse. Ein Sieg bringt uns vielleicht etwas günstigere Lebensbedingungen, auch äußerlicher Art; aber je länger er sich hinzieht, desto untüchtiger wird das deutsche Volk, auch diese günstigeren Lebensbedingungen auszunutzen. Es wandelt sich immer mehr zum Heldentum um und verläßt dadurch die geregelten Bahnen des wirtschaftlichen Daseins. Diese Bahnen sind von der Volkswirtschaft im ganzen ja überhaupt verlassen, und auch das muß zu ernsten Besorgnissen für die Zukunft Anlaß geben. Je länger die Unterbrechung des regelmäßigen Wirtschaftslebens dauert, um so mehr werden sich auch äußerlich die Erwerbsmöglichkeiten verschlechtern. Und wenn nun gar noch sämtliche Menschen für das Erwerbsleben untüchtiger gemacht werden da-

durch, daß sie gar zuviel Heldentum für die Lebensbahn mitbekommen, dann können die Folgen ganz außerordentlich schlimm sein. Dann erst werden wir nach dem Kriege vollständig verarmen und in Wahrheit die Besiegten sein, selbst wenn wir noch den einen oder den anderen Sieg auf dem Schlachtfeld zu Lande oder zu Wasser erfochten haben.

Der geneigte Leser möge nicht glauben, daß diese Betrachtungen so ungeheuerlich sind, wie sie ihm auf den ersten Blick erscheinen dürften. Wenn man mit einiger Sorgfalt die Blätter liest, denen der Börsenverkehr als Stätte höchster menschlicher Tüchtigkeit gilt, und wenn man die Handelsnachrichten mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, dann wird man finden, daß diese Gedankengänge nicht etwa nur hier im Rahmen dieser Darstellung entstanden sind, sondern etwas wiedergeben, was in den Gedanken und den Herzen sehr vieler und sehr einflußreicher Menschen tatsächlich vor sich geht.

Und nun muß man sich immer gegenwärtig halten; wenn man vom Werte des Menschentums und vom Werte des Volksganzen wirklich durchdrungen ist, so kann man keinem Gedankenkreis und keiner Stimmung, die sich in irgendeinem Volkskreise wirklich findet, von vornherein jede Berechtigung absprechen. Jeder Gedankenkreis, auch der anscheinend unvernünftigste, ja der anscheinend abscheulichste, muß einen vernünftigen und sittlichen Untergrund haben. Nur darauf beruht seine Lebensmöglichkeit. Und wenn man denn irgendeinen Gedankenkreis, irgendeine Volksstimmung verurteilen will, so darf man das nicht eher, ehe man nicht seinen vernünftigen und sittlichen Untergrund aufgefunden hat. Das Bestreben, jeden einzelnen Volksgenossen zum Wirtschaftsleben so tüchtig wie möglich zu machen, ist sicherlich ebenso ein vernünftiges, wie auch ein sittliches Bestreben. Und das ist der vernünftige und sittliche Untergrund des Mammonismus. Erst wenn wir uns das vollkommen klargemacht haben, können wir zu einer gerechten Beurteilung und dadurch, je nach dem wie unsere weiteren Untersuchungen ausfallen, zu einer Verherrlichung oder zu einer Verurteilung des Mammonismus gelangen.

Also wir müssen uns vollkommen klar darüber werden, wir haben wirklich einen geschlossenen und in sich unwiderleg-

lichen Gedankenkreis vor uns. Das Wirtschaftsleben ist auf dem Gelderwerb und der Gelderwerb wieder auf dem Wettbewerb der einzelnen aufgebaut. Auf dem Wirtschaftsleben beruht unzweifelhaft alle Kultur, nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die geistige und die sittliche. Darum ist es erstes Erfordernis aller Kulturbestrebungen, das wirtschaftliche Leben zu fördern. Und alles das, wodurch das wirtschaftliche Leben nachweisbar verschlechtert wird, ist unzweifelhaft als kulturfeindlich anzusehen.

Wenn sich nun unzweifelhaft herausstellt, daß das Heldentum den Menschen nicht wirtschaftlich tüchtiger macht, sondern im Gegenteil die Gefahr in sich trägt, den Menschen dazu untüchtiger zu machen, so ist es ein Kulturfaktor von höchst zweifelhaftem Werte. Von dem, was allenfalls auf die Seelenstimmung des ganzen Volkes günstig wirken mag, muß abgezogen werden, was es der Volksentwicklung dadurch entzieht, daß es die wirtschaftlichen Grundlagen aller Kultur verschlechtert. Schon aus diesem Grunde kommt man dann zur Verurteilung aller Kriege.

Und der Grund, den wir hier für diese Verurteilung aufgedeckt haben, liegt noch viel tiefer als die Gründe, die gewöhnlich dafür ausgesprochen werden, daß es nämlich Torheit sei, nutzlos so außerordentlich viel Werte zu vernichten, ganz abgesehen davon, daß soundso viele Menschenleben verloren gehen, deren Bewertung innerhalb des Mammonismus ja eine zweifelhafte, bisher von uns noch nicht untersuchte Sache ist.

Genug, wir kommen aus diesen Erwägungen heraus zu dem Schlusse: Der Krieg ist auch dann oder gerade dann durchaus zu verwerfen, wenn er jeden einzelnen Volksgenossen aus einem tüchtigen Gelderwerber zu einem Helden umwandelt. Denn eben dadurch schädigt er die Grundlage aller Kultur. Und wenn das so ist, dann sind natürlich auch alle Einrichtungen verwerflich, die die Menschen für den Krieg tüchtig machen, die ihn zu diesem Heldentum vorbereiten. Dann ist der Militarismus als unbedingt kulturwidrig nachgewiesen, und die Engländer, die den Krieg führen, um die Menschheit von diesem Militarismus zu befreien, sind wirklich die vom Kulturlauf

selbst beauftragten Vorkämpfer der Menschheit und wahrer Menschlichkeit gegen ein gewiß in mancher Hinsicht schönes und von Dichtern und Künstlern vielleicht mit Recht gepriesenes Heldentum, das aber beim jetzigen Stande der Menschheitsentwicklung nur noch als Rest überwundenen Barbarentums fortbesteht.

Soll die Menschheit sich weiterhin aufwärts entwickeln, so muß Krieg und Heldentum in dem alten barbarischen Sinne beseitigt werden. Die Helden der Neuzeit sind die großen Wirtschaftsfürsten, die es verstanden haben, durch geschickte Erwerbstätigkeit Milliarden zusammenzubringen, und die mit diesen Milliarden das Wirtschaftsleben großer Völker und schließlich der ganzen Welt beherrschen. Friedrich der Große, Napoleon, Blücher, Moltke, Hindenburg werden auch in Zukunft von Geschichtsschreibern und Dichtern gepriesen werden. Und diese Lobpreisungen werden gern gehört und gelesen werden, gerade wie wir noch jetzt gern von den Taten unserer barbarischen Vorfahren vor Tausenden von Jahren hören und lesen. Die gereifte Billigung höherer Lebensgesittung wird aber den amerikanischen Milliardären und ihren künftigen Nachfolgern in unseren Landen zuteil werden, deren Auftreten wir ja im nächsten halben Jahrhundert zu erwarten haben. Nach dem Ausspruch eines deutschen Staatsmannes und tüchtigen Amerikakenners sind ja die Amerikaner uns 50 Jahre voraus.

Natürlich werden wir dann auch unsere politischen Einrichtungen denen dieser wirtschaftlich höher gesitteten Völker anzupassen haben. Es ist das ja auch ein Teil der Friedensforderungen unserer Feinde. Wir sollen den Militarismus abschaffen und dafür das, was Demokratie genannt wird, bei uns einführen. Das Wesen der Demokratie können wir schon jetzt an der Einwirkung der amerikanischen Milliardäre auf Staatseinrichtungen und Politik der Vereinigten Staaten von Amerika studieren. So also wird es nach 50 Jahren auch bei uns aussehen, wenn wir uns aus den Abwegen des Heldentums, dem wir im Weltkriege verfallen sind, mit tapferem Entschluß zu retten wissen und wieder im freien Spiel der Kräfte den Trieb in uns stärken und entwickeln, durch den

der Kulturmensch sich über den Barbaren erhebt, den Trieb Geld zu erwerben.

Am sichersten würde die Menschheit auf diesem Wege vorwärtskommen, wenn nicht wir, sondern unsere Feinde die Sieger wären. Sie sind es ja, die von vornherein gerade diese Art der Kultur mehr anerkannt haben als wir. Schon die ersten Ankündigungen des Krieges bewiesen das. Wir wollten in mittelalterlich-barbarischer Weise kämpfen „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß", die Engländer aber „bis zum letzten Penny". Es fragt sich nun, worin die stärkere Kraft liegt.

*

Ja, das ist nun leider eine ganz unzweifelhafte Sache, und darin können auch die stärksten Freunde des Mammonismus nicht mehr recht anderer Meinung sein — innerhalb des Krieges hat sich bisher der Militarismus ganz außerordentlich viel stärker erwiesen. Und das ist auch innerhalb der mammonistischen Denkungsweise immerhin eine sehr verdächtige Sache. Gerade die Art und Weise, wie der Erwerbstrieb geltend gemacht wird, läßt immer das Recht des Stärkeren gelten. Der Sieger ist unzweifelhaft immer der Stärkere, und sein Wille ist maßgebend. Das gilt beim einzelnen gegen den einzelnen, das gilt bei Verbänden gegen andere Verbände, und so sollte man schließlich auch meinen, es müßte auch gelten, wenn die Gesamtheit der Vertreter einer Weltanschauung gegen die Gesamtheit der Vertreter einer anderen Weltanschauung in Kampf gerät. Also wenn die Vorkämpfer des Militarismus im wirklichen Kriege sich den Vorkämpfern des Mammonismus überlegen zeigen, dann muß in der Wertschätzung des Mammonismus noch irgendwo ein Fehler sein. Oder es muß dem Mammonismus selbst noch irgend etwas Fehlerhaftes anhaften, das erst zu beseitigen wäre, ehe er seine kulturfördernde Tätigkeit ungehemmt ausüben könnte.

England ist in den Krieg hineingegangen, wie eine große Firma in ein weitaussehendes Geschäft eintritt. Ganz genau so. Ja es hat sogar seine Beteiligung anfänglich ganz fest

beschrankt. England wollte mit 150 000 Mann in den Weltkrieg hineingehen. Es betrachtete sich vielleicht haftbar für weitere 150 000 Mann; aber höher scheint es sein Risiko nicht eingeschätzt zu haben. Diese 150 000 Mann waren nicht in dem Sinne Volksgenossen, wie es unsere Vaterlandsverteidiger sind. Das waren geldmäßig zu berechnende Geschäftsgrößen, nicht anders als die Geschütze und Gefährte, die man auch mit in den Krieg sandte.

Noch genauer gesprochen: die Soldaten waren die Lohnarbeiter des Krieges. Lohnarbeiter kann man immer genug bekommen, wenn man nur Kapital genug hat. Wenn sie bei der Arbeit draufgehen, so ist das für den Kapitalisten ziemlich belanglos. In dieser Art ist der Sklavenbesitzer schlimmer daran; für ihn bedeutet der Tod eines Sklaven einen empfindlichen Geldverlust. Dem Geschäftsmann, der Arbeiter angeworben hat, ist der Tod eines Arbeiters gewiß eine beklagenswerte Sache, soweit es einen seiner Mitmenschen betrifft, aber geschäftlich vollkommen gleichgültig. In diesem Sinne hat unzweifelhaft die englische Regierung die 150 000 Mann angesehen, die sie nach Frankreich zur Hilfe schickte.

Deswegen kam dem englischen Minister auch gar nicht in den Sinn, von „Kämpfen bis zum letzten Mann" zu sprechen. Für einen Kapitalbesitzer gibt es keinen letzten Mann. Solange wie er noch Geld hat, kann er immer wieder frische Leute kriegen. Das war einfach Glaubenssatz, nicht nur der englischen Geschäftsleute und der englischen Staatsminister, sondern auch der englischen leitenden Militärs. Der bedeutendste Militär, den England gehabt zu haben scheint, Lord Kitchener, ist unzweifelhaft bis zu seinem Lebensende Gegner der allgemeinen Wehrpflicht gewesen. Er hat den Krieg immer nur so angesehen, wie ein großer Unternehmer jede große Unternehmung ansieht. Die Leute, die man dazu gebraucht, kann man für Geld jederzeit in jeder gewünschten Menge haben. Natürlich muß man die Geschäftskniffe verstehen, und unter Umständen ist es nötig, auch die Anwerbung der Arbeiter mit großer Reklame zu machen.

In dieser Reklame war Kitchener, oder wer das in seinem

Auftrage gemacht hat, Meister. Einiges ist ja davon nach uns herübergemeldet worden, vielleicht wird man später noch mehr davon erfahren. Uns erschien die Sache einigermaßen unwürdig, da wir andere Auffassungen von der Tätigkeit eines Kriegers und Vaterlandsverteidigers haben. Die Vaterlandsverteidigung wirkte aber in diesen englischen Ankündigungen nur wie jeder beliebige andere Reklametrick. „Jedermann muß sein Vaterland verteidigen", klang dort genau so, wie es uns klingt, wenn wir in der Zeitung lesen, „jeder Mann muß seiner Frau eine Waschmaschine kaufen". Denn es folgt danach eine Darlegung aller Vorteile, die dem Manne daraus erwachsen, dem Deutschen, wenn er seiner Frau eine Waschmaschine kauft, dem Briten, wenn er sich für das Heer anwerben läßt.

Und dann, wenn man sich auch von unserer Auffassung aus geneigt fühlt, über die Sache zu spötteln, muß man doch nicht verkennen, welchen ungeheueren Erfolg diese Kitchenersche Art, Heere aufzustellen, in Wirklichkeit gehabt hat. Es ist zweifellos, wir haben es alle für Prahlerei gehalten, daß Kitchener in dieser Weise 3 Millionen Menschen zusammenbringen wollte. So etwas ließe sich durch Reklame denn doch nicht machen! Aber es ist gemacht worden, die 3 Millionen sind tatsächlich so zusammengekommen. Also man soll über die Macht dieser Art der Geschäftstricks und über die Kraft des Geldes niemals zu gering denken. Auch diese Leistungen sind ungeheuerlich und gehen weit über das hinaus, was wir vor dem Kriege für möglich hielten.

Und doch — es langte nicht. Das Heer wuchs riesengroß über alle Vorstellungen hinaus, die sich der harmlose Geschäftsengländer vor dem Kriege von einem möglichen Heere gemacht hatte; aber auch dieses riesengroße Heer war immer noch nicht groß genug, um den Barbaren Widerstand zu leisten, geschweige denn, daß man die Barbaren damit hätte überwinden können. Und nun hat es schon längere Zeit in England Leute gegeben, die das Barbarentum durch Barbarentum bekämpfen wollten, die die allgemeine Wehrpflicht, also den unverhüllten Militarismus, dem freiheitlichen England auf-

zwingen wollten. Das hieß denn doch wirklich, den Teufel durch Beelzebub vertreiben; denn der Militarismus eines fremden, aber halb barbarischen Landes ist zwar schon schlimm durch seine Wirkung auf die übrige Kulturmenschheit; aber nun diesen selben Militarismus in das Volk hineinbringen, das als erstes aller Kulturvölker nicht nur herrschen, sondern auch vorbildlich sein soll, das ist doch noch ganz unvergleichlich schlimmer.

In der Tat, es ist eine Abweichung von den Wegen, auf denen England bisher zur Größe gegangen ist. Und vielleicht haben die Leute nicht unrecht gehabt, die sich dieser Abweichung mit allen Kräften widersetzten, unter ihnen als erster der Sachverständigste auf militärischem Gebiete, Lord Kitchener. Aber die Ereignisse waren stärker als die stärksten Überzeugungen; es mußte sein, die Wehrpflicht wurde eingeführt, England ging für die Zeit des Krieges zum Militarismus über.

Das ist nun, rein geschichtlich gesprochen, ein so glänzender Sieg des Militarismus, wie ihn die fanatischsten Militaristen in Deutschland vor dem Weltkriege niemals zu hoffen gewagt hätten. Ich hätte nur einmal die Gesichter sehen mögen, wenn vor dem Weltkriege in einer großen Gesellschaft von Intellektuellen aller Berufsstände irgend jemand aufgestanden wäre und prophezeit hätte, „in dem ersten Kriege, den England gegen uns führen wird, wird England zum Militarismus übergehen, wird England die allgemeine Wehrpflicht einführen!" Ich weiß nicht, ob der Hohn oder die Verachtung größer gewesen wäre.

Ich bin nun auch fest überzeugt, daß gerade dieser Schritt Englands als eine entscheidende Wendung der ganzen Weltgeschichte angesehen werden wird. Die Streitfrage über das Stärkeverhältnis von Mammonismus und Militarismus ist dadurch in gewissem Sinne schon entschieden. Die Entscheidung lautet: Bei stärkster Anspannung aller Volkskräfte, so wie sie sich bei einem Kampfe der einen Hälfte der Menschheit gegen die andere notwendig macht, ist der Militarismus dem Mammonismus so vollständig überlegen, daß der Mam-

monismus widerstandslos seine Herrschaft an den Militarismus abtritt. Allerdings - wohlverstanden, vorläufig nur zeitweise, nur für die Dauer des Krieges. Und der Krieg bleibt ein Ausnahmezustand. Sobald regelmäßige Zustände wieder hergestellt sind, ist das Kräfteverhältnis wieder ganz anders.

*

Aber nun könnte man meinen, man käme vielleicht zu einer richtigen Fassung des Gegensatzes, wenn man sagte: Der Mammonismus ist die geeignetste Einrichtung eines Volkes und der Menschheit für den Frieden, und der Militarismus ist die geeignetste Einrichtung eines Volkes und der Menschheit für den Krieg. Oder noch kürzer und schärfer gefaßt, der Mammonismus ist der Friede, der Militarismus ist der Krieg!

Das sind in der Tat genau die Worte, mit der ich meine eigne Überzeugung von der Sachlage aussprechen würde. Nur möchte ich mir erlauben, die einzelnen Wörter etwas anders zu ordnen und zusammenzustellen. Meine Überzeugung lautet: Der Mammonismus ist der Krieg, der Militarismus ist der Friede, für die einzelnen Völker sowohl wie für die Menschheit.

Ja, ich glaube nicht einmal, daß vielen Lesern diese Fassung jetzt so verrückt vorkommen wird, wie sie weitaus den meisten vor dem Weltkrieg unzweifelhaft vorgekommen wäre. Aber auch da hätte uns der Verlauf der Weltgeschichte schon mit der Nase darauf stoßen können. Das von der Kriegerkaste beherrschte Land des Militarismus hat, nachdem es überhaupt zum Reich zusammengewachsen war, nachdem es als Volk ein wirkliches Lebewesen geworden war, bis zum Ausbruche des Weltkrieges überhaupt vollständig Frieden gehalten. Das Land des Mammonismus hat in dieser selben Zeit eine Reihe der größten Kriege zum Teil geführt, zum Teil veranlaßt. Zu den veranlaßten Kriegen gehört der japanisch-russische, der durchaus zum Vorteile Englands geführt worden ist. Von den selbständig geführten ist der ungeheuerlichste der gegen die Burenstaaten, dessen mammonistische Entstehung über jeden Zweifel erhaben ist. Wären in den Burenländern keine Goldfelder aufgefunden worden, niemals hätten sich die

englischen Heere gegen die Freistaaten in Bewegung gesetzt. Nicht die geringste politische Notwendigkeit lag für die Engländer vor, diesen Krieg zu führen, es war reiner unverfälschter Erwerbskrieg. Die Engländer wollten über die Art und Weise, wie die Goldgräberei betrieben werden sollte, selber zu bestimmen haben und nicht die Bestimmung den unberechenbaren Launen von Leuten überlassen, die zu der Beteiligung an der internationalen Geldherrschaft zu ungeschickt waren. Der Burenkrieg war also nicht nur ein von der Vormacht des Mammonismus geführter Krieg, sondern er war auch an und für sich ein rein mammonistischer Krieg und zugleich — vielleicht aber auch gerade darum — einer der grausamsten Kriege, die jemals geführt worden sind. Damals zuerst ist in der Neuzeit der Krieg gegen ein ganzes Volk geführt worden, der Krieg vor allen Dingen geführt worden gegen Weiber und Kinder. Diese Neuerung dankt das Völkerrecht den Engländern.

Die ganze Geschichte Englands in der letzten Zeit lehrte, ein mammonistisch regiertes Volk führt in dem Augenblicke Krieg, wo es das für seine Geldverhältnisse für wünschenswert hält. Der Krieg ist ihm nur eine Fortsetzung des Geschäftes mit anderen Mitteln. Und das ist wiederum nur dadurch möglich, daß das Geschäft, wie es jetzt verstanden wird, als Tätigkeit des Erwerbstriebes im Kampf gegen andere, die von demselben Erwerbstriebe geleitet werden, seiner innersten Wesenheit nach schon selber Krieg ist.

Und in demselben Verhältnis, in dem wir hier den Mammonismus zum Kriege sehen, sehen wir in gleicher Zeit den Militarismus zum Frieden. Das Deutsche Reich hat seit seinem Bestehen schon mehrfach die günstigsten Gelegenheiten zu wahrscheinlich gewinnbringenden Kriegen gehabt. Die erste Gelegenheit war der russisch-türkische Krieg von 1877/78. Wir haben mit vollkommen reinen Händen und weißer Weste dabei gestanden und uns durch unser ehrliches Maklertum auf dem Berliner Kongreß lediglich den furchtbaren Haß des ganzen russischen Volkes zugezogen, den wir dabei sogar zum großen Teil von England auf uns ablenkten. Hätten wir uns tätig beteiligt und selbst irgendwie einen Teil der Beute für uns

genommen, der Haß gegen uns könnte auch nicht größer sein. Aber wir hätten, wenn man die Sache vom Erwerbssinne aus betrachtet, doch etwas dabei gewonnen.

Eine fernere große Gelegenheit war der Burenkrieg. Kurz vorher war der heftige Zusammenstoß zwischen England und Frankreich gewesen, der sich an den Namen Faschoda knüpft. Frankreich und Rußland waren bereit, sich mit uns gegen England zu verbünden. Im Bunde mit diesen beiden wäre es möglich gewesen, England niederzuwerfen, und der Krieg, der dazu nötig gewesen wäre, hätte an Furchtbarkeit sicherlich den jetzigen Weltkrieg nicht erreicht. Wiederum haben wir uns diese Gelegenheit entgehen lassen. Wenige Jahre darauf gelang es den Engländern, die Japaner gegen Rußland zu hetzen. Rußlands Kräfte waren auf das Äußerste in Anspruch genommen. Rußlands Haß gegen uns war bekannt, sein Bündnis mit Frankreich kein Geheimnis mehr. Das war, wie es scheint, die gegebene Gelegenheit, von uns aus über Rußland herzufallen und ihm so die Möglichkeit zu nehmen, nachher Jahr und Tag im Weltkrieg als der stärkste Feind uns gegenüberzustehen. Wir haben auch das nicht getan, wir haben wiederum den Frieden vorgezogen.

Es hat auch bei uns im Lande Leute gegeben, und es gibt noch solche Leute, die glauben, daß dies bei all diesen Gelegenheiten und bei einigen anderen, wo eine tätige Politik uns größere Vorteile ihrer Meinung nach hätte verschaffen können, falsch gewesen sei, daß eine richtige Politik schneidiger vorgegangen wäre. Sie hätte allerdings auch vor einem Kriege nicht zurückschrecken dürfen.

Ich bin der Überzeugung, wenn wir gegen unser augenscheinliches Interesse in all diesen Fällen den Frieden dem Kriege vorgezogen haben, so entsprach das dem innersten Wesen unseres deutschen Volkswillens. Der deutsche Volkswille ging eben nicht darauf, sich bei Verteilung der Erde und der Menschheitsgüter unter allen Umständen vor anderen Völkern irgendwelche Vor-Teile zu sichern, sondern nur darauf, in Ruhe und Frieden leben und arbeiten zu dürfen. Das deutsche Volk wollte den Frieden; und der berufene Führer des deutschen Volkes war doch zugleich ein Teil des deutschen

Volkes. In seinem Herzen war der Friedenswille ebenso stark wie im ganzen übrigen Volke, und demgemäß hat er den Frieden gewahrt, ist er keiner Versuchung erlegen, diesen Frieden einem augenscheinlichen Vor-Teil zu opfern. Wir hatten unseren wohlgemessenen Anteil an den Gütern der Erde, einen Vor-Teil begehrten wir nicht.

Aber nun warum wohl nicht? Soweit wir sehen können, läßt sich doch kein Mensch einen Vorteil entgehen, wenn er sich ihm von selber darbietet.

Ja, der Grund war eben unsere durch und durch militaristische Gesinnung und Einrichtung. Am leichtesten läßt sich das an der Einrichtung zeigen. England hat leicht Krieg führen, um einen Geldvorteil einzuheimsen. Wir sprachen schon davon. England war gewöhnt, sich seine Leute zu mieten, die für Geld andere totschossen und, wenn es nicht anders ging, auch sich selber totschießen ließen. Wir in unserem Militarismus hatten nicht die Einrichtung, uns für diese Zwecke belanglose Menschen zu mieten. Was wir erkämpfen wollten, mußten wir mit unserem eigenen Blute bezahlen. Und dazu war unser eigenes Blut uns zu kostbar. Von dem Augenblick an, wo der Militarismus als Volkseinrichtung das ganze deutsche Volkswesen durchzog, hat für unsere Politik der Grundsatz gegolten, den Bismarck ausgesprochen hat: Wenn die militärische Kraft eines Volkes auf dem Volksheere beruht, so darf man nur solche Kriege führen, die zu vermeiden ganz und gar nicht in unserer Kraft steht. Vor allen Dingen ist es vollkommen unzulässig, einen Krieg um deswillen zu führen, weil wir ihn wahrscheinlich doch später einmal führen müßten und jetzt gerade einen Augenblick sehen, wo wir ihn in einer für uns günstigeren Lage führen können. Denn menschliche Voraussicht reicht niemals so weit, um mit voller Sicherheit zu sagen, daß dieser Krieg sich nicht vermeiden läßt. Und einen Krieg zu führen, der sich unter Umständen hätte vermeiden lassen, das kann kein Staatsmann verantworten, wenn er den Krieg mit einem Volksheere führen muß. Die ganze Politik des Deutschen Reiches hat gezeigt, daß dieser Grundsatz für das deutsche Volk zur Lebensnotwendigkeit geworden war. Eben weil das deutsche Volk durch und durch mili-

taristisch eingerichtet war, eben dadurch war es genötigt, sich die günstigsten Gelegenheiten zum Angriffskriege entgehen zu lassen.

Also da hat es sich wirklich bewährt; der Militarismus war der Friede. Und er ist vom Kriege nur abgelöst worden durch das Eingreifen der rein mammonistischen Macht, durch das Eingreifen Englands.

Aber, sagt man, schließlich hat im letzten Grunde doch das allgemeine Wettrüsten den Weltkrieg herbeigezwungen, und dieses Wettrüsten war eine Erscheinungsform des Militarismus. Von Deutschland ist es ausgegangen, und notgedrungen haben Frankreich und Rußland die Sache mitgemacht. Und so haben sie sich gegenseitig immer weiter gesteigert, bis dann schließlich eintrat, was jeder Einsichtige voraussehen mußte, was viele Einsichtigen immer vorausgesagt haben, das Wettrüsten konnte zu nichts anderem führen als zum Weltkriege.

Ich bin auch da vollkommen entgegengesetzter Meinung. Zunächst ist das Wettrüsten nicht von Deutschland ausgegangen, sondern von Frankreich. Und Frankreich hat zu rüsten begonnen, nicht weil es für den Verlust von Elsaß-Lothringen Revanche nehmen wollte, sondern weil es für die erlittene Niederlage Revanche nehmen wollte. Man muß doch immer wieder daran erinnern, daß schon der Krieg 1870 von Frankreich als ein Revanchekrieg unternommen war. Damals sind die Franzosen ins Feld gerückt mit dem Feldgeschrei „Revanche für Sadowa"! Weil Preußen einen glänzenden Sieg erfochten hatte, darum fühlte sich Frankreich verpflichtet, einen noch glänzenderen Sieg über Preußen zu erfechten. Und ein solches Volk, dem schon ein in fernen Landen erfochtener Sieg so stark zu Herzen ging, hätte die deutschen Siege von Gravelotte und Sedan ohne Revanchebegehren hinnehmen sollen? Das ist eine gänzlich unmögliche Vorstellung. Und wenn die Abtretung von Elsaß-Lothringen irgendwie auf den Weltkrieg eingewirkt hat, so hat sie es in dem Sinne getan, daß sie den Beginn des Weltkrieges um Jahrzehnte verzögert hat.

Sobald der Friede geschlossen war, hat Frankreich mit

allen Kräften, die in ihm waren, zu rüsten begonnen. Das hätte es auch getan, wenn es Elsaß-Lothringen behalten hätte, nur daß dann eben sehr viel mehr Kräfte in ihm gewesen wären. Unsere deutsche Rüstung ist nur in weitem Abstande zögernd nachgefolgt. Was es dabei für Kämpfe im Reichstage gegeben hat, das sollte später einmal in Urkunden zusammengestellt werden. Wir sind, obwohl wir, oder ich will lieber meiner wirklichen Überzeugung nach sagen, weil wir schon länger durch und durch militaristisch eingerichtet waren, auch hier immer in der Verteidigung geblieben. Frankreich aber ist tatsächlich erst nach 1871 in den wirklichen Militarismus hineingekommen. Der Revanchetrieb ist nicht innerhalb des Militarismus, sondern schon vorher entstanden, aus geschichtlichen Gründen, die im französischen Volkscharakter liegen, die allgemein bekannt und doch auch nicht unehrenwert sind. Den Militarismus aber hat das französische Volk in der Überzeugung angenommen, dadurch stärker zu werden, als es vorher war, und hoffentlich auf die Dauer stärker als der gehaßte Nebenbuhler um den höchsten Kriegsruhm.

Aber nun erinnere ich alle alten Leute, die 1871 mit Bewußtsein schon miterlebt haben: was hat man damals über den Revanchekrieg Frankreichs gegen uns gedacht? Daß er kommen würde, darüber war damals in den siebziger und noch in den achtziger Jahren kein Mensch im Zweifel. In der Schätzung des Zeitpunktes, wann er eintreten würde, wich man voneinander ab, aber in den siebziger Jahren hätte kein Mensch in Deutschland gewagt, diesen Zeitpunkt auf etwa 40 Jahre hinauszuschieben. Wenn Moltke gesagt hat, wir würden das 1871 Erworbene 50 Jahre lang zu verteidigen haben, so hat er an eine Reihe von Kriegen gedacht; jedenfalls nicht geglaubt, daß die Franzosen 50 Jahre mit dem Angriff warten würden. Nein, in der ganzen Welt war man überzeugt, daß Frankreich sehr viel eher über uns herfallen würde. Und wie ist denn nun dieses revanchegierige Volk zu diesem langen Frieden bewogen worden?

Ja, ich meine, unzweifelhaft auch gerade durch seinen Militarismus. Durch diesen Militarismus war jedermann im französischen Volke eine Art von Sachkenner in militärischen

Dingen. 1870 hatte man sich vorreden lassen, man wäre erzbereit, es wäre alles fertig bis zum letzten Gamaschenknopf und der Sieg wäre absolut sicher. Als das französische Volk durch und durch militaristisch geworden war, da wurde auf das ängstlichste nachgemessen und nachgerechnet, ob eine Übermacht über den deutschen Feind schon erzielt wäre. Und jedesmal, wenn sich bei dieser Rechnung herausstellte, daß die Übermacht noch auf seiten des deutschen Volkes war, da war für ein militaristisches Frankreich der Krieg vorläufig unmöglich. Da stand zuviel kostbares Blut auf dem Spiele.

So kam denn Frankreich zu dem Bündnis mit Rußland. Rußland war durch den Berliner Kongreß an seiner Ausdehnung nach Konstantinopel hin gehindert worden. Es schob dem Fürsten Bismarck und der deutschen Politik die Schuld dafür zu. Es bildete sich ein, wenn nicht Fürst Bismarck mit der ungeheueren Kraft des deutschen Volkes damals die Engländer und die Türken in ihrer Verteidigung Konstantinopels geschützt hätte, dann hätte es Rußland besser gelingen müssen. Und so kam die Meinung auf, Konstantinopel könne nur in Berlin erobert werden.

Die Eroberung Konstantinopels ist ein alter, zum Teil religiöser Traum des russischen Volkes. Aber dieser Traum würde kaum das russische Volk zur Tat getrieben haben, wenn nicht der ständige Kriegserreger, der Mammonismus, auch dort hinzugekommen wäre. Die Eroberung Konstantinopels und die Besetzung des Bosporus und der Dardanellen ist vor allen Dingen eine Sehnsucht der Mächte, die eine stärkere Beteiligung Rußlands am Welthandel wünschen. Denen kam die traumhafte, russische Sehnsucht nach Konstantinopel sehr zu paß, und die haben dann alles zur Vorbereitung des Krieges getan.

Nun ist Rußland niemals so stark militaristisch gewesen wie Deutschland oder Frankreich, wenn es nicht während des Weltkrieges, was sich nicht genau übersehen läßt, diese Stufe erreicht hat. Aber immerhin, es war genug Militarismus da, um auch dort einigermaßen kriegshemmend zu wirken. Wenn man sich der Zeit erinnert, wo die Franzosen so ängstlich darauf hinhorchten, wann zum erstenmal aus russischem Munde

das ersehnte Wort „Bündnis" erschallen würde, dann erinnert man sich auch wohl der damals in Deutschland herrschenden Meinung: sobald zum erstenmal das Wort Alliance wirklich von einem russischen Minister des Auswärtigen oder gar vom Zaren ausgesprochen wird, dann kann man jeden Tag den russisch-französischen Überfall auf Deutschland erwarten.

Nun, das Wort fiel im Anfang der neunziger Jahre, und es sind noch über zwei Jahrzehnte danach friedlich gewesen. Das war wieder gegen alle Erwartung, gegen alle Voraussicht und wieder ein Zeichen, daß auch in Frankreich und in Rußland der Militarismus kriegshemmend gewirkt hat.

So haben wir nun also von französischer Seite 40 Jahre und von russischer Seite 20 Jahre gegen alle Erwartung und Voraussicht Frieden gehabt, trotz alles Wettrüstens und des Militarismus, wie man gewöhnlich meint. Ich meine gerade wegen des Militarismus, der mit jeder weiteren Steigerung der Rüstung auch die Größe der Verantwortlichkeit steigerte.

Nun haben uns die mammonistisch gesinnten Leute gesagt, es sei eine reine Geldfrage, wann die Steigerung der Rüstungen zum Kriege führen müsse: sobald man sähe, daß man mit dem Bezahlen der Rüstung nicht weiter könnte, bliebe eben weiter nichts übrig, als über den Gegner herzufallen.

Nun, wenn irgendwann im Weltenlauf irgendwelche Prophezeiungen blamiert worden sind, so sind es die Prophezeiungen der Geldleute über das, was das Geld im Weltkriege für eine Rolle spielen würde. Es ist da jedes frühere Vorstellen so vollständig über den Haufen geworfen worden, wie etwa die chemische Vorstellungswelt durch die Entdeckung des Radiums. Man muß nur das eine bedenken, daß uns mit tödlichster Sicherheit vorgerechnet worden ist, nach spätestens einem halben Jahre müßte unsere Kriegführung finanziell bankerott sein. Und daß alles, was geldlich von uns und von unseren Feinden geleistet worden ist, über die ungeheuerlichsten Träume der Geldsachverständigen in ungeheuerlichster Weise hinausgeht, das leugnet denn doch jetzt kein Mensch mehr. Ich meine also, diese Geldvoraussage des Weltkrieges hat gar keine vernünftige Unterlage, hat nicht den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit für sich.

Bei sorgfältiger und vernünftiger Erwägung kann man gar nicht anders schließen, als daß dieselben Mächte auch immer in derselben Weise wirken müssen. Also die Mächte, die vierzig und nach der anderen Seite hin über zwanzig Jahre lang den Frieden erhalten haben, die würden, wenn sie genau so und ohne weitere äußere Einwirkung weitergewirkt hätten, diesen selben Frieden auch weitere vierzig, sechzig, ja vielleicht hundert Jahre erhalten haben. Und dann wäre, da dieser Zeitraum auch im Völkerleben lang genug ist, vielleicht eine Friedensgewöhnung eingetreten, die den Weltkrieg gerade dieser Parteien schließlich wirklich vermieden hätte.

Tatsache ist doch nun, daß dieser vielfach prophezeite und immer als nahe bevorstehend angesehene Weltkrieg niemals näher gekommen, sondern immer weiter hinausgeschoben worden ist bis zu dem Augenblick, wo eben das Neue eintrat, daß die mammonistische Macht, die Macht der Welthandels- und Geschäftspolitik, es in ihrem Geschäftsinteresse fand, sich in die Sachlage einzumischen.

Man spricht jetzt soviel vom Imperialismus der Engländer. Sie hätten für ihr Weltreich gefürchtet und geglaubt, sie würden von der Macht Deutschlands gehindert werden, ihr Weltreich so weit auszudehnen, wie sie das für zweckmäßig und vorteilhaft hielten. Ich meine, die deutsche Politik hat sich gerade wegen des militaristischen Grundcharakters der deutschen Volkseinrichtungen England gegenüber so bescheiden und zurückhaltend gezeigt, daß dieser Grund für einen Weltkrieg ganz und gar nicht in Betracht kam. Der Grund zum Weltkrieg war für England eben ausschließlich der allgemein mammonistische: die Deutschen verdienten zuviel Geld.

Es ist jedem Konkurrenten sehr unangenehm, wenn der Konkurrent zuviel Geld verdient. Denn alles Geld, was der Konkurrent verdient, das könnte man doch selber verdient haben! England hat uns genau mit denselben Augen angesehen, mit denen ein Kaufmann, der in einer Stadt lange Zeit der einzige seiner Branche war, die Niederlassung eines geschäftstüchtigen Konkurrenten ansieht. Gewiß, es ist ja für beide Platz in der Stadt, beide können noch genug verdienen; trotzdem hat der ältere Kaufmann die Empfindung, daß ihm ein

bitteres Unrecht geschähe; daß alles Geld, das in die Kasse seines Konkurrenten fließt, von Gott und Rechts wegen ihm gehörte. Und wenn die Segenswünsche, die er für seinen Konkurrenten hat und gelegentlich im vertrauten Kreise auch ausspricht, in Erfüllung gingen, so wäre es um Geschäftsglück und manchmal auch um Gesundheit und Leben des Konkurrenten bald geschehen. Genau so hat England uns angesehen, und da hat sich dann, wie es bei jedem, der vom Erwerbstrieb geleitet wird, natürlich ist, in England der Wunsch geregt, die Konkurrenz tot zu machen.

Dazu hat man ja nun im Geschäftsleben jetzt verschiedentliche Mittel. Besonders beliebt ist ja unter anderm, daß man die „Außenseiter" im Preise unterbietet, bis sie bankerott sind. Nun, das Mittel war von England Deutschland gegenüber nicht anzuwenden. Aber wenn alle geschäftlich üblichen Mittel nicht mehr verfangen, so greift man auf die menschlichen Urtriebe und Urrechte zurück und schlägt den Konkurrenten, den man durch Geschäftstricks nicht totschlagen kann, einfach mit Leibesgewalt tot. Daran wird man im geordneten Staatswesen ja nur durch Polizei und Gericht gehindert, die allerlei unliebsame Weiterungen damit verknüpfen; aber da es für Staaten bisher noch keine über ihnen stehende Polizei gibt, so bietet sich dieses Mittel da ganz von selbst als das natürlichste dar. So ist in England der Wunsch nach dem Weltkriege entstanden, nicht aus irgendwelchen politischen Gründen, sondern rein aus dem mammonistischen Wunsche, der Konkurrent muß totgemacht werden.

Und die Sache wurde denn ja auch von Eduard VII. in außerordentlich geschickter Weise angelegt, die Einkreisung Deutschlands war fast vollständig gelungen, und es ließ sich eine ungeheuere Übermacht für die Gegner Deutschlands herausrechnen. England brauchte nur einen geringfügigen Zuschuß zu leisten, um sich die Kontrolle des großen Unternehmens zu sichern. Andererseits war es, wie aus allen veröffentlichten Urkunden hervorgeht, das Vertrauen auf die Macht Englands, namentlich die Seemacht, das in den beiden militaristischen Staaten Frankreich und Rußland die Überzeugung hervorbrachte, jetzt wäre man den Deutschen durchaus überlegen.

Und diese Überzeugung schwemmte dann die letzten Hindernisse hinweg und half der französischen Sehnsucht nach Revanche und der russischen Sehnsucht nach Konstantinopel zum Siege über alle militaristischen Verantwortlichkeitsvorstellungen. So ist an dem mammonistischen Eingriff Englands der Friede gescheitert, den der Militarismus Deutschlands im Verein mit dem Militarismus Frankreichs und Rußlands über vier Jahrzehnte lang aufrechterhalten hatte. Wenn man also aus der Geschichte der letzten mehr als vier Jahrzehnte irgendeinen Schluß ziehen darf, so kann es nur der sein: Der Militarismus ist der Friede, der Mammonismus ist der Krieg.

*

Aber widerspricht das nicht dem, was wir uns vorhin klarzumachen versucht haben, daß nämlich der Militarismus jeden einzelnen im Volke zum Helden erzieht und deswegen der Militarismus das Volk ganz besonders zum Kriege tüchtig macht?

Ja, was versteht man denn in Sage und Geschichte unter einem Helden? Ist der ein Held, der die Gefahr lediglich um der Gefahr willen aufsucht? Das entspricht unseren herkömmlichen Begriffen ganz gewiß nicht. Wer sich ohne jeden vernünftigen Zweck in beliebige Gefahren begibt, nur um zu zeigen, daß er sich vor diesen Gefahren nicht fürchtet, den werden wir ganz gewiß nicht im herkömmlichen Sinne einen Helden nennen, sondern höchstens einen tollkühnen Abenteuerer. Zum Wesen des Heldentums gehört es unbedingt, daß einer nicht aus einer beliebigen Laune, überhaupt nicht für sich selbst, sondern für andere tätig ist in dem Augenblick, wo er die Gefahren besteht, die ihm den Heldenruhm verschaffen sollen. Wenn der Kraftwagenführer nur zum Zwecke der Renommage im Granatenfeuer halten geblieben wäre, so würde man allenfalls seine Tollkühnheit bewundern, aber ihn ganz sicherlich nicht als Helden ansehen. Das geschieht erst um deswillen, weil sein Verhalten nützlich, ja notwendig war und weil er die Notwendigkeit eingesehen hat und um deswillen die Gefahren mißachtet hat. Darum kann das Heldentum eines ganzen Volkes auch nicht bedeuten, daß dieses Volk sich nun leicht-

sinnig in irgendeine Gefahr stürzen würde. Genau das Gegenteil ist der Fall. Das Heldentum gewährt Einblick in alle Notwendigkeiten und alle Verantwortlichkeiten. Und das ist der größte Schutz gegen alle Kriegslust, den es gibt.

Es ist übrigens gerade von militärischer Seite darauf hingewiesen, daß das Heldentum des deutschen Volkes sich nicht auf die Männer an der Front beschränkt hat. Sondern gerade unsere militärischen höchsten Sachverständigen — den Nichtmilitärs würde das gar nicht ziemen — haben wiederholt ausgesprochen, daß man auch von einem Heldentum des ganzen Volkes, ganz besonders auch der deutschen Frauen, und man darf wohl hinzufügen auch der deutschen Kinder sprechen kann. Das, was das deutsche Volk in diesen Kriegsjahren ausgehalten hat, ist ebenfalls etwas, was vor dem Kriege kein Mensch für möglich gehalten hätte. Es ist ja nun dem ganzen deutschen Volke einigermaßen ähnlich so gegangen, wie dem Kraftwagenführer im Granatfeuer. Geschimpft hat es mitunter mörderlich, oder eigentlich nicht nur mitunter, sondern recht oft, und recht ausgiebig. Und das ist die natürliche Gegenwirkung aller der Triebe, die dabei vom Heldentum überwunden werden müssen. Aber schließlich haben nicht die Triebe gesiegt, die zum Schimpfen führen, sondern die, die zum Durchhalten notwendig waren. Und das ist das einzige, worauf es bei der Beurteilung des Menschen überhaupt ankommt.

Es ist im Leben überall so, im großen wie im kleinen, im einzelnen so wie im Staatsleben: die Opposition macht mehr Lärm und mehr Worte, als die tätige Regierung. Und am meisten Lärm macht eine Opposition in dem Augenblick, wo sie sieht, daß sie der tätigen Regierung gegenüber ohnmächtig bleibt. Der Tätige hat weniger Bedürfnis zu reden. Aber gelegentlich kommt er doch zu Worte. Und was sagt dann der Trieb, der jetzt in jedem einzelnen Sieger bleibt und dadurch das Durchhalten des ganzen Volkes ermöglicht? Er sagt: „Mag es auch noch so unerträglich scheinen, es muß ertragen werden, denn es ist für unser deutsches Vaterland, es ist für unser deutsches Volk!"

Es ist die vollständigste Abkehr von der Ichsucht, der gänzliche Verzicht darauf, für sich selbst der allgemeinen

Gefahr gegenüber irgendeinen Vor-Teil zu erhaschen. In dem Augenblick, wo dieser Trieb im Menschen siegt und sein Handeln bestimmt, ist der Mensch ganz und gar über sein Einzeldasein hinausgehoben, ist er ganz und gar mit seinem Volke zu einer Einheit verschmolzen. Aus vielen Tausenden, ja Millionen ist ein neues lebendiges Einzelwesen geworden, das ist eben der tiefste Wortsinn des Militarismus. So wird das Scheltwort zu einer ehrenden Bezeichnung für eine Einrichtung, die das ganze Volk auf eine höhere Stufe erhebt, die es aus einem zerbröckelnden Haufen zu einem lebendigen, einheitlich wollenden und bewußten Volkswesen macht. Und die Wurzel, die diese Volkseinrichtung im Einzelwesen hat, ist das Heldentum.

Diese Auffassung weicht von denen, zu denen die Mehrzahl der geistig hochstehenden Leute sich vor dem Weltkriege bekannt hat, noch erheblicher ab, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Denn unzweifelhaft liegt darin das Werturteil, daß ein solches Volkswesen nicht nur etwas Höheres ist als der höchstgestellte einzelne, sondern auch etwas Höheres als die Summe der einzelnen, die es ausmachen. Die unter unseren Intellektuellen herrschende Meinung war vor dem Kriege diesen Meinungen geradezu entgegengesetzt. Sie würde viel eher der anderen Fassung zugestimmt haben, daß schon wenige führende Geister zusammen mehr wert wären, als diese große Gesamtheit, der man eben in ihrer Eigenschaft als Gesamtheit eine Art von Stumpfsinn zuschreibt, über den die einzelnen führenden Geister weit erhaben sind.

Und ganz und gar war die herrschende Meinung darauf eingestellt, daß das Volkswohl eben nichts anderes sei, als die Summe der Einzelwohle. Nur daß man bei der Addition, als deren Ergebnis sich diese Summe herausstellt, mehrere verschiedene Verfahrungsarten anerkannte. Die eine dieser Additionsarten nannte sich Sozialismus und bemühte sich, die als Werte zusammenzuzählenden einzelnen als gleich aufzufassen, so daß das Rechenexempel herauskam: 36 Millionen Glückliche, 34 Millionen Glücklose ergibt ein glückliches Volk. Der Klassenkampf hatte die Absicht, dieses Rechenexempel in politische Wirklichkeit umzusetzen.

Eine andere Additionsmethode hatte der Liberalismus in der Besonderheit, die man als wirtschaftlichen Liberalismus bezeichnete. Darnach gab es starke Wertunterschiede unter den einzelnen; natürlich nicht politisch, da mußte vollkommene Gleichheit herrschen; aber wirtschaftliche Ungleichheiten waren ja nun doch einmal durch die Wirtschaftsgesetze gegeben, die der Liberale durchaus als Naturgesetze ansieht. Und daraus ergibt sich wiederum, daß der Millionär wirtschaftlich von erheblich höherem Werte ist als der Kleinbürger oder gar der gänzlich besitzlose Arbeiter. So wiegt also wirtschaftlich ein Millionärdasein durch sein besonderes Glück die Glücklosigkeit von tausend Arbeiterdasein auf. Und das Volk, das eine große Anzahl von Millionären und gar eine Anzahl von Milliardären zählt, ist das glücklichste oder, wie man mit einem Rest von Bescheidenheit sagt, wenigstens das reichste Volk.

Das ist nicht etwa hier gekünstelte Darstellung, sondern wirklich ehrliche wirtschaftliche Überzeugung der meisten Leute, die in wirtschaftlichen Dingen das große Wort führen oder wenigstens vor dem Kriege führten. Durchgängig anders geworden ist das übrigens im Kriege auch noch nicht. Jeder Kenner Londons, jeder Kenner englischer Industriebezirke, jeder Kenner der Vereinigten Staaten weiß von dem Elend der besitzlosen Klassen dort Fürchterliches zu erzählen. Das hindert aber nicht, daß allgemein England und die Vereinigten Staaten als die reichsten Staaten der Welt angesehen und uns immer als Muster hingestellt wurden.

Aber wir haben die Gründe für diese Wertschätzung schon in dem aufgefunden, was wir früher über den Mammonismus besprachen. Die Existenz der armen Leute ist nun einmal die notwendige Unterlage für die der reichen, also auch für den Reichtum überhaupt. Reichtum aber ist das durchaus oder jedenfalls zu allererst zu Erstrebende, weil nur aus Reichtum sich Kultur entwickeln und die entwickelte Kultur fortschreiten kann.

Und nun können wir auch einmal versuchen, zwei solche Volkswesen, wie wir sie eben überlegt haben, einander gegenseitig beurteilen zu lassen. Das militaristische Volkswesen,

in dem jeder einzelne sein eigenes Ich dem Ganzen zum Opfer bringt, hindert entschieden die stärkeren einzelnen, ihre Volksgenossen so zu schädigen, daß diese dadurch in Not und Elend geraten. Der einzelne kann also unmöglich seinen Vorteil so gut wahrnehmen, wie er es ohne diese Fessel könnte. Der militaristische Staat bleibt unzweifelhaft in der Kultur zurück, er bleibt noch mit den Merkmalen des Barbarentums behaftet.

Das ist das natürliche und innerhalb dieser Gedankengänge durchaus logische Urteil der Engländer über uns. Uns aber erscheint ein Staatswesen, in dem Millionärs- und Milliardärsvermögen sich auf einem Untergrund von vielen Tausenden verkommender Einzelwesen aufbauen, mit einer schweren Krankheit behaftet. Und trotz aller Kraft der Milliardärvermögen müssen wir vom militaristischen Standpunkt aus annehmen, daß solch ein mammonistisches Gemeinwesen schwächer ist als wir.

Wir hätten es annehmen müssen, wenn wir uns zu dieser Art des Denkens vor dem Weltkriege schon vorgetraut hätten. Das war durchaus nicht der Fall. Wir haben alle anbetend emporgeblickt zu dem überlegenen Reichtum Englands und der Vereinigten Staaten in der festen Überzeugung: Da können wir nicht mit. Und so war es für uns eine Überraschung, ja eine Verblüffung — ich sage für uns, fast noch mehr als für unsere Feinde —, daß der Reichtum Englands im Kriege zusammenschmolz und bei uns sich ein Reichtum herausstellte, den kein Mensch vorher geahnt hatte. Denn jedermann im Auslande wie bei uns war eben überzeugt, den Reichtum eines Volkes kann man zusammenrechnen aus den diversen Reichtümern der einzelnen.

Und im Weltkriege stellte sich die verblüffende Neuigkeit heraus, daß in Vaterlandsliebe vereinigte Volkskraft ein höherer Reichtum ist als der nach den sichersten Finanzangaben zusammengerechnete, und daß dieser höhere Reichtum sogar, was an Zauberei grenzt, auch in der Form der Finanzen sichtbar wird, daß es den Engländern schwerer wird, das für den Krieg nötige Geld zusammenzubringen, als uns. Das ist für alle, die an die früheren Finanzwahrheiten glaubten, eine geradezu ungeheuerliche Überraschung. Und der einzige Trost

dieser Leute ist, daß wenigstens unsere Valuta außerordentlich schlecht steht, d. h. daß man uns unser Papiergeld und unsere Wechsel im Auslande außerordentlich schlecht anrechnet. Daß das eine gänzlich belanglose Sache ist, wird immer noch nicht geglaubt. Aber das kann kein Mensch mehr leugnen, unsere Kriegsanleihen bringen wir leichter auf, als selbst die Engländer.

Das allein schon müßte jedermann deutlich machen, daß die bisherige Beurteilung der finanziellen Volkskraft falsch gewesen ist. Und es müßte zum mindesten die Vermutung erzeugen, daß auch in finanzieller Hinsicht der militaristische Staat dem mammonistischen überlegen ist.

Aber nun hat vielleicht der eine oder der andere Leser an der Art und Weise Anstoß genommen, wie ich hier den Begriff Sozialismus eingeführt habe. Daß der Sozialismus mit dem Liberalismus verquickt wird, erscheint vielleicht manchem, der sich dieser Geistesrichtung näher oder ferner verwandt fühlt, als eine Ungerechtigkeit gegen diese Gedankenwelt, die sich doch, wie es scheint, in diesem Kriege außerordentlich wirksam erwiesen hat. Haben wir nicht einen Kriegssozialismus? Und sind nicht unsere Feinde im Begriff, diesen Kriegssozialismus ebenfalls sich zuzulegen? Ist nicht vieles von dem, was wir dem Militarismus zuschrieben, auf Rechnung dieses Kriegssozialismus zu setzen? Also eines Gedankenganges, der einen ganz anderen Ursprung hat als der militaristische! Verteilung der Güter von Gemeinschaftswegen ist denn doch keine militaristische, sondern eine sozialistische Einrichtung. Und wir hätten zum mindesten zwischen Mammonismus und Militarismus als dritte geistige Großmacht den Sozialismus einfügen müssen.

Nun, ich habe ganz gewiß nichts dagegen, daß man vom Kriegssozialismus spricht und daß man die Einwirkung sozialistischer Gedankenkreise auf das, was innerhalb dieses Krieges geschehen ist, anerkennt. Denn solche Schlagworte wie den Sozialismus kann man auch in der verschiedensten Richtung gebrauchen, und wenn es nun Leute gibt, die ihn gerade so gebrauchen wollen, so können wir sie daran nicht hindern. Ja, es ist unter Umständen sogar sehr zu empfehlen, daß wir uns

dieser Ausdrucksweise selbst bedienen, wenn wir damit irgendwelche Gedankengänge, die wir selber vorzubringen haben, leichter verständlich machen wollen oder irgendwelche Vorschläge, die wir zu machen haben, besser begründen können, wenn wir streckenweise Gedankenbahnen gehen, die den meisten unserer Leser vertrauter sind.

Aber wenn ich ganz ohne Rücksicht freiweg meine Meinung sagen soll, so betrachte ich als den Vater alles dessen, was man jetzt im Deutschen Reiche und darnach in der ganzen Welt Kriegssozialismus nennt, nicht den übrigens auch für mich höchst ehrenwerten Karl Marx, sondern den verlästerten Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. Mit einem Wort: alles das, was man bei uns als Kriegssozialismus bezeichnet, ist im tiefsten Grunde nicht Sozialismus, sondern nur auf die Volkswirtschaft angewandter Militarismus. Es ist der Versuch, in die Volkswirtschaft dieselbe abgezirkelte Ordnung hineinzubringen, die Friedrich Wilhelm I. zuerst in das Heer hineingebracht hat, die er dann aber in der ganzen Staatsverwaltung und zum Teil doch auch im Wirtschaftsleben schon angebahnt hat.

Genau denselben Weg ist die Umgestaltung des Volkswesens auch im Weltkriege gegangen. Vom Militär hat es begonnen, ist zunächst in die Verwaltung hinübergegangen; wir haben von Anfang des Krieges an Kriegszustand gehabt. Wir haben uns vor dem Kriege unter Kriegszustand etwas so Grausliches vorgestellt, daß manchem der kalte Schauder über den Rücken lief, als er an den Anschlagsäulen zuerst las, daß er von nun an unter diesem fürchterlichen Zustande sich befände; und wir sind dann erstaunt gewesen, daß von all diesen Grauslichkeiten so gut wie gar nichts eingetroffen ist, daß wir uns im Gegenteil unter diesem Zustande in mancher Hinsicht sehr viel besser befanden als vorher. Unter den Händen des Militärs klappte manches in Minuten, wofür in der schwerfälligen Verwaltung der Friedenszeit Tage, Wochen, Monate erforderlich gewesen wären. Nach einigen Monaten aber machte sich dann auch die Einwirkung auf das Wirtschaftsleben notwendig, und zwar in einer Weise notwendig, wie sie denn doch von kaum jemandem vorausgesehen worden ist. Und

soviel auch über Unzuträglichkeiten im einzelnen geklagt, gejammert und geschimpft werden mag — schon daß es überhaupt gegangen ist, das ist etwas, was vor dem Weltkriege kein Mensch für möglich gehalten hätte.

Die Unzuträglichkeiten kommen uns auch nur deswegen so groß vor, weil wir gerade an diese Art der Unzuträglichkeiten nicht gewöhnt sind. Die Unzuträglichkeiten, die unsere frühere Wirtschaft, die mammonistische, mit sich brachte, haben sich bei uns so eingelebt, daß wir sie für Naturnotwendigkeiten ansehen. Daß soundso viele Menschen, die gern arbeiten möchten, keine Arbeit haben, daß, wie es in London und Amerika unzweifelhaft der Fall ist, Hunderttausende im Elend verkommen, daß Hunderttausende von Mädchen der Prostitution in die Arme getrieben werden, daß andere Hunderttausende durch Not ins Verbrechertum gedrängt werden, daß der gerühmte Wirtschaftsverkehr sich auf ungezählten Millionen von Zwangsvollstreckungen, Konkursen, Exmissionen u. dgl. aufbaut, das sind denn doch schließlich gewissermaßen auch Unzuträglichkeiten, die für die, die davon betroffen werden, mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden sind. Aber da denken wir eben, „das muß so sein", und finden die Einrichtungen, die auf diesen Notwendigkeiten aufgebaut sind, durchaus lobenswert. Wenn jetzt aber gutsituierte Leute auch mitunter nichts zu essen haben und sich um notwendige Lebensmittel oder sonstige Gebrauchsgegenstände in so unangenehmer Weise selbst bemühen müssen, wie sich im Frieden nur etwa Arbeiter gelegentlich um Arbeit bemühen müssen, dann sind das unerträgliche Zustände, die den vollkommenen Bankrott des Kriegssozialismus bedeuten!

Ja, eine unbefangene Vergleichung und Würdigung wird da noch einigermaßen anders urteilen. Und es wird sich sogar beweisen lassen, daß die Mehrzahl der Unzuträglichkeiten, die unserer Kriegswirtschaft anhaften, davon herrühren, daß wir unseren militaristischen Wirtschaftseinrichtungen doch noch zuviel mammonistische Elemente beigemischt haben.

Aber das ist doch ganz unzweifelhaft, daß die mammonistischen Gedankengänge nicht mehr so unbedingt die öffentliche Meinung beherrschen, wie das vor dem Kriege der Fall

war. Überall liest man jetzt als allgemein anerkannte Wahrheit, daß kein einzelner seine Wirtschaft ohne Rücksicht auf die Gesamtheit führen dürfe, daß alle seine wirtschaftlichen Kräfte im Gegenteil der Gesamtheit gehören. Es ist schon viel wert, daß das immer wieder ausgesprochen wird, sogar an Stellen, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Man braucht dabei noch nicht gleich zu denken, daß es wirklich nun das Denken aller Menschen, die es aussprechen, vollkommen beherrscht. So rasch geht das nicht. Die alten Gedankengänge sind viel besser eingeübt und noch sehr lebendig. Sie drängen sich bei Gelegenheit immer wieder hervor. Und da muß man sich eben die ganze Einrichtung unseres Denkens klarmachen, wie wir das schon mehrfach versucht haben.

In jedem einzelnen von uns gibt es mammonistische und militaristische Gedankengänge. Die sind zu verschiedenen Zeiten in uns entstanden und haben zunächst miteinander wenig Fühlung. Es gibt eben Fälle, in denen wir mammonistisch zu denken gewöhnt sind, und andere Fälle, in denen wir militaristisch zu denken gewöhnt sind. Je nach den äußeren Umständen bestimmt bald der eine, bald der andere Gedankengang unser Handeln. Es wäre gänzlich falsch, wenn man z. B. glaubte, die Helden an der Front wären durchaus andere Menschen, als die Kriegswucherer zu Hause. Nein, es sind dieselben Menschen, nur unter verschiedenen äußeren Einwirkungen. Es ist wirklich kein vereinzelter Fall, daß jemand als Held an der Front gestanden hat, durch tapfer empfangene Wunden dienstunfähig wird, zu Haus wieder sein Geschäft übernimmt und nach kurzer Zeit zu den Leuten gehört, die von übelwollenden Nebenmenschen Kriegswucherer genannt werden. Und sicherlich ist auch das Umgekehrte der Fall, daß sich bei irgendeinem Kriegswucherer schließlich doch die Felddienstfähigkeit herausstellt, daß er eingezogen, ausgebildet und an die Front geschickt wird und dort im Granatfeuer und Minenwerferfeuer sich als einer von denen zeigt, von denen Hindenburg sagt, daß jeder einzelne von ihnen das Eiserne Kreuz verdient hätte.

Hier ist doch nun sicherlich weder der Feldgraue dadurch, daß er heimkehrte, noch der Geschäftsmann dadurch, daß

er ins Feld zog, ein anderer Mensch geworden; und trotzdem zeigt er einen ganz anderen Charakter. Das ist nur dadurch möglich, daß jedem von beiden beide Seelen in der Brust wohnten und daß jede von beiden Seelen den ganzen Menschen in Anspruch zu nehmen schien, als die äußere Lage für sie günstiger wurde. Und so können wir dann diese beiden Menschen als Urbilder der Beschaffenheit jedes einzelnen in unserem Volke ansehen.

Und nicht nur in unserem Volke, sondern in jedem Volke. Denn daß die Begabung zum Militarismus irgendwie auch in den uns feindlichen Ländern, die sich bisher von jedem Militarismus ferngehalten haben, von Natur an liegt, das hat ja doch auch gerade der Krieg bewiesen. Und wenn das so ist, dann hat eben jedes Volk die Möglichkeit, sich entweder für den Mammonismus oder für den Militarismus in der Hauptsache zu entscheiden.

*

Es scheint so, als ob für die meisten Völker die Stunde dieser Entscheidung herangekommen wäre. Augenblicklich glauben sie noch, es handle sich nur um eine Entscheidung für die Zeit des Weltkrieges; denn von diesem abgesehen sei die Sache längst entschieden; der Militarismus sei nur ein Überrest der Unkultur der Vergangenheit, und der Weltkrieg werde eben um deswillen geführt, um diesen Überrest zu beseitigen. Dazu sei nur nötig, Deutschland niederzuwerfen und die Kriegerkaste auszurotten, dann werde aller Militarismus von der Welt verschwinden und alle Welt werde in vollkommenster Freiheit dem Mammonismus huldigen. Unbeschadet natürlich der englischen Suprematie zur See, die ja als heiligstes Gut der ganzen Menschheit nicht nur von England und seinen Verbündeten, nicht nur von allen Neutralen, sondern auch von sehr einflußreichen Kreisen unseres eigenen Volkes anerkannt wird. Es gibt tatsächlich viele und nicht unbedeutende Leute im deutschen Volke, denen jeder Gedanke, die englische Suprematie zur See zu brechen, als Frevel erscheint.

In den vielfachen Erörterungen über diese Dinge ist gelegentlich auch gesagt worden, diese Suprematie Englands zur

See sei der englische Militarismus. Und es sei deswegen ein innerer Widerspruch, wenn England den Militarismus zu Lande bekämpfen, aber den zur See aufrechterhalten wollte und sogar in der ganz besonders schlimmen und drückenden Form der ausgesprochenen Suprematie.

Mir scheint doch, da tut man den Engländern Unrecht. Gewiß, die deutsche Flotte ist ein Teil des deutschen Militarismus. Sie wird bemannt von Leuten, die ihrer Wehrpflicht genügen, die also genau so zu ihrem Vaterlande stehen, wie jeder feldgraue Krieger auf dem Lande auch. Englands Flotte aber war und ist nichts anderes, als was Englands Landheer im Frieden war, ein gutgeschulter Haufe von Kriegslohnarbeitern. Sie kann also ihrem inneren Wesen nach höchstens verglichen werden mit dem preußischen Heere bis 1806, das zwar als die wichtigste und unentbehrlichste Vorschule für den Militarismus, aber noch nicht als ein wirklich durchgebildetes Volksheer angesehen werden kann.

Ja, ich möchte bezweifeln, ob auch nur das englische Seeoffizierkorps dem preußischen Offizierkorps, wie es von Friedrich Wilhelm I. angelegt, von Friedrich II. durchgebildet worden ist, vollauf gleichwertig ist. Die großen und bewunderungswürdigen Leistungen dieses englischen Offizierkorps wird niemand verkennen. Ich meine nur, sie stehen auf anderer seelischer Grundlage und sind etwa dem Offizierkorps der römischen Republik ähnlicher als dem preußischen Offizierkorps. Vor allen Dingen scheinen die engen seelischen Beziehungen zum Monarchen zu fehlen. Die tiefe Ergebenheit dem Königtum gegenüber, die in jeder Redewendung, ja in jeder Schiffsbenennung zum Ausdruck kommt, scheint mehr durch Jahrhunderte alten Brauchs festgewordene Redensart zu sein, die man ebensowenig für echten Gefühlsausdruck halten darf, wie man die feierliche Perücke der englischen Würdenträger für echtes Haupthaar halten darf.

Und die ganze Auffassung vom Offiziersberuf scheint mehr sportlich als im preußischen Sinne pflichtmäßig zu sein. Die Offizierstellen im Heere sind ja bis vor nicht allzu langer Zeit käuflich gewesen. Auf der Flotte dürfte das niemals in diesem Grade der Fall gewesen sein, weil sich das da von

selbst verbietet. Aber immerhin, das Amt und namentlich die Verantwortung erzieht den Mann. Und ein Schiff zu führen, zumal ein Kriegsschiff zu führen, ist eine höchst verantwortliche Aufgabe. Und die kriegerischen Aufgaben, die der englischen Flotte gestellt waren, haben ebenfalls zur Erziehung des englischen Seeoffizierkorps beigetragen, so daß ein hoher Grad der Tüchtigkeit zweifellos erzielt worden ist.

Trotzdem will es uns scheinen, und ich glaube nicht nur deshalb, weil wir Partei sind, daß sich im Weltkriege unser Seeoffizierkorps dem englischen in demselben Maße überlegen gezeigt hat, wie sich unser Geschützfeuer und unsere Unterseebootwaffe überlegen gezeigt hat. Wenn das aber der Fall ist, dann kann es nur Wirkung des Militarismus sein, denn das ist das einzige, worin wir den Engländern zweifellos überlegen sind. An Erfahrung der Seefahrt sowohl wie der Seekriegführung sind uns die Engländer um Jahrhunderte voraus. Denn die frühere Überlegenheit deutscher Völkerschaften zur See und im Seekrieg hat jahrhundertelang geschlafen. Und wenn man von diesen früheren deutschen Völkerschaften überhaupt reden will, dann gehören schließlich die Engländer auch dazu. Die Angeln, die als Eroberer das Land besetzt haben, die Normannen, die es nach ihnen erobert haben, waren doch von Hause aus deutsche Völkerschaften.

Und da streifen wir denn unversehens ganz nebenher die Frage, die man ja jetzt in diesem Kriege höchst ungern aufwirft: Wie kommt es, daß unsere nahen Verwandten, die Engländer, so grundauf von uns verschieden sind?

Wie stolz waren wir vor dem Kriege auf diese Verwandtschaft! Wie schwärmten wir von „unseren Vettern jenseits des Kanals"! Die Worte Faustens an den Erdgeist „der du die weite Welt umschweifst, erhabener Geist, wie nah fühl' ich mich dir", drückten ungefähr die Empfindung der geistig höherstehenden Deutschen gegenüber dem englischen Volksgeiste aus. Die Antwort, die die Engländer gaben, dürfte ebenso gelautet haben, wie die des Erdgeistes, vielleicht sogar erheblich unhöflicher. Die Engländer haben sich immer als das erste Volk der Erde angesehen und auf alle übrigen Völker mit unsäglicher Verachtung herabgesehen. Die in Eng-

land gelebt haben, kommen jetzt mit der Sprache heraus und wissen zu schildern, mit welch unsäglicher Verachtung der Engländer jedes Standes das Wort foreigner aussprach. Weder die Russen noch die Franzosen blieben von dieser Verachtung verschont, Italiener, Spanier, Portugiesen standen womöglich auf noch einer niedereren Stufe. Aber auch der Deutsche war und blieb ein foreigner. Und wenn man aus geschichtlichen Gründen eine Verwandtschaft nicht ganz ableugnen konnte, so sah man den Deutschen an, wie der vornehme Städter den Tölpel vom Lande, der leider sein Vetter ist.

Wir haben das erst im Weltkriege gemerkt, und es gibt Leute unter uns, die es noch immer nicht merken oder nicht merken wollen. Aber die große Mehrzahl des deutschen Volkes hat in seinen Gefühlen für England eine gewaltige Schwenkung gemacht. Keineswegs haben alle Deutsche die Engländer geliebt; denn liebenswürdig sind sie uns niemals erschienen. Aber verehrt, ehrfürchtig angestaunt haben wir sie als Muster vornehmen Wesens. Gentleman und gentlemanlike drückten höchste deutsche Gefühle aus, und keine irgendwie feinere Art des Sports war mit anderen als englischen Ausdrücken denkbar. In den Kreisen, die so dachten und fühlten, trat dann der Umschlag der Stimmung ein, der in dem bekannten Haßgedicht Lissauers einen ganz vorzüglichen Ausdruck fand. Und nun gibt es weite Kreise in Deutschland, die die Engländer für erzschlechte Kerle, für Muster der Schurkerei jeder Art halten!

Ja, wie ist denn das nun? Haben die Engländer wirklich ihr ganzes Wesen umgekrempelt? Sind sie von Grund auf andere Menschen geworden? Von leuchtenden Vorbildern zu abschreckenden Beispielen hinabgesunken? Vor dem Krieg die Träger der höchsten politischen Weisheit, die erhabenen Gestalter der edelsten Freiheitseinrichtungen, die sich jemals im Menschendasein gezeigt haben, und nun auf einmal Baralongmörder, Allerweltslügner und ungeheuerlichste Völkerrechtsheuchler? Erhabener, englischer Volksgeist, wie hast du dich verändert!

Und wie ist die Änderung gekommen? Ja, wie ist überhaupt eine solche Veränderung menschenmöglich?

Nun, sie ist überhaupt nicht möglich. Der Engländer hat sich nicht verändert. Er ist im Kriege genau das, was er vorher war, nur daß er bei den furchtbaren Anforderungen des Weltkrieges seine Eigenschaften stärker herausarbeitet, als er das vorher immer getan hat. Alle die Eigenschaften, um derenwillen wir ihn jetzt verabscheuen, hat er schon gehabt, als wir ihn noch verehrten. Und wenn er sie auch nicht so stark gezeigt hat, wenigstens uns nicht gezeigt hat, wie jetzt, verborgen hat er sie nicht. Von dieser Art der Heuchelei ist er unbedingt freizusprechen.

Er hat im Baralongfalle unsere Seeleute, die sich ergeben hatten, Mann für Mann niedergeknallt, als wenn er Vieh vor sich hätte. Gewiß! — Nun, ist das nicht ganz abscheulich? Gewiß! Aber es war schon ebenso abscheulich, als wir den Engländer noch verehrten. Und er hat es damals ganz und gar nicht anders gemacht. Auf den einen Baralongfall, der sich gegen uns gerichtet hat, können die Inder Hunderte von Fällen setzen, wo es sich gegen sie gerichtet hat, und die Iren dürften auch mit einer recht großen Anzahl von Fällen aufwarten können.

Den Indern haben die Engländer noch Schlimmeres angetan als uns. Daran muß jetzt erinnert werden; es scheint vergessen zu sein. Sie haben die Inder vor die Kanonenmündung gebunden und durch den Schuß die Körper in unerkennbare Einzelteile zerfetzt.

Nun, wieso ist das schlimmer, als jemanden mit dem Revolver niederknallen? Der körperliche Schmerz bei der tödlichen Verwundung dürfte in beiden Fällen gleich sein. Ja, vielleicht kommt der Tod in beiden Fällen so schnell, daß der Schmerz kaum wahrgenommen wird. Die Zeit der Todesangst ist in beiden Fällen auch nicht wesentlich verschieden, so daß man wirklich glauben kann, einem von uns würde es nicht viel ausmachen, ob der Engländer ihn zu der einen oder zu der anderen Todesart verurteilt.

Anders ist es beim Inder. Wir sehen alle die Kanone sowohl wie den Revolver als Dinge an, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Unserem Glauben nach bleibt die Seele von der Todesart vollkommen unberührt. Anders ist es beim Inder, seinem Glauben nach wird durch

eine solche Zerstörung des Körpers auch die Seele mit zerstört. Also für den Inder sind die Engländer in solchem Fall Leute gewesen, die Leib und Seele zugleich töteten. Und das war der Zweck der Sache! Das wollten die Engländer sein. Sie wollten den Indern das Furchtbarste antun, was man einem Menschen antun kann; darum haben sie es getan.

Uns aber, die wir sie verehrten, war es bekannt, daß sie das getan haben; und wir haben sie doch weiter verehrt.

Aber nun die andere Grausamkeit, die sich nicht gegen kämpfende Männer, sondern gegen Frauen und Kinder richtet. Die Engländer haben den furchtbaren Plan gefaßt, sind vielleicht gar auf Grund dieses Planes in den Krieg hineingegangen, das deutsche Volk durch Hunger zu zwingen, viele Millionen Frauen und Kinder dem äußersten Mangel, dem Hunger auszuliefern, Zehntausende, ja Hunderttausende von ihnen sterben zu lassen, um uns zur Unterwerfung zu zwingen. Was würden die Engländer geantwortet haben, wenn ihnen ihr furchtbarer Plan gelungen wäre, wenn wir auf Zehntausende, auf Hunderttausende von verhungerten Kindern hinwiesen und sie fragten: „Wie wollt ihr das mit eurer Frömmigkeit vor Gott verantworten?"

Nun, sie würden anders antworten, aber wenn sie wollten, könnten sie antworten: „Sie sind die ersten nicht, die wir verhungern lassen! Das hat unserem Ansehen in der Welt bisher nichts geschadet."

Ist es nicht wirklich so? Wissen wir nicht alle von den Konzentrationslagern, in die die Burenfrauen und Kinder zusammengetrieben worden sind, in denen sie nicht zu Hunderttausenden, denn soviel waren nicht da, aber doch zu Tausenden im Elend gestorben sind? Und haben wir das nicht alle gewußt, noch als wir die Engländer verehrten? Nun ja, wir waren damals etwas böse darüber, und haben den einen oder anderen entrüsteten Artikel darüber geschrieben und gelesen; aber unserer Engländerverehrung hat das keinen Eintrag getan, sie ist nach dem Burenkriege noch höher gestiegen als sie vorher war.

Wie war es möglich, daß wir das alles wußten und doch die Engländer verehrten? War es nicht lediglich dadurch

möglich, daß in uns irgendwelche Stimmungen, Gefühle, Gedanken lebendig waren, vielleicht manchmal schlummerten, aber doch auch gelegentlich wieder sich regten, aus denen wir bei all diesen abscheulichen Ereignissen nicht mit den Opfern, den Iren, den Indern, den Buren, fühlten, sondern mit den Peinigern, den Engländern?

Es nützt nichts, daß wir diesen Gedanken mit Entrüstung abwehren. Es muß so gewesen sein, es kann gar nicht anders gewesen sein. Wer die Mörder der Inderseelen und der Burenkinder verehrte, der mußte irgendwo, wenn auch in einem versteckten Winkel seines Inneren den Gedanken oder doch das Gefühl hegen: „Die Tat des Engländers ist unter den Umständen, in denen er sie getan hat, entschuldbar; vielleicht wäre ich gar fähig, unter denselben Umständen dasselbe zu tun."

Ja, da schreckt mancher zurück und wehrt sich entrüstet dagegen, irgendwo in seinem Inneren Raum auch nur für die Möglichkeit solcher Abscheulichkeiten zu haben. Es hilft uns nichts, es ist doch so. Ich bitte dabei, den geneigten Leser an ein Stückchen der Weltliteratur erinnern zu dürfen, das allen bekannt ist und das wenige kennen; ich meine die Bergpredigt Jesu Christi. Ich wende mich aber mit dieser Bitte nicht etwa nur an gläubige Christen, sondern an alle Menschen, die denkend zu lesen verstehen und die auch gewöhnt sind, gelegentlich über sich selber nachzudenken. An die Bergpredigt wird gewöhnlich um deswillen erinnert, was darin geboten und verboten wird. Das meine ich jetzt nicht; denn das können natürlich alle ablehnen, die sich nicht zu Christus bekennen. Ich meine das Seelenkundliche, das darin steht, das jeder einfach nachprüfen kann, wie man auch jeden naturwissenschaftlichen Satz nachprüfen kann. Auch naturwissenschaftliche Wahrheiten wirken mitunter stark verblüffend, wenn man sie zum ersten Male hört, besonders wenn sie scharf und eindringlich gefaßt sind.

Es heißt nun in der Bergpredigt: „Es ist euch gesagt worden, du sollst nicht töten. Ich aber sage euch, wer zu seinem Bruder sagt, du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig." Das heißt also, aus der gewaltigen Sprache der

Bergpredigt in unsere gewohnte Sprache übersetzt: Wer seinen Bruder zu kränken vermag, ist ebenso schlimm wie, wer ihn totschlägt. Zwischen dem, der es fertig bringt, seinen Nebenmenschen totzuschlagen, und dem, der es fertigbringt, ihn zu kränken, bestehen vielleicht recht erhebliche äußerliche Gradunterschiede; im tiefsten Grunde aber handeln beide aus demselben Urtriebe.

Wenn wir diese seelenkundliche Wahrheit der Betrachtung unserer Mitmenschen und unseres eigenen Handelns zugrunde legen, dann sehen wir sehr viel klarer in die Welt und bekommen sehr viel überraschende Aufschlüsse. Ich will dabei nur nebenbei auf eins aufmerksam machen, worüber wir uns später zu unterhalten haben werden. Alle meine Leser sind mit mir darin einverstanden, daß unter unsern Volksgenossen die scheußlichsten die Kriegswucherer sind. Und ich fürchte, auch etliche meiner Leser werden glauben, das seien doch so schlechte Menschen, daß ihnen nicht verziehen werden könne. Ich aber glaube, wir sind allzumal Kriegswucherer, auch der geneigte Leser und ich.

Aber darüber sprechen wir später in anderem Zusammenhange. Zunächst kommt es uns an auf unsere Beurteilung des Engländers vor und nach dem Kriege. Wir haben uns also alles ruhig gefallen lassen, was der Engländer den Iren, den Indern, den Buren angetan hat und haben ihn dafür unzweifelhaft entschuldigt. Hätten wir das nicht getan, dann hätten wir ihn eben nicht weiter verehrt. Daß wir ihn jetzt nicht mehr entschuldigen, ist kein sehr großer Ruhm für uns; denn wir fangen in demselben Augenblick an, ihn zu verurteilen, wo sich seine Handlungen gegen uns selber richten, wo wir ihre Wirkungen am eigenen Leibe spüren.

Aber nun wollen wir einmal versuchen, alle Gefühlsregungen auszuschalten und wie bei einer nüchternen, wissenschaftlichen, seelenkundlichen Untersuchung zu fragen: Wie kommt der Engländer dazu, so zu handeln? Wie kommt er dazu, so mordlustig und grausam zu sein?

Und wir müssen weiter fragen: Ist es wirklich Mordlust und Grausamkeit, aus der er gehandelt hat?

Es wäre noch ein anderer Fall heranzuziehen. In Ägypten

hat sich eine Gesellschaft englischer Offiziere im Taubenschießen vergnügt und dabei die friedlichen Tauben friedlicher Einwohner zum Ziel genommen. Die Einwohner haben sich widersetzt und sind um dieser Widersetzlichkeit willen in einer anscheinenden Rechtsform aufgehängt worden. Ist das nicht auch eine fürchterliche Grausamkeit?

Nun gewiß, wir können den Engländern nicht ins Herz sehen. Aber mir scheint, wir dürfen Grausamkeit doch erst dann annehmen, wenn wir keinen vernünftigen und durch diese Vernünftigkeit erklärlichen Zweck der Handlung sehen. Und diesen Zweck sind die Engländer unter allen diesen Umständen unzweifelhaft sofort imstande anzugeben. Uns werden sie antworten:

„Wir verlangen ja gar nicht, daß eure Frauen und Kinder sterben. Wir verlangen weiter nichts, als daß ihr euch unterwerft. Eure Sache ist es, darüber Entschluß zu fassen, ob die Frauen und Kinder sterben sollen oder nicht. Ihr habt uns auf dem Weltmarkt Konkurrenz gemacht. Dadurch schädigt ihr unseren Reichtum und unsere Macht; das können wir uns unter keinen Umständen gefallen lassen. Unterwerft euch, macht euch wehrlos, schafft eure Kriegerkaste ab und fügt euch dem übrigen, was wir anordnen, dann ist alles gut, dann braucht kein Kind zu hungern, kein Säugling zu sterben. Tut ihr nicht, was ihr sollt, so habt ihr Frauen und Kinder und Säuglinge, die dabei zugrunde gehen, selber auf dem Gewissen.

„Ebenso war es mit den Buren. Was hatten wir davon, daß Frauen und Kinder starben? Unsertwegen hätten sie gern leben bleiben können. Wenn sie weitergelebt, weiter gearbeitet hätten, wären sie Abnehmer unserer Waren geworden oder geblieben und hätten dadurch unseren Reichtum vermehrt. Aber den Widerstand der männlichen Buren gegen unsere weiseren Anordnungen konnten wir uns nicht gefallen lassen. Wir hätten ja die Kerle schließlich auch in der Schlacht besiegen können; aber sie waren zu schwer festzukriegen, und das dauerte zu lange. Mit dem Zusammentreiben der Frauen und Kinder ging es schneller; aber deren Schicksal war dann ganz und gar in der Hand ihrer Männer. Im Augen-

blick, wo sie sich unterwarfen, hörte alles Elend auf. Sie haben sich ja nachher auch unterworfen und fühlen sich sehr wohl in den neuen Einrichtungen, die sie uns verdanken.

„Erst recht so ist es mit den Indern. Das ist ein großes Volk, an Menschenzahl mehr als sechsmal so stark als wir. Unsere Aufgabe ist es, dies Volk zu beherrschen. Solange die Leute sich das ruhig gefallen lassen, geht alles gut. Wenn sie sich aber gewaltsam empören, dann müssen wir daran denken, daß unsere Leute dort einer gegen tausende stehn. Und da kommt man ohne scharfe Maßregeln nicht durch. Den Leuten, die sich gegen uns empören, muß ein heilsamer Schrecken durch alle Glieder fahren. Das haben unsere Kanonen geleistet; und darum war es gut, was wir getan haben. Jetzt ist unsere Herrschaft dort wieder gesichert und unsere Einnahmen aus dem reichen Indien sind so flüssig wie zuvor.

„Genau so war es in Ägypten. Auch da ist die Bevölkerung zu zahlreich, als daß man sie überlegen lassen könnte, ob wir das Recht haben, dies oder das zu tun. Sie müssen uns als die Herren ansehen, und wer sich dagegen auflehnt, muß sofort auf das Empfindlichste bestraft werden. Würden wir das unterlassen, so würden sie sich ihrer Überzahl bewußt werden und dann würden sie uns totschlagen, wenn nötig im Schlafe. Darum ist es unzweifelhaft zweckmäßiger, wir schlagen sie vorher tot, besonders wenn wir wissen, daß wir mit einem, den wir totschlagen, tausend andere gefügig machen."

Ja, sind das nicht alles durchaus vernünftige Gründe? Müssen wir da wirklich den Urtrieb der Grausamkeit zur Erklärung mit heranziehen, wenn wir die Handlungsweise der Engländer verstehen wollen?

Nein, die Engländer sind, die sie waren. Sie sind durch den Weltkrieg nicht anders geworden. Vielleicht aber sind sie in den Jahrhunderten, die dem Weltkriege vorangingen, anders geworden, und zwar gerade durch die Aufgaben, die sie sich gestellt haben, durch die Verpflichtung, die sie sich aufgelegt haben, andere Völker zu unterwerfen und zu beherrschen.

Noch auf eins möchte ich dabei aufmerksam machen. Das, was wir die Engländer zu ihrer Rechtfertigung sagen ließen,

klingt wie militärische Notwendigkeit. Dennoch ist es unzweifelhaft, daß keiner unserer Militärbefehlshaber etwas Ähnliches anordnen würde. Nehmen wir zuerst den ägyptischen Fall. Es ist zehn gegen eins zu wetten, wenn sich ein derartiger Übergriff einmal herausstellen sollte, was bei unserem Offizierkorps auch schon so gut wie ausgeschlossen ist, so würde auch bei uns eine höchst peinliche Gerichtsverhandlung folgen; aber sie würde sich durchaus gegen die ausschreitenden Offiziere richten. Und wir würden durchaus nicht glauben, der militärischen Notwendigkeit irgendetwas dabei zu vergeben. Wir würden im Gegenteil überzeugt sein, dadurch, daß wir den Eingeborenen unsere straffe Mannszucht und unerbittliche Gerechtigkeit zeigen, dadurch zeigen wir ihnen zugleich, was ihrer wartet, wenn sie vom Pfade Rechtens abweichen und Versuche zum nächtlichen Umbringen machen wollten. Was aber nun die Inder angeht und die Gefahren, denen sich die Engländer da durch ihre Grausamkeit entziehen, wie hätten wir da, wenn wir dieselben Grundsätze anwendeten, uns gegen die Belgier verhalten sollen? In Belgien haben wir gezeigt, wie wir es machen. Den Widerstand haben wir rücksichtslos niedergeschlagen; gegen den Versuch, uns aus dem Hinterhalt zu überfallen, haben wir uns kräftig gewehrt. Aber es ist niemand bestraft worden, der nicht die Waffen gegen uns trug oder geführt hatte. Ebensowenig ist es uns eingefallen, sämtliche belgische Frauen und Kinder oder auch nur erlesene Exemplare davon nach englischem Muster in Konzentrationslager zu sperren, um dadurch König Albert und seine Berater zum Nachgeben zu zwingen. Trotzdem haben die Engländer uns wegen unseres Benehmens in Belgien der ganzen Welt als Hunnen und Barbaren denunziert.

Der Baralongfall hat uns vielleicht deswegen ganz besonders empört, weil sich für ihn ganz und gar keine Zweckmäßigkeitsgründe auffinden lassen. Daß unsere Unterseebootleute durch ein solches Verfahren nicht einzuschüchtern sind, das hätten sich die Engländer, meinen wir, selber sagen können. Sie haben es sich eben aber nicht gesagt, und es ist vor dem Baralongfall ja doch schon etwas anderes vorgekommen, was mir eigentlich noch schlimmer vorgekommen

ist. Die Engländer haben vorher den Versuch gemacht, unsere gefangenen Unterseebootmannschaften als Verbrecher zu behandeln. Mir scheint, das ist in diesem Falle noch schlimmer als totschießen. Als ich davon zuerst las, da habe ich mich ernstlich gefragt, ob es jemals wieder möglich sein würde, daß wir uns mit Engländern zusammen zu Verhandlungen an einen Tisch setzen, daß wir ihnen gar beim Friedensschluß die Hand reichen. Ich habe geglaubt, daß daraus eine Feindschaft der Völker entstehen könnte, die auch den einzelnen dauernd vom einzelnen trennen würde.

Aber unser Kaiser hat sofort das rechte Heilmittel gefunden. Diesmal war es ein homöopathisches. Unterstehen sich die Engländer, unsere braven Seeleute um deswillen, weil sie ihre Pflicht getan, ihre Befehle befolgt haben, als Verbrecher zu behandeln, so werden wir eine Anzahl von Engländern, die auch nur ihre Pflicht getan haben, auch als Verbrecher behandeln. Aber keine gemieteten Söldner, sondern Angehörige der Klassen, die in England wirklich als Menschen angesehen werden und mit zu sagen haben, also Offiziere, womöglich aus vornehmen Familien.

Das half sofort. Von Stund an waren die Unterseebootleute nicht mehr Verbrecher, sondern ehrliche Gefangene. Und die Engländer hätten zu uns sagen können: „Seht ihr wohl? Mit uns ist ganz gut auskommen. Man muß uns nur zu nehmen verstehen. Euer Kaiser versteht's." Gesagt haben sie es freilich nicht, aber höchstwahrscheinlich gedacht.

Und dann scheinen sie sich in ihrer Art revanchiert zu haben. Beweisen läßt es sich ja noch nicht, aber es scheint doch nach manchen Anzeichen so, daß darnach ein Befehl ergangen ist, Unterseebootleute nicht mehr gefangen zu nehmen, damit sich daraus nicht wieder Unannehmlichkeiten für Offiziere aus besseren englischen Familien ergeben. Im Baralongfall scheint mir nur eine etwas unvorsichtige Ausführung eines solchen allgemeinen Befehls vorzuliegen.

Aber das bleibt bestehen, dieses Verfahren der Engländer hat nicht mehr den Entschuldigungsgrund, daß es zweckmäßig wäre. Und damit steigen die Engländer hinunter zu einem Verfahren, das man leider sehr viel stärker noch bei den

Franzosen beobachten kann. Das geht nun allerdings etwas über den Rahmen der Untersuchungen hinaus, die wir uns hier vorgenommen haben. Das französische Volk scheint im Sterben zu liegen. Vielleicht erholt es sich nach dem Kriege wieder, aber augenblicklich glaubt es selbst nicht recht daran. Es scheint nicht mehr recht zurechnungsfähig zu sein. Nur so läßt sich schließlich die Mordgier erklären, die aus zahlreichen Berichten auch der Gefangenenbehandlung sich zu ergeben scheint. Es ist vielleicht der verzweifelte Gedanke: „Wenn es allen Deutschen so ginge, wie dem, den ich jetzt gerade unter den Händen habe, dann wäre unser Volk vielleicht gerettet."

Ist diese Deutung richtig, so würde auch das Verhalten der Engländer den U-Bootleuten gegenüber erklärlich werden. Die Engländer fürchten von dieser unheimlichen Waffe den Tod ihrer Weltmacht. Und daraus ergibt sich eine maßlose Wut, die auch die Zweckmäßigkeit außer acht läßt. Denn daß die Engländer unsere Unterseebootmannschaften und Kapitäne mit so naiven Augen betrachten sollten, wie Wilson das zu tun vorgibt und vielleicht auch wirklich tut, das ist doch nicht anzunehmen. Wilson soll ja angedeutet haben, daß er es für möglich hält, Unterseebootskapitäne könnten aus völkerrechtlichen, moralischen Bedenken amerikanischen Handelsschiffen gegenüber auf die Ausführung ihrer Befehle verzichten! Wilson ist schließlich auch ein Mann englischer Abkunft, und irgendwie muß dann auch in englischen Seelen solche Möglichkeit mitklingen. Aber daß sie irgendwie bestimmend einwirken könnte auf die Handlungsweise englischer Seeoffiziere, das glaube ich denn doch nicht.

Alles in allem genommen können wir aus dem Verhalten der Engländer im Kriege eine so starke Umwandlung unserer Stimmung gegen sie, wie wir sie tatsächlich erlebt haben, nicht hinreichend begründen. Die Engländer haben keine neuen Charakterzüge gezeigt. Wer sie gründlich gekannt und unbefangen beurteilt hätte, der hätte alles das, was sie uns in diesem Kriege angetan haben und anzutun versucht haben, wohl voraussagen können. Sie haben diese Eigenschaften vor dem Kriege gehabt, haben sie nicht verborgen, wir haben diese

Eigenschaften gekannt und haben uns trotzdem von unserer Verehrung für die Engländer nicht abbringen lassen, haben im Gegenteil diese Verehrung in der letzten Zeit eigentlich von Jahr zu Jahr noch steigen gefühlt. Und als wir den wachsenden Groll der Engländer gegen uns merkten, da haben wir in Verbrüderungsbestrebungen, Versöhnungsbesuchen und allerlei sonstigen Mitteln das Menschenmögliche getan, um nur die Huld der Leute wiederzugewinnen, deren Taten in Irland, in Indien, in den Burenlanden uns doch wohlbekannt waren. Wie war das möglich?

*

Es muß doch unserer Meinung nach eine sehr starke Wesensähnlichkeit zwischen uns und den Engländern zu spüren gewesen sein. Und zwar in der Weise, daß die Engländer uns in der Entwicklung dieser wesensgleichen Eigenschaften vorangegangen waren und wir uns verpflichtet fühlten, ihnen mit aller Kraft nachzueifern.

Nun, unsere Zeitungen haben ja niemals den geringsten Zweifel daran gelassen, worin die Vorbildlichkeit Englands für uns bestand. Es war zunächst die politische Einrichtung. Der Parlamentarismus hatte es uns angetan. Leute, die schon seit Jahrhunderten ein Parlament hatten, die schon vor 250 Jahren ihren König geköpft hatten und dann die späteren Könige unter die Parlamentsherrschaft geduckt hatten, das mußten doch Leute sein, die den übrigen Völkern politisch erheblich voraus waren. Wie lange würden wir noch zu tun haben, um es auch so weit zu bringen!

Jeder Liberale, jeder irgendwie freiheitlich denkende Mann in Deutschland schwärmte für die parlamentarische Regierung. Die Summe der politischen Weisheit war, daß das Land sich in zwei Parteien teilte und daß die Parteien einander in der Regierung ablösten, je nachdem die Wahl eine Mehrheit für die eine oder die andere Partei ergeben hatte; daß dann eben die Führer der Mehrheitspartei die Regierung übernahmen und sie im Auftrage und beständigen Einverständnis mit ihrer Partei weiterführten. Man nannte das eine „verantwortliche Regierung", wobei die Verantwortlichkeit der Minister ledig-

lich darin bestand, daß sie ihren Herren und Auftraggebern, also der Parlamentsmehrheit, gut Order parierten. Dadurch waren sie gegen jede wirkliche, d. h. weltgeschichtliche Verantwortung vollständig gedeckt.

Wie haben wir uns darnach gesehnt, solche Einrichtungen endlich auch zu bekommen! Ja, wir sind noch lange nicht über die Sehnsucht hinaus, sie ist auch im Weltkriege immer wieder neu angefacht worden. Und wir schämen uns nur, daß unser ungeregelter Volksgeist sich gar nicht dazu bequemen will, sich genau in zwei Parteien abzuzirkeln, was doch, wie das Vorbild Englands beweist, das unzweifelhafte Erfordernis eines politisch gebildeten Volkes ist. Unser einziger Trost dabei ist, daß es den anderen Völkern, die Englands Einrichtungen nachzumachen versuchten, auch nicht viel besser ging als uns, daß Frankreich und Italien auch an einer Überfülle von Parteien litten.

Ebenso vorbildlich wie die politischen waren die wirtschaftlichen Einrichtungen Englands. Das höchste wirtschaftliche Gut der Welt war der Freihandel, d. h. also die Möglichkeit für jeden Händler, Geld zu verdienen, ohne durch irgendwelche staatlichen Schranken daran gehindert zu sein. Das war eigentlich der wirtschaftlichen Weisheit letzter Schluß. Der einzige, der Zoll von einer Ware zu erheben berechtigt ist, das ist der Händler, womit denn freilich eine sehr große Gesamtheit von Persönlichkeiten verstanden ist. Denn das ist nicht ausgeschlossen, daß von einer und derselben Ware zwischen Hersteller und Verbraucher ein Dutzend, ja ein Schock Händler ein jeder seinen Zoll erhebt. Jetzt im Weltkriege nennt man so etwas Kettenhandel und zählt empörenderweise die einzelnen Glieder nach. Vor dem Kriege war man nicht so indiskret, und einen Namen hatte man überhaupt noch kaum für die Einrichtung. Name ist Schall und Rauch, darauf kommt es nicht an; es kommt nur auf das Geld an, das man dabei erwirbt oder doch erwerben kann.

Man muß schon die Zolltarifverhandlungen von 1879 erlebt haben — denn auch die von 1902 geben nur ein schwaches Bild davon —, um zu wissen, welcher Begeisterung deutsche

Zeitungen und deutsche Freiheitshelden für den Freihandel fähig sind, und welche ungeheuerliche sittliche Entrüstung das Verlangen des Reiches erregt, von dem gewaltigen Aufschlag, den der Handel gewohnheitsmäßig zwischen Hersteller- und Verbraucherpreis nimmt, einen bescheidenen Teil für Zwecke des Gemeinwohls einzuziehen. Und einer der stärksten Gründe, mit denen dieses mittelalterliche Bestreben bekämpft wurde, war der Hinweis darauf, daß wir uns damit von dem leuchtenden Vorbild Englands immer weiter entfernten.

War es doch das Volk, das uns Shakespeare gegeben hatte, den wir nach dem Vorgange Lessings und Goethes alle vergötterten. Dadurch schwärmten denn auch diejenigen unserer Idealisten für das Volk, die sich von der „leidigen" Politik mit Widerwillen abseits hielten. Und die wiederum, die in altpreußischer militärischer Tradition lebten, sahen in den Engländern die Verbündeten von Belle-Alliance.

Aber in der Hauptsache hatte es uns doch die großartige Freiheitstheorie angetan, die das ganze Menschenleben mit Einschluß aller Werktätigkeit umfaßte; jeder frei von mittelalterlichen Schranken, jeder ganz auf sich selbst gestellt; und daß man uns dann rechnerisch nachwies, wie sich daraus ganz selbsttätig das ungeheuere Getriebe der menschlichen Wirtschaft zusammensetzte — das waren großartige Gedanken, denen wir mit Begeisterung nachgingen.

Der Markt regelte sich selbst und regelte die Tätigkeit jedes einzelnen. Angebot und Nachfrage bestimmte den Preis und entschied dadurch über die Frage, ob es nützlich sei, die eine oder die andere Ware herzustellen oder nicht. So war jeder genötigt, sich mit der Herstellung d e r Dinge zu befassen, für deren Herstellung er am besten geeignet war; denn in diesem Falle erzielte er mit seiner Ware den höchsten Preis und hatte selbst den größten Vorteil davon. Das war eine Nötigung, die man sich gefallen lassen konnte, die nicht von außen durch Polizeischikane kam, sondern die aus dem Willen jedes einzelnen von selber herauskam. Das erschien als wahre und echte Freiheit.

Wir hörten von Zeiten des finsteren Mittelalters, deren Nachwirkungen sich noch auf die kurz vorangegangene Zeit

erstrecken sollten, in denen bestimmte Zünfte das alleinige Anrecht auf Herstellung bestimmter Waren hatten, so daß ein Nichtzünftiger es nicht wagen durfte, dieselbe Ware herzustellen, selbst wenn er es viel besser verstanden hätte als die Zünftigen. Das war in unseren Augen offene Vergewaltigung gewesen und hatte offenbar auch die Abnehmer der Ware geschädigt. Denn diese Außenseiter hätten gewiß bessere Ware und wohl gar zu billigeren Preisen geliefert. Damit war es vorbei, die Zunftschranken waren gefallen und jeder konnte herstellen, was er wollte. Keine Prüfung wurde ihm abverlangt, der Markt selber war Prüfung genug, er wies von selber das Schlechte ab und zog das Bessere dem Guten vor.

Immer wieder wurden wir darauf hingewiesen, wie sehr sich die Herstellung aller Güter durch die Gewerbefreiheit gehoben hätte. Und so war es uns denn auch klar, daß ausländische Waren ebensowenig durch Polizeischikanen vom Markte ferngehalten werden dürften. Wenn man im Auslande eben dieselben Waren besser und billiger herzustellen wußte, so war es besser, daß die Inländer diese Herstellung aufgaben und sich wieder anderen Herstellungsarten widmeten, in denen sie den Ausländern überlegen waren. Das konnte nur zur Ertüchtigung der Volkswirtschaft führen.

Und wie nun das Reich absichtlich und ausgesprochenermaßen die ausländischen Waren durch Zölle verteuerte, um uns zu nötigen, die inländischen Waren zu kaufen, da war das in unseren Augen natürlich ein Rückschritt ins Mittelalter, ein Versuch, die Kulturentwicklung aufzuhalten. Die Hersteller, die solche Zölle für sich verlangten, verfielen unserer Mißachtung. Sie hätten einsehen müssen, daß sie entweder die Waren zum Weltmarktpreise herstellen mußten oder überhaupt diese Waren nicht herstellen durften. Wie weit diese Gesinnung unser Volk durchdrang, das ist jetzt vergessen. Es ist vergessen, daß auch die „Agrarier" zu den begeisterten Freihändlern gehörten, daß die Kreuzzeitung eine entschiedene Vorkämpferin des Freihandels war.

Da stellte sich aber um die Mitte der siebziger Jahre auf einmal eine wunderliche Laune des Weltmarktes heraus. Die rasche Steigerung der Schiffahrtsmöglichkeiten brachte Waren

fernster Länder auf unseren Markt, die ihn früher nicht hatten erreichen können. Und da gleichzeitig ungeheuere Flächen jungfräulichen Bodens dem Ackerbau erschlossen wurden, wie in Nord- und Südamerika, oder der Viehzucht, wie in Südamerika und Australien, so erschienen auf einmal Erzeugnisse der Landwirtschaft auf dem Weltmarkt zu einem Preise, für den sie sich bei uns in Deutschland unmöglich herstellen ließen.

Und da trat nun die große Frage, ob wir weiter Landwirtschaft treiben dürften oder ob unsere Landwirte umzulernen und andere Sachen herzustellen hatten, an das deutsche Volk heran. Jetzt scheint es uns ungeheuerlich, daß man damals bei der Beantwortung auch nur einen Augenblick geschwankt hatte. Damals, und nicht nur damals, sondern auch noch Jahrzehnte nachher wurde uns von sehr einsichtigen und sehr kenntnisreichen Männern immer wieder nachgewiesen: sobald unsere Landwirtschaft nicht mehr zu den Weltmarktpreisen liefern könnte, hätte sie ihre Daseinsberechtigung verloren. Sie müsse dann die Herstellung der Massengüter aufgeben und solche Dinge herzustellen suchen, die das Ausland nicht ebenso billig liefern könne. Das könnten ja auch landwirtschaftliche Produkte höherer Art sein, besonders auf Viehzucht wurde vielfach hingewiesen. Gelänge aber auch das nicht, so müßten die Landwirte eben die Landwirtschaft aufgeben und durch irgendeine Art von Industrie ihr Geld zu verdienen suchen.

Ja, das sind Lehrsätze, an die wir einmal geglaubt haben. Und es gab Zeiten, in denen wir jeden, der nicht daran glauben wollte, für einen rückständigen Menschen, für einen Feind der Kulturentwicklung hielten. Es war der tiefste Seelenschmerz des Liberalismus, daß Bismarck, mit dem ja der Liberalismus zehn Jahre recht gut ausgekommen war und der zur Durchführung des wirtschaftlichen Liberalismus wirklich recht viel beigetragen hatte — d. h. er hatte sie im wesentlichen geschehen lassen —, daß der auf einmal zu der rückständigen Auffassung kam, die Landwirtschaft müsse dem deutschen Volke unter allen Umständen erhalten bleiben.

Damals konnte man überall in den Zeitungen eine angebliche Jugendprophezeiung Bismarcks lesen, der von sich selbst

gesagt habe, „ich werde ein großer Mann werden und mit einem großen Fehler endigen". Als diesen großen Fehler Bismarcks sah man nun die Schutzzollpolitik an. Und von Stund an ist Bismarck um dieses Abfalles willen vom Liberalismus auf das schärfste bekämpft worden. Er habe die wirtschaftliche Unruhe in das Land gebracht, und diese Unruhe, rief Eugen Richter aus, werde nicht eher aufhören, als bis Fürst Bismarck aufgehört hätte, zu regieren. Er hätte, so verlangte der Liberalismus, tatlos zusehen müssen, daß die Landwirtschaft dem Weltmarkt als Opfer geschlachtet wurde.

Und diese ganze Bewegung gegen Bismarck benutzte als Kampfmittel englische Gedanken, ja englische Redewendungen. Stürmische Begeisterung durchtobte das ganze deutsche Volk, als der Reichstagspräsident Forckenbeck zur Bildung einer deutschen Anti corn law league aufforderte. Leider verstanden die Berichterstatter nicht genug englisch, überhörten das „law" und machten eine „Antikornliga" daraus, was den Veranstaltern der Kundgebung höchst unangenehm war und zu schleunigen Berichtigungen in der Presse Anlaß gab.

Diese Berichterstatter haben, wie uns jetzt scheint, einen weltgeschichtlichen Witz gemacht; denn in der Tat hätte uns diese Liga, wenn sie siegreich gewesen wäre, nicht nur vom Kornzoll, sondern auch vom Korn befreit. Wenn die Landwirtschaft damals so zurückgegangen wäre, wie es der Weltmarktpreis erzwungen hätte, dann wären wir im Weltkriege sehr rasch die Beute Englands geworden.

So hat England schon damals durch seine Freihandelslehre einen gewaltigen Angriff gegen Deutschlands Macht geführt. Und ob das unbewußt und unabsichtlich geschehen ist, darüber wird später die Weltgeschichte urteilen. Aber soviel ist gewiß, bei diesem Angriff auf Deutschlands Macht hatte England den größten Teil des gebildeten und sich für geistig hochstehend haltenden Deutschtums auf seiner Seite.

Es half ihm aber nichts! Die stumpfe Masse der geistig Rückständigen gewann sogar beim allgemeinen direkten Wahlrecht die Mehrheit des Reichstages. Wir wandten uns rückschrittlich ab von der Alleinherrschaft des Weltmarktpreises

und retteten damit unsere Landwirtschaft, zugleich aber uns selbst, das ganze deutsche Volk.

Also muß es doch mit dem Segen der unbedingten wirtschaftlichen Freiheit irgendeinen Haken haben. Wenn es möglich ist, daß ein großes Volk, wie das deutsche, durch unbeschränkte Anwendung dieser Naturgesetze zugrunde geht, so muß man doch zum mindesten daraus schließen, daß das deutsche Volk eigentlich keine Veranlassung hat, sich diesen Gesetzen zu unterwerfen!

Oder soll man daraus schließen, daß das deutsche Volk überhaupt keine Daseinsberechtigung hätte? Ja, ist das nicht gerade der Schluß, den die Engländer jetzt im Weltkriege gezogen haben?

Wir stehen hier tatsächlich wieder vor dem Unterschiede zwischen Mammonismus und Militarismus. Wir haben eine Sinnesart, die rücksichtslos in die Gelderwerbsmethoden eingreift, wenn sich aus diesen schädliche Folgen für das Volksganze zu ergeben drohen. Wir haben die andere Sinnesart, der das Volksganze vollkommen gleichgültig ist, deren einziges Ziel ist, die Erwerbsmöglichkeiten der einzelnen in keiner Weise zu beschränken. Es hat wirklich damals — und nicht nur damals — in Deutschland Leute gegeben, die vor der eben berührten äußersten Folgerung nicht zurückschreckten, die bei der eingehenden Erörterung schließlich zugaben: „Nun ja, wenn ein Volk in keiner Weise mehr imstande ist, sich auf dem Weltmarkte zu behaupten, dann geht es dem ganzen Volke ebenso, wie es den einzelnen geht, die sich auf dem Markte nicht zu behaupten vermögen. Sie gehen eben unter; sie sind Mißerfolge der Menschheit, ohne die es in der Entwicklung nun einmal nicht abgeht."

Dieser ganze Liberalismus des vorigen Jahrhunderts war ganz und gar menschheitlich gesinnt. Die Scheidung der Menschen in Völker erschien als etwas Unwesentliches, ja Unliebsames. Vollends die Scheidung in Staaten wurde damals mit einer Entschiedenheit bekämpft, die man jetzt denn doch nicht mehr kennt. Ich erinnere mich, in den siebziger Jahren in liberalen Zeitungen als selbstverständliches Zukunftsbild gefunden zu haben, daß sämtliche Staatengrenzen beseitigt wären

und sämtliche Staatsregierungen durch eine die ganze Welt umfassende „Gesellschaftsordnung" abgelöst wären. Es erschien von vornherein als eine Beschränkung der Freiheit, daß z. B. jeder Deutsche nun gerade genötigt sein sollte, dem deutschen Volke und gar dem Deutschen Reiche anzugehören, während er für andere Völker und andere Staaten sehr viel mehr begeistert war.

Es war die große Zeit der Internationalen. Jetzt spricht man immer nur von der sozialdemokratischen Internationale. Die ist aber lediglich ein Abkömmling der Gebildeten- und Gelehrten-Internationale, deren Gemeinsamkeit sich keineswegs auf Sachen der Bildung und Gelehrsamkeit beschränkte, wenn sie auch da hauptsächlich ihren Nährboden fand. Und daß es neben dieser und zum Teil noch vor dieser eine Internationale des hohen Adels gab, die ebenso wie die Gebildeten- und Gelehrten-Internationale bis auf den heutigen Tag oder sagen wir bis zum Beginn des Weltkrieges ihr Dasein fortgeführt hat, das sollte man auch nicht vergessen!

Es gibt noch mehr Internationalen. Die wichtigste von allen, die stärkste und in den letzten Jahrzehnten allen anderen Mächten gegenüber noch mehr erstarkende ist die des Handels, die als Urform des Völkerverkehrs zugleich die älteste ist. Und in ihr und aus ihr entwickelt sich als Allbeherrscherin die Internationale des Geldhandels in all seinen bis in die erstaunlichsten Verfeinerungen fortgeführten Formen!

Allen diesen Internationalen ist die Gesinnung gemeinsam, daß die Menschheit der Hauptsache nach aus einzelnen besteht, die vollkommen frei darin sind, sich zu irgendwelchen Verbänden zusammenzuschließen. Der Zusammenschluß zu Staaten ist eine der vielen Möglichkeiten, muß aber jedenfalls dem freien Ermessen der Beteiligten überlassen bleiben. Der Staat ist seiner ganzen Entstehung und seinem Wesen nach auch nichts anderes als eine Aktiengesellschaft oder ein Syndikat oder ein Kartell. Er ist eine Art Lebens- und Eigentumsversicherung auf Gegenseitigkeit.

Das schönste Wort für den Staat hat der sehr bekannte freisinnige Abgeordnete und berühmte Finanzfachmann Ludwig Bamberger gefunden. Er nannte den Staat den N a c h t -

wächter. Der Staat sei der beste, der sich auf diese Nachtwächterbefugnis beschränkte. Ich meine aber doch, da hat Ludwig Bamberger etwas vorbeigegriffen. Ich meine nicht etwa in dem, was der Staat wirklich ist, sondern in dem, was er nach der Auffassung des Liberalismus sein sollte. Es wäre dem Liberalismus in höchstem Maße unangenehm, wenn der Staat nur Nachtwächter wäre. Die für den wirtschaftlichen Liberalismus wichtigste Funktion des Staates ist die des Gerichtsvollziehers.

Denn um das gleich geradeheraus zu sagen, der Angelpunkt der himmelhoch gepriesenen Wirtschaftsfreiheit ist die Zwangsvollstreckung. Man stelle sich einmal vor, wenn der Staat Bambergern beim Wort nähme und sagte: „Von jetzt an bin ich nur noch Nachtwächter und fasse die Diebe ab, die nachts bei euch einbrechen wollen. Aber wie ihr als Gläubiger zu eurem Gelde kommt, da seht ihr selber zu. Da ich nur noch Nachtwächter bin, kann ich es nicht mehr als meine Aufgabe ansehen, meine Macht zur Durchführung der Zwangsvollstreckung zur Verfügung zu stellen." Damit wäre die wirtschaftliche Freiheit zur Überfreiheit emporentwickelt.

Ich glaube übrigens nicht, daß Ludwig Bamberger seine Fassung etwa aus Unkenntnis der Sachlage gebraucht hat. Es handelte sich für ihn nur darum, den Staat in der Meinung der Hörer herabzusetzen, seine Bedeutung als untergeordnet erscheinen zu lassen. Hätte er da vom Gerichtsvollzieher gesprochen, da wäre seinen Hörern sofort ein Gefühl von der Notwendigkeit des Staates gekommen. Und das sollte eben vermieden werden.

Wer nun aber im Gelderwerb die Bestimmung des Menschen sieht, der hält es für durchaus natürlich, daß die in diesem Erwerb Erfolgreichsten auch am meisten in der Welt zu sagen haben und daß sie in diesem natürlichen Recht nicht etwa durch so rückständige Gebilde wie den überlieferten Staat über Gebühr beschränkt werden. Nun hat ja der Staat da, wo er schon längere Zeit besteht, wie das überall in Europa der Fall ist, ein außerordentlich zähes Leben, das sich durchaus auch den Leuten aufdrängt, die theoretisch den Staat wegerörtern. Deshalb hat sich die ungehemmte Kraft des

Mammonismus am besten da zeigen können, wo keine veralteten Staatsgebilde ihm in den Weg kamen, wo er in der Lage war, sich selber solche Staatsgebilde zu schaffen, wie sie für seine Zwecke am geeignetsten erschienen. Und so ist es in Amerika gewesen, ganz besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die sind denn eigentlich noch viel mehr als England das gelobte Land des Mammonismus.

Ich bin fest überzeugt, die Weltgeschichte wird dereinst urteilen, England hat den Weltkrieg gegen Deutschland gekämpft als Führer des Mammonismus gegen den Führer des Militarismus. Und der Weltkrieg war im wesentlichen zur Entscheidung zwischen diesen beiden Mächten bestimmt. Aber wie gesagt, man muß nicht etwa denken, daß England ganz und gar aus Mammonismus bestünde. Wie stark die Anlagen zum Militarismus in ihm gewesen sein müssen, das geht aus der Leichtigkeit hervor, mit der es während des Weltkrieges zum Militarismus hinüberschwenkte. Und ebenso haben wir ja schon darauf aufmerksam gemacht, daß auch Deutschland recht stark vom Mammonismus durchsetzt ist. In größerer Reinkultur als in England finden wir den Mammonismus in Amerika, ganz besonders in den Vereinigten Staaten. Aber die größere Gefahr für die Menschheit hat bisher doch der Mammonismus Englands gebildet, der eine Reihe von Völkern durch Unterjochung ins Unglück gestürzt hat und im Weltkriege den Versuch gemacht hat, diesen Kreis der Völker noch ganz erheblich zu erweitern.

Es ist nun sehr bemerkenswert, daß England sein ganzes Reich der Hauptsache nach durchaus aus Gründen des Mammonismus zusammenerobert hat und daß es sich dazu im wesentlichen auch der Mittel des Mammonismus bedient hat, daß ihm aber doch die großartige Reichsgründung nicht gelungen wäre, wenn es nicht auch über zwei Mächte verfügt hätte, die größere innerliche Verwandtschaft mit dem Militarismus als dem Mammonismus haben, die in sich aber auch untrennbar zusammenhängen. Das ist das Nationalgefühl und die Sprache. Beides sind die schroffsten Gegensätze zu der internationalen Gesinnung, wie wir sie vorhin besprachen. Ein deutscher Liberaler würde entsetzt sein vor dem Gedanken, auf deutsches

Nationalgefühl und deutsche Sprache eine Weltherrschaft zu begründen. Die Engländer haben es getan und mit dem allergrößten Erfolge getan. Dadurch haben sie der zerbröckelnden Gewalt des Mammonismus, die sich in Deutschland sehr stark geltend gemacht hat, bei sich entgegengewirkt. Und dadurch wurde es ihnen möglich, das zu leisten, was sie geleistet haben.

Es ist merkwürdig, daß wir auf diese Quelle der englischen Kraft sehr viel weniger aufmerksam gewesen sind als auf Englands politische und wirtschaftliche Freiheit. Der deutsche Liberale, der gegen jedes Übermaß von Nationalgefühl so außerordentlich empfindlich ist, wenn es sich bei einem Deutschen zeigt, scheint die Macht des englischen Nationalgefühls vollständig zu übersehen. Wir sind da vom Engländertum geradezu hypnotisiert worden. Anders ist es nicht zu erklären, wenn uns Deutschen das Englische als die natürliche Weltsprache erscheint. Und dabei wissen wir doch alle, daß das Englische erst im vorigen Jahrhundert seinen großen Anlauf zur Weltsprache genommen hat und daß es sich eben da durch vollkommene Rücksichtslosigkeit gegen alle anderen Nationen als Weltsprache durchgesetzt hat. Gerade dadurch, daß der Engländer es grundsätzlich ablehnte, andere Sprachen zu sprechen und zu lernen, zwang er die anderen Völker, seine Sprache zu lernen und zu sprechen. Und das nehmen wir biederen Deutschen nun als gottgewollte Notwendigkeit!

Das kam gelegentlich bei Schulreformfragen zur Erörterung. Da wurde von einigen Seiten ganz schüchtern angedeutet, daß es doch eigentlich nicht ganz geziemend wäre, der Sprache unserer schlimmsten Feinde eine so bedeutende Rolle in unserem Unterrichtsplan zuzuweisen! Darauf erfolgte sofort die entrüstete Antwort, Englisch wäre doch nun einmal die Weltsprache, und man müsse doch mit den gegebenen Tatsachen rechnen.

Nun, das Rechnen verstehen die Engländer, darüber sind wir wohl alle einig, doch noch etwas besser als wir. Wenn aber die Engländer in derselben Weise, wie es uns hier vorgeschlagen wird, mit den gegebenen Tatsachen gerechnet hätten, dann wäre das Englische eben niemals Weltsprache geworden, sondern es hätte sich dauernd dem Französischen unterworfen,

das vor hundert Jahren noch einen erheblichen Vorsprung darin hatte.

Diese Rücksichtslosigkeit ist nun dem Engländertum ganz besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika zugute gekommen, und unsere deutsche Rücksichtnahme hat dort in sehr vielen Fällen den Verlust des Deutschtums bedeutet. Vielleicht ist es mehr als Rücksichtnahme, es liegt wohl auch unsere Auffassung von der Bildung zugrunde. Wir haben uns da auf die Überzeugung festgelegt, daß man gebildet nur durch Erlernung fremder Sprachen werden kann. Wenn man jemand, der diese Überzeugung hegt, nach den Gründen fragt, so erscheint als Hauptgrund immer der, man müsse den Geist von der Muttersprache befreien! Nun, unsere Deutschen im Auslande richten sich nach dem Rezept, sie befreien ihren und ihrer Kinder Geist von der Muttersprache, und zwar gründlich und dauernd.

Alles in allem, der Engländer hat Nationalgefühl auch ohne Militarismus, des Deutschen Nationalgefühl ist so schwach, daß es ohne Militarismus in alle Winde zerflattert und so das Deutschtum mit zerflattern läßt. Darum brauchen wir den Militarismus nötiger als jedes andere Volk, die ganze Geschichte unseres Volkes lehrt uns das: aber vielleicht können wir dann gerade dadurch in militaristischer Volksgestaltung mehr ausrichten als irgendein anderes Volk. Das wird vielleicht die Weltgeschichte lehren.

Die Vereinigten Staaten sind ein Gebilde, in dem das Nationalgefühl noch in der Entwicklung begriffen ist. Zunächst überwiegt das Engländertum dort noch so sehr, daß viele glauben, das ganze Land fühle sich noch als englische Kolonie. Das ist gewiß ein gewaltiger Erfolg des englischen Nationalgefühls; dennoch ist und bleibt der Hauptherr der Vereinigten Staaten nicht der Stolz Altenglands, sondern der Dollar. Ihren inneren Einrichtungen nach sind die Vereinigten Staaten das Musterland des Mammonismus, der dort auch nicht durch geschichtliche Erinnerungen beschränkt wird.

So ist denn auch der Kriegsgrund Amerikas rein geschäftlich, rein mammonistisch. Amerika hat während dieses ganzen Weltkrieges ein glänzendes Geschäft gemacht, indem es unseren

Feinden Munition und Waffen verkaufte. Die Einnahmen daraus sind ungeheuerlich gewesen. Dieses Geschäft hätten wir nun allerdings durch unsere Seesperre ganz empfindlich gestört, wir hätten die amerikanischen Milliardäre um große Summen geschädigt, wenn wir den Unterseebootkrieg schon 1915 angefangen hätten, oder wir wollen sagen fortgeführt hätten.

Auch jetzt ist die Schädigung noch groß genug; aber jetzt treten noch andere Erwägungen in den Vordergrund. Von der Munition, den Geschützen ist vieles in bar bezahlt worden, aber der Gesamtheit der Lieferungen gegenüber doch nur ein kleiner Teil. Das meiste ist kreditiert worden, d. h. also die amerikanischen Milliardäre haben ihr Geld in das englische Kriegsgeschäft hineingesteckt. Und wenn dieses englische Kriegsgeschäft Pleite macht, dann sind die Milliardäre ihr Geld los.

Was folgt daraus? Das englische Kriegsgeschäft darf nicht Pleite machen, die Engländer dürfen nicht unterliegen, die Engländer müssen siegen. Und nun muß man schon dafür das bißchen mehr Kapital hineinstecken, das durch die Kriegführung der Vereinigten Staaten erforderlich wird.

Öffentlich wird natürlich von den Munitionsgewinnen ebensowenig geredet, wie die Engländer davon reden, daß sie den Krieg führen, um die Konkurrenz totzumachen. Aber abweichend von England hat Wilson von vornherein die Kriegsziele kundgegeben.

Die Völker sind friedliebend. Sie werden nur durch die Regierenden in Kriege hineingezogen. Darum sollen in Zukunft die Völker die Entscheidung haben. Die Regierungen sollen keinerlei Gewalt haben als die, die ihnen durch die Zustimmung der Regierten — also jedenfalls durch Abstimmung; das ist ja die einzige greifbare Form dieser Zustimmung — zugewiesen werden. Das heißt, es sollen überall Republiken oder doch parlamentarische Regierungen eingeführt werden, dann ist der Weltfriede gesichert.

Da haben wir es also. Aber wie ist uns denn? Ist nicht Frankreich eine Republik und England ein parlamentarisch regiertes Land? Haben nicht beide Regierungen ihre Rechte

allein durch Zustimmung der Völker? Dort herrscht also der wirkliche Volkswille, der ja nach demokratischer Meinung durch Abstimmung zutage tritt. Und diese beiden Völker haben von Friedenswillen ganz und gar nichts gezeigt. Also entweder es ist nicht wahr, daß alle Völker friedliebend sind, man müßte zum wenigsten die Franzosen und die Engländer ausnehmen, oder es ist nicht wahr, daß der wirkliche Volkswille durch Abstimmung zutage tritt. Es ist noch ein dritter Fall möglich, nämlich daß alles beides nicht wahr ist.

Ja, welches Interesse hat denn nun aber Wilson in aller Welt daran, in den europäischen Staaten die Republik oder wenigstens die parlamentarische Regierung einzuführen? Daß der von ihm angegebene Grund nicht stichhaltig ist, daß die Völker nicht unbedingt friedliebend sind, das zeigt das Beispiel Frankreichs und Englands ohne weiteres, und wer einigermaßen etwas von der Weltgeschichte weiß, dem kommt solche Behauptung von vornherein unsinnig vor. Rom ist fast ein halbes Jahrtausend lang Republik gewesen und hat jedesmal, wenn es Frieden hatte, den Janustempel geschlossen. In dem ganzen halben Jahrtausend hat ihm dies Vergnügen nur wenige Tage geblüht. Also da hat sich der durch Abstimmung kundgegebene Volkswille nicht gerade als Friedenswahrer gezeigt. Dann haben wir im Jahre 1789 die französische Revolution gehabt, die auch überall den Frieden und die Republik hintrug. Das hat mehr als zwei Jahrzehnte der schlimmsten europäischen Kriege entfesselt. Das sind nur die hervorstechendsten allbekannten Beispiele. Es ist nicht anzunehmen, daß sie dem früheren Universitätsprofessor Wilson unbekannt geblieben sein sollten. Allerdings könnte er sich darauf berufen, daß sie den Liberalen und Demokraten aller Länder ebenso bekannt sein müßten und daß diese trotzdem immer wieder erklären, wenn erst die Demokratie überall durchgeführt wäre, wenn es überall Republiken oder wenigstens parlamentarische Regierungen gäbe, dann wäre der Weltfriede gesichert.

Leider gehören zu diesen Liberalen und Demokraten, die das auf das entschiedenste in allen Tonarten versichert haben

die politischen Leiter Frankreichs und Englands, denen wir den Weltkrieg verdanken. Man wird ihnen also doch wohl nicht ganz unrecht tun, wenn man glaubt, diese schönen Redensarten hätten nur die Absicht, die, die sie brauchen, beim Volke beliebt zu machen und zur Regierung zu bringen. Ist das erreicht, dann ist eben der Zweck erreicht, und dann braucht man sich hinterher um die schönen Redensarten nicht weiter zu kümmern.

Also immerhin bleibt zunächst doch die Frage offen: Wie kommt Wilson dazu, als freiheitlicher Mann sich um die inneren Verhältnisse fremdester Völker zu kümmern? Müßte nicht ein freiheitlich gesinnter Mann jedem Volke das Recht geben, sich so einzurichten, wie es selbst eingerichtet sein will? Wie kommt man dazu, ihm eine bestimmte Einrichtungsweise vorzuschreiben, die man selber für die allein richtige hält?

Ja, es ist ja nun mit der Freiheit eine ganz eigene Sache. Ich verdanke da einem eigenartigen Erlebnis einen ganz besonderen Aufschluß. Ich bin in einigen Kreisen bekannt als jemand, der ganz besonders für freiheitliche Erziehung auftritt. Und so versicherte mir denn einmal ein -- übrigens gelehrter -- Vater, daß er seine Kinder ganz und gar freiheitlich, auch in religiöser Hinsicht, erzöge. Ich war etwas mißtrauisch dagegen und fragte ihn, wie er das denn machte. Ja, sein achtjähriger Junge hätte sich von Spielkameraden wirklich die Gottesidee aufreden lassen und sie dem Vater gegenüber verteidigt. Und die hätte er ihm sofort in sehr fühlbarer Weise ausgetrieben. Ich konnte nicht umhin, darauf zu antworten: „Und das nennen Sie Freiheit, wenn Sie dem Jungen den Atheismus einprügeln?" Er meinte aber, der Gottesglaube wäre die größte Gefährdung der menschlichen Freiheit, und derartige Gefährdungen müsse ein freiheitlich gesinnter Mann mit den stärksten Waffen vertreiben. Ich habe nachher immer gefunden, daß der politische Freiheitsbegriff der Demokraten und Liberalen mit dem religiösen Freiheitsbegriff dieses Mannes eine bemerkenswerte Ähnlichkeit hatte.

Wenn wir nun aber hinter Wilsons wirkliche Beweggründe

kommen wollen, so wird nichts anders übrig bleiben, als uns genau anzusehen, wie die politische Freiheit, wie der durch Abstimmung hergestellte Volkswille in Wirklichkeit aussieht. Und da möchte ich von vornherein darauf aufmerksam machen, daß die Staaten, in denen diese Freiheit am meisten zum Durchbruch gekommen ist, also die Republik Frankreich und das parlamentarisch regierte England in Europa und dann doch auch die Vereinigten Staaten von Amerika überall in dem Rufe stehen, daß sie in Wirklichkeit von den großen Geldmächten regiert werden. Ist das nicht ein merkwürdiger Zufall?

Oder ist es vielleicht gar kein Zufall? Sollte da irgendeine innere Notwendigkeit vorliegen? Sollte es zwischen dem Mammonismus und dem durch Abstimmung hergestellten Volkswillen irgendwelche inneren Beziehungen geben?

Wenn man so etwas nun feststellen will, dann muß man sich nicht an seinen Schreibtisch setzen und überlegen und aus irgendwelchen anerkannten Sätzen Folgerungen ziehen, sondern man muß die Augen aufmachen und zu sehen versuchen, was um einen herum vorgeht. Wahlen gibt es ja auch bei uns. Wir können also an uns selber beobachten, wie durch Abstimmung der Volkswille hergestellt wird.

Nach den allgemeinen Redensarten, die über Freiheit und Selbstbestimmung gemacht werden, müßte man annehmen, daß in dem Augenblick, wo die Wahlen zum Reichstage ausgeschrieben werden, jeder wahlberechtigte Politiker sich in sein Kämmerlein zurückzieht und ernstlich mit sich zurate geht, wen er für den Würdigsten hält, ihn im Reichstage zu vertreten. Dieses Mannes Namen hätte er dann geheim in seinem Kämmerlein — es soll ja überhaupt geheime Wahl sein — auf einen Zettel zu schreiben und diesen Zettel hätte er dann im Wahllokal in den Umschlag zu stecken und abzugeben. Die Wahl soll geheim sein, es dürfte also niemand vom anderen wissen, wie er wählt. Und wenn dann die Mehrheit der Wahlberechtigten in einem Wahlkreise sich auf einen bestimmten Mann geeinigt hätte, dann wüßte jedermann, das ist wirklich der Mann, der den Willen aller Wähler dieses Wahlkreises am besten darstellt; denn die meisten von ihnen

haben sich ohne Verabredung und Rücksprache auf diesen Mann vereinigt.

Wird es nun so gemacht?

Ja, jeder Politiker lacht darüber.

Wie wird es denn gemacht? Vielleicht tritt ein Mann, der das Beste des Volkes will und auch geeignet ist, für das Volk zu sprechen, öffentlich vor die Wählerschaft hin und sagt: „Wenn ihr mich wählen wollt, ich bin bereit, euch zu vertreten. Ich sage euch jetzt in öffentlicher Rede, was ich im Reichstage erstreben werde, und wer mit mir dasselbe erstrebt, der möge mir seine Stimme geben." Das wäre auch schon eine Einwirkung auf den Willen der Wähler, aber doch die edelste und angemessenste.

Und so ist es in der Tat wenigstens einmal gemacht worden. Egidy hat es so gemacht. Und wie wurde das von der freiheitsfreundlichen Presse aufgenommen? Der Mann wurde mit Hohn überschüttet. Ich erinnere mich, sein Bild in einem Witzblatt gesehen zu haben mit der vornehmen Unterschrift: „Rin in den Reichstag kommst du nimmer, dollen Durchfall künd' ich dir Kühnem."

Dabei war Moritz von Egidy ein Mann, von dem damals jedermann in Deutschland wußte und der durch sein Auftreten sich die größte Anerkennung auch solcher Leute erworben hatte, die nicht mit ihm einverstanden waren. Es wäre ein großer Gewinn für den deutschen Reichstag gewesen, wenn Egidy gewählt worden wäre. Wie kam das Witzblatt zu seiner Prophezeiung und wie kam es, daß das Prophezeite eintraf?

Der Kundige zuckt die Achseln über diese Frage. Es helfe doch nichts, daß einer ein angesehener Mann sei, daß jedermann wisse, was er tun wolle, und die meisten damit einverstanden seien. Im Reichstag komme es nicht auf allgemeine religiöse und politische Fragen an, da komme es auf ganz bestimmte einzelne Maßregeln an, und da müsse der Wähler vorher wissen, ob der Reichstagsabgeordnete dafür oder dagegen stimmen würde. Diese Sicherheit hätte man aber nur, wenn der Reichtagskandidat einer bestimmten Partei angehörte. Und es wäre überhaupt ein großer Unsinn, daß in Deutsch-

land so viele Leute sich darauf versteiften, eigne Gedanken zu haben und sie in die Politik hineinbringen zu wollen. Das sei ein Zeichen von mangelnder politischer Erziehung. Wer richtig politisch erzogen sei, der wisse, man müsse sich einer Partei anschließen, dann sei man geborgen. Dann wisse man ganz genau wie man zu stimmen, was man zu loben, was man zu tadeln habe und wie man zu denken habe. D. h. denken dürfe man ja ab und zu noch auf eigne Hand, aber nichts davon öffentlich verlautbaren, weil das dem Parteiinteresse schaden könnte. Denn nur dann könne die Partei etwas durchsetzen, wenn sie einheitlich und fest zusammenhielte. Und daß sie etwas durchsetze, das käme dann doch schließlich jedem zugute, der zu der Partei gehörte.

Das ist ja nun soweit ganz gut. Ich frage mich nur, wo bleibt denn da eigentlich die Freiheit, diese edelste aller Himmelsgaben? Was tue ich mit dieser köstlichen Gabe, wenn die ganze Freiheit meines Denkens darin besteht, mir auszusuchen, von welchem Parteiprogramm ich mir mein eignes Denken vergewaltigen lassen soll! In einer wirklich freien Menschengemeinschaft, wo jeder auch bei jeder Willenskundgebung wirklich frei wäre, da würden bei zwei verschiedenen Fragen vielleicht ganz verschiedene Menschen miteinander übereinstimmen, so daß die Mehrheit an jedem Tage, ja bei jeder Abstimmung anders aussehen würde. Und ein Gesetz, d. h. ein allgemeiner Wille der ganzen Gemeinschaft könnte doch eigentlich nur dann zustandekommen, wenn es wirklich der allgemeine Wille wäre, d. h. wenn alle damit übereinstimmten. Dann würde es vielleicht sehr viel weniger Gesetze geben als jetzt, aber klagt man nicht auch immer über zuviel Gesetze? Und wenn die Gesetzgebung so gehandhabt würde – Rousseau wollte es übrigens so –, so würde sich eben gegen keins der wenigen Gesetze irgendein Widerspruch erheben. Wäre das nicht besser?

Nun, das ist schwer zu sagen. Aber von wirklicher Freiheit könnte man doch eigentlich nur in einem solchen Gemeinwesen reden. Wo bleibt da die Freiheit, wenn ich mein eignes Denken und meinen eignen Willen zunächst einmal dem Parteiprogramm und dem Parteiwillen unterwerfen muß, und

dann, wenn meine Partei bei den Wahlen das Unglück hat, in der Minderheit zu bleiben, vielleicht mit allen meinen Parteigenossen zusammen meinen Willen der Mehrheit unterwerfen, also noch einmal umkrempeln muß! Bin ich da schließlich nicht im absoluten Staat noch besser daran, wo doch eine einmalige Umkrempelung meines Willens genügt, um mich unter den Willen des absoluten Herrschers zu beugen?

Ja, so dürfe man das nicht ansehen, belehrt mich der freiheitlich gesinnte Politiker. Ganz und gar seinen eignen Willen könne man natürlich niemals durchsetzen, Kompromisse müsse man schon machen. Genug, an eine Partei müsse man sich anschließen.

Dagegen liest man nun aber wieder, daß Kompromisse schließen das Zeichen eines ganz erbärmlichen Menschen wäre, und daß der aufrechte Freiheitsmann niemals Kompromisse schließen dürfe.

Ja, damit ist doch nur gemeint, daß er nicht von seinem Parteistandpunkt abweichen, nicht anderen Parteien nachgeben dürfe. Nur in solchem Sinne heißt es, man dürfe keine Kompromisse schließen. Denn sonst beraubt man sich eben der Möglichkeit, mit seiner Partei für seine Partei etwas durchzusetzen.

So! Also erst bin ich genötigt, mein eignes Denken wenigstens teilweise aufzugeben, d. h. Kompromisse zu machen, um mich einer Partei anzuschließen. Das ist notwendig, also auch gerechtfertigt. Dann aber darf ich als Mitglied der Partei unter keinen Umständen dieselben Grundsätze nochmal anwenden, wenn es sich um politische Tätigkeit der ganzen Partei handelt. Dann wird das, was eben gut war, böse!

Solche Gedankengänge sind den meisten Lesern nicht angenehm. Beim Begriff der Freiheit das Verhältnis des einzelnen zu seiner Partei zu erörtern, das gilt nicht für freiheitlich. Der größte Freiheitsheld Deutschlands im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts und noch einige Jahre in dieses Jahrhundert hinein war der Abgeordnete Eugen Richter, der so freiheitlich war, daß er sogar im Reichstag zu sagen wagte: „der Reichskanzler Fürst Bismarck muß fort von seinem Platze". Das war ein Freiheitsmann, der hat es den Ministern

ordentlich gegeben! Und wie wußte er Ordnung in seiner Partei zu halten! Wenn da ein Neuling wagte, öffentlich oder gar im Reichstage etwas anders zu meinen oder gar zu reden, als es von der Partei vorgeschrieben war, wie wußte ihn Eugen Richter niederzudonnern. „Was bilden Sie sich denn ein, weswegen Sie gewählt sind?" war eine beliebte Redewendung.

Da lag der Haken. Gewählt werden konnte man nur mit Hilfe einer Partei; jedenfalls in Deutschland nur; denn eine Abstimmung setzt sich eben nicht aus freien Willenserklärungen der einzelnen Männer zusammen. Die Behauptung von der freien, unbeeinflußten Abstimmung hat nicht mehr Wert, als die Erklärung der Engländer, daß sie für die Menschenrechte eintreten.

Das weiß jedermann, zu einer Wahl gehört Agitation. Was bedeutet Agitation? Es wird den Wählern immer wieder gesagt, wen sie zu wählen haben. Ja, wer bestimmt denn das, wen sie zu wählen haben? Nun, die Partei. Ja was heißt denn das, die „Partei"? Stimmen alle Fortschrittler im Wahlkreise erst einmal unter sich ab, wen sie zum Kandidaten aufstellen wollen? I Gott bewahre, das wird von einem kleinen Kreise von Personen bestimmt; höchstens macht man hier und da die eine Versammlung, um den aufgestellten Kandidaten von der Mehrheit dieser Versammlung genehmigen zu lassen. Eine allgemeine Parteiabstimmung im ganzen Wahlkreis ist gänzlich unmöglich, an die kann nur jemand denken, der vom politischen Leben gar keine Ahnung hat.

Das mag schon sein, aber soviel ist gewiß, daß ein auf solche Weise Gewählter der großen Mehrheit der Wähler genau so aufgedrängt worden ist, wie wenn der absolute Monarch befohlen hätte, den sollt ihr wählen.

Genug, mit der Freiheit ist wirklich nicht viel los bei dieser ganzen Wählerei und Politisiererei. Was wird denn von den Parteiangehörigen in erster Linie verlangt? Freimut, freiheitliche Gesinnung, selbständiges Denken? Weit gefehlt. Disziplin wird verlangt. Die Partei ist am angesehensten, die Partei steht am besten da, die die beste Disziplin hat, wo niemand sich Seitensprünge erlaubt.

Aber nun bitte ich um alles in der Welt, wo stammt denn der Begriff „Disziplin" her? Ich meine, von welcher Seite her kommt er ins politische Leben? Disziplin ist ein Ausdruck des Militärs. Und da sehen wir, wie ganz und gar unser Parteiwesen vom Militarismus durchsetzt ist! Da haben wir auf einmal wieder ähnliche Grundzüge, wie wir sie beim Heer beobachten, die Gesinnung, den eignen Willen mit dem der anderen zusammenfließen zu lassen zu einem einheitlichen Gesamtwillen. Das, wodurch unsere Parteien zusammenhalten, ist nirgends die Freiheit, ist überall das militaristische Element, das in sie hineingekommen ist, ohne die es niemals irgendeine aus vielen Menschen zusammengesetzte Einheit gegeben hat. Also wenn die politische Schulung besagt, daß man in der Politik als einzelner nichts ausrichten kann und sich einer Partei anschließen muß, dann bedeutet das nichts anderes als: in der Politik gibt es überhaupt keine Freiheit, in der Politik gibt es nur Unterwerfung, entweder unter den Staat oder unter die Partei.

Da scheinen wir denn mit unseren Gedankengängen ganz wo anders hingeraten zu sein, als wo wir hinkommen wollten. Wir waren darauf aus, innere Beziehungen des durch Abstimmungen hergestellten Volkswillens zum Mammonismus aufzufinden und haben nun glücklich die stärksten Beziehungen zum Militarismus entdeckt. Denn was wir hier an unseren deutschen Parteien wahrnehmen, das gilt doch offenbar auch für die Parteien im Ausland, auch für die Parteien in der Republik Frankreich, im parlamentarisch regierten England und in den Vereinigten Staaten. Sie würden also, wenn das richtig ist, was wir uns überlegt haben, auch durchaus als vom Militarismus durchsetzt erscheinen. Denn überall werden wir auch dort die vollkommene Selbstaufgabe zugunsten der Partei finden, die ja noch nötiger erscheint, wenn die Partei nicht nur dazu da ist, einer monarchischen Regierung Opposition zu machen, sondern wenn sie sogar selbsttätig regieren soll. Dazu ist unzweifelhaft ein noch höherer Grad von Parteidisziplin notwendig.

Wir haben davon bei uns im Lande sehr merkwürdige Beispiele erlebt, und die Anhänger der parlamentarischen Regie-

rung können nicht mit Unrecht daraus einige sehr wichtige Folgerungen ziehen. Wir haben wiederholt erlebt, daß Leute, erst als Abgeordnete, und zwar hervorragende Abgeordnete, die Bestrebungen ihrer Partei in glänzenden Reden und Schriften verteidigt haben, und daß sie dann selber an verantwortliche Stelle gelangt, also Minister geworden sind. Das hervorragendste Beispiel davon ist der berühmte Führer der Nationalliberalen Miquel, der nachher ein Jahrzehnt lang preußischer Finanzminister war. Aber er ist nur das hervorstechendste Beispiel; es lassen sich noch etliche andere aufführen, der Leser wird das nach seinen persönlichen Erfahrungen tun können. Und da ist es nun bei uns immer so gewesen, daß der glänzende Parteimann, sobald er Minister geworden war, auf einmal recht erheblich von dem abwich, was seine Parteigenossen wollten. Mit der Verantwortung des Ministeriums belastet sah er urplötzlich die ganze Welt und ganz besonders auch das eigne Staatswesen etwas anders an. Da wurde in ihm das eigne Denken lebendig, auch soweit er es früher der Parteidisziplin aufgeopfert hatte; und so wurde dann die Parteidisziplin recht stark durchbrochen. Solche Männer sind dann gelegentlich von ihren früheren Parteigenossen auf das allerschärfste angegriffen worden. Denn die sahen darin eben nur den Bruch der Disziplin und betrachteten den als etwas schlechthin Verwerfliches. Der Nationalliberale hatte als Minister nichts anderes zu tun, als den Willen der nationalliberalen Partei im Staate durchzusetzen. Die Kompromisselei mit anderen Parteien oder anderen Bestrebungen war — ich hätte beinah gesagt eines „freien Mannes", aber es muß doch wohl heißen: — eines gutdisziplinierten Parteimannes unwürdig.

Nun scheint allerdings in diesem Falle die Schuld weniger an dem Minister gewordenen Parteimitglied als an dem Parteidenken selber zu liegen. Der Minister erkennt, was seine Parteigenossen nicht erkennen, was er selber nicht erkannt hat, ehe er Minister war, daß das Parteidenken in diesen und jenen Punkten im Staatsleben sich nicht verwirklichen läßt, d. h. er erkennt, daß es in diesen Dingen, auf die Praxis angewendet, falsch ist. Er ist überzeugt, jeder würde das er-

kennen, wenn er den Versuch machte, die Sachen in die Praxis umzusetzen; und dadurch würde das Ansehen der Partei noch mehr geschädigt werden als wenn er, der Minister, von den Grundsätzen der Partei in einigen Stücken abwiche. Nun meint der Minister, seine Parteigenossen könnten doch wohl so viel Vertrauen zu ihm haben, um ihm zu glauben, daß sich die Sache so verhalte, und es sei daher ihre Schuld, wenn es zum Bruch mit ihm käme.

Da meinen nun die Anhänger der parlamentarischen Regierung, das würde sofort der Fall sein, sobald wir wirklich eine parlamentarische Regierung hätten, sobald das Ministerium eben in seiner Gesamtheit aus der Partei hervorgegangen wäre. Dann wären erstens mehrere Minister da; und es hätte dann innerhalb der Partei doch einen viel größeren Einfluß, wenn die alle übereinstimmend sagten, dies und das läßt sich nicht durchführen, das müssen wir als Minister anders machen, als wir es uns als Abgeordnete gedacht hatten. Dann würde sofort sehr viel ernstlicher überlegt werden, ob nicht wirklich das starre Festhalten am Parteidogma hier der Partei schädlicher sein könnte, als eine Abweichung davon. Ganz besonders aber blieben ja dann die Minister in ständiger Fühlung mit ihrer Partei und könnten vertraulich noch allerlei mitteilen, was die Sache noch klarer zu machen geeignet sei. Der einzelne Minister aus der Partei, der unter Kollegen sitzt, die ganz anderen Parteien angehören, ist in dem Grad seiner Vertraulichkeit ganz erheblich beschränkt.

Das Entscheidende aber wäre, daß die ganze Partei, wenn das Ministerium aus ihrem Schoße hervorgegangen wäre, sich für die ganze Politik dieses Ministeriums mit verantwortlich fühlen würde. Und wenn denn, wie wir eben selbst behauptet hatten, das Gefühl der Verantwortung es ist, was dem Menschen zum erneuten Denken bringt und ihn mitunter zu anderen Meinungen kommen läßt, so würde dieser Satz eben auf die ganze Partei Anwendung finden. Durch die parlamentarische Regierung würde eben jede einzelne Partei zur Regierung erzogen werden. Und das wäre es eben, was verlangt würde, und das wäre der höchste Grad der politischen Erziehung des Volkes. Und am stärksten wirke diese Er-

ziehung, wenn die Parteien abwechselnd die Regierung und die Opposition hätten. In der Opposition können sie sich überzeugen, wie die entgegengesetzten Grundsätze sich in der Praxis ausnähmen und ob wirklich dadurch das Volksleben in so hohem Maße geschädigt würde, wie man es als Parteimann vorher angenommen hatte. Komme man dann zur Regierung, so könne man die praktischen Folgen des eignen Programms auf das beste, ja geradezu naturwissenschaftlich experimentell erproben. Eine bessere Erziehung zu irgendwelcher Tätigkeit, auch zur Regierungstätigkeit, könne es gar nicht geben.

Das klingt alles sehr gut und sehr folgerichtig. Aber ist es wirklich auf Beobachtungen an der Wirklichkeit begründet? Oder ist es nur ein Gedankenaufbau, der vom Schreibtisch aus durch die Zeitungen in alle Winde flattert?

Man verweist uns auf die beiden Parteien in England, die seit Jahrhunderten in dieser Weise abwechseln und in der Regierung das glänzendste leisteten, was überhaupt jemals von einer Regierung geleistet sei. Wir wollen das zunächst dahingestellt sein lassen. Ich wenigstens fühle mich nicht berufen über englische Zustände zu urteilen, da ich niemals in England gewesen bin, also englische Zustände nur aus Büchern kenne. Eins von diesen Büchern ist das „Kapital" von Marx, ein anderes sind die Hauptwerke von Dickens. Wo die beiden in Schilderungen englischer Zustände übereinstimmen, und das ist nicht allzu selten der Fall, da halte ich es für unwahrscheinlich, daß sie beide falsch gesehen haben sollten. Und da würde ich denn doch in mehr als einer Hinsicht sogar die vielgeschmähte preußische Regierung vorziehen.

Aber wie gesagt, das wollen wir ganz beiseite lassen und nur fragen, wo sind denn jetzt in England die beiden großen Parteien? Ja, die spuken nur noch in unserem deutschen Blätterwald; aus der Wirklichkeit sind sie längst entschwunden. Es ist die große Partei der Iren hinzugekommen, diese unter sich wieder gespalten. Durch ihre Einwirkung hat sich die uralte Partei der Whigs gespalten und ein Teil von ihnen mit den Tories sich vereinigt. Mehrere Schattierungen von Arbeiterparteien kommen hinzu, genug, Englands Parteisystem

sieht schon längst nahezu so bunt aus wie das unsere. Also wer da glaubt, daß alle Völker durch ihre Erziehung schließlich zum Zweiparteiensystem hingedrängt werden, der wird aus der englischen Geschichte der letzten Jahrzehnte auf das bündigste widerlegt. Genau das Gegenteil ist der Fall, die Parteien zerfallen immer weiter. Solange wie England wirklich das Zweiparteiensystem hatte, da handelte es sich durchaus nicht um Volksparteien, sondern um zwei Adelscliquen, die sich in der oligarchischen Regierung des Landes ablösten. Die Betrachtung dieser Dinge fällt aus dem Rahmen unserer Untersuchungen hinaus.

Aber die fortschreitende Parteienzersplitterung ist ja keine Erscheinung, die sich auf England beschränkt, sie zeigt sich in Frankreich und in Italien genau ebenso. Und keiner der kleinen Staaten, der sich gedrungen gefühlt hat, die parlamentarische Regierung nachzumachen, zeigt im wesentlichen andere Erscheinungen. Da dürfte es sich doch wohl um ein allgemeines Lebensgesetz der Völker handeln. Und wir tun da wieder am besten, uns in unserer Nähe, also bei uns selbst umzusehen, ob wir nicht irgendwelche Gründe für diese Parteienzersplitterung auffinden können.

Nun, die Zeitungen geben uns genügend Aufschluß darüber. Es wird immer geklagt, daß die schönen, reinen Parteiprogramme auf das empfindlichste durchkreuzt würden durch die wirtschaftlichen Interessen, daß alle möglichen wirtschaftlichen Interessentengruppen ihre Sonderwünsche geltend machten, solange es ginge, in der Partei, schlimmstenfalls aber unter Lostrennung von der Partei und daß sie schon durch die Drohung mit dieser Lostrennung gelegentlich die schönsten Parteiprogramme verpfuschten. Da ist die Begehrlichkeit der Agrarier, die geradezu verheerend im ganzen Parteileben gewirkt hat, da die Agrarier nicht nur unter den Konservativen, sondern auch unter Nationalliberalen, Zentrumsmännern, ja in einzelnen Ausläufern sogar bis in die Fortschrittspartei hinein zu finden waren. Da waren Handwerker mit ihren Sonderinteressen, dann die Industrien, ganz besonders die Großindustrie und noch mehr besonders die Schwerindustrie, die sich im Parteileben und im Staatsleben auf das aller-

unangenehmste bemerkbar machte. Und schließlich kann man bei der ganzen sozialdemokratischen Partei, wie sie früher war, einigermaßen zweifelhaft sein, ob man sie wirklich als politische Partei oder als wirtschaftliche Interessentengruppe anerkennen soll.

Ich bitte zu beachten, ich spreche hier nicht etwa meine Meinung aus, sondern das, was ich aus hundert Zeitungen zusammengelesen habe, um die öffentliche Meinung meiner Volksgenossen über alle diese Dinge kennenzulernen.

Suchen wir also die Hauptsache heraus aus dem, was wir da finden: Parteiprogramm und Parteidisziplin wird durch die Wirkung wirtschaftlicher Interessen gestört, mitunter zerstört.

Nun, wirtschaftliche Interessen sind Erscheinungsformen des Erwerbstriebes, die wir also nach unseren Unterscheidungen im weitesten Sinne zum Mammonismus rechnen müssen. Die Gefahr, daß der Arbeiter, der Handwerker, der Bauer oder auch nur der ostelbische Großgrundbesitzer sich durch allzu siegreiche Durchsetzung seiner Interessen zum Milliardär entwickeln könnte, ist allerdings verschwindend gering. Aber immerhin, wer für seinen eignen Vorteil streitet, der verhält sich, insoweit er das tut, feindlich gegen die Gemeinschaft, der er angehört. Es stellt sich immer so dar, der einzelne verlangt von dem, was die Gemeinschaft geschaffen hat, einen größeren Anteil, als er ihn vorher gehabt hat. Die Gemeinschaft ist zunächst der Meinung, daß die Anteile gerecht verteilt seien und daß der, der eine Vergrößerung seines Anteils wünsche, tatsächlich einen Vor-Teil wünsche. In sehr vielen Fällen hat bei einem solchen Streite die Gemeinschaft unrecht und der einzelne recht. Dann wird die Gemeinschaft um ihrer selbstwillen besser tun, nachzugeben.

Aber darin muß man sich klar sein, daß die Geltendmachung der eigenen Interessen gegenüber den Interessen der Gemeinschaft und auch gegenüber allen anderen Einzelinteressen eine Kampfhandlung ist. Im Ernste bestreitet das auch niemand, wenn wir auch gewöhnt sind, alle diese Dinge mit einem Phrasennebel zu umgeben und immer darauf aufmerksam zu machen, daß jemand, der seine eignen Interessen vertritt, darum doch ein ganz außerordentlich vaterlandsliebender

und gemeinschaftsfreundlicher Mann sein kann und demgemäß außerordentlich entrüstet sein darf, wenn man ihm feindliche Gesinnungen gegen das Vaterland oder gegen die Gemeinschaft, der er angehört, schuld gibt.

Wir müssen da immer wieder betonen, daß man in solchem Falle ja nicht den Mann beurteilt, sondern eine einzelne Handlung dieses Mannes. Wenn wir die Gesamtheit seiner Handlungen zusammenstellen und überprüfen, so werden wir vielleicht bei demselben Mann sehr viel mehr Handlungen aus Vaterlandsliebe finden, wie solche aus Feindschaft gegen die Gemeinschaft. Und erst darnach könnten wir ein Urteil über ihn selbst fällen. Wir sprachen schon davon, der Feldgraue, der sich durch große Tapferkeit draußen das Eiserne Kreuz geholt hat, und der Kriegswucherer, der das Pfund geschmuggelter Butter für 6 Mark verkauft, können ein und dieselbe Person sein! Da macht doch alle Tapferkeit vor dem Feinde nicht den Wucherverkauf zu einer gemeinschaftfreundlichen Handlung!

Und dann möchte ich doch noch auf das entschiedenste betonen, daß ich den Kampf um die eigenen Interessen durchaus nicht etwa als etwas sittlich Verwerfliches darstellen will. Es ist immer ein Kern von Notwehr darin. Und es ist durchaus richtig, daß, sowie jeder in erster Linie für sich selber essen muß, er auch in erster Linie für sich selber arbeiten muß. Daß die Gemeinschaft durchaus auf dem Fortbestehen der Einzelleben beruht, ist denn doch gar kein Zweifel, und daß jeder einzelne für das Fortbestehen seines eignen Lebens selber zu sorgen hat, ist von der Natur schon gegeben.

Aber weshalb schelten wir dann den von uns auch als nützlich und notwendig anerkannten Erwerbstrieb mit dem Schlagwort Mammonismus?

Ich möchte darauf wieder mit einem Gleichnis antworten. Die Pazifisten sind doch wohl auch in Zukunft überzeugt, daß jedes Volk seine eigenen Interessen wahrnehmen werde und daß es auch in Zukunft immer bei dem friedlichen Wettbewerb der Völker sein Bewenden haben werde. Auch dieser Wettbewerb ist unzweifelhaft Kampf. Das ist unserm Denken durchaus geläufig, wir lesen ja immer wieder vom Konkurrenz-

kampf auf allen möglichen Gebieten. Die Friedensfreunde meinen nun aber, dieser Kampf ließe sich insoweit mäßigen, daß er niemals wieder mit Gewehren und Kanonen ausgeführt werde, sondern daß in freier Vereinbarung sich die Völker irgendwelchen Schiedsgerichten vollständig unterwerfen werden. Damit ist also auch der Erwerbstrieb der einzelnen Völker und der einzelnen Menschen in keiner Weise verurteilt, sondern durchaus als berechtigt anerkannt, also auch der wirtschaftliche Kampf nicht beseitigt, sondern nur in gewisse Schranken gebannt.

Und gegen diesen Gedankengang der Friedensfreunde lassen sich ja nur zwei Einwendungen erheben. Die erste ist die, daß die einzelnen sich auch in ihrem Gerechtigkeitsgefühl niemals so stark von ihrem eignen Volke loslösen können, daß sie in einem internationalen Gerichte unparteiisch entscheiden könnten. Wie es mit der Unparteilichkeit und menschheitlichen Gesinnung auch der größten Gelehrten aller Fächer bestellt ist, darüber hat uns doch der Weltkrieg genügend aufgeklärt. Also das ist ein zunächst erheblicher Einwand. Der zweite noch bekanntere ist der, daß es einstweilen keine Macht gäbe, die einen widerstrebenden Staat unter den Willen der Menschheit zwingen könnte und daß bei dem Versuch, das doch zu tun, wieder der verbannte Krieg in die Menschheit einziehen würde.

Nun, was zwischen den Völkern gewiß erstrebenswert aber vorläufig kaum ausführbar erscheint, das muß doch zwischen den verschiedenen Berufsständen eines und desselben Volkes sicherlich ebenso erstrebenswert sein, und vielleicht stellt es sich da als ausführbar heraus. So ist eines der bekanntesten Hauptkampfmittel die Souveränität in der Preisfeststellung, die jetzt jeder Hersteller und jeder Händler als selbstverständlich beansprucht und die allen bisherigen nationalökonomischen Systemen als naturnotwendige Tatsache zugrunde liegt. Es handelt sich da aber in jedem Fall um eine Kampfhandlung, unzweifelhaft immer gegen den Käufer und gegen die Gemeinschaft, der man angehört, in sehr vielen Fällen bekanntlich aber auch gegen die Konkurrenten, d. h. gegen die Menschen, die durchaus gleichlaufende Interessen haben.

Wir meinen, vielleicht ist da irgendeine Friedensvermittelung möglich.

Ja, man könnte glauben, daß das überhaupt eine der Grundaufgaben jeder Gemeinschaftstätigkeit wäre, sogar schon solcher Gemeinschaften, wie die Parteien es sind. Wir sahen doch eben, daß die Parteien durch das Auftreten der wirtschaftlichen Sonderinteressen gefährdet und zum Teil sogar ins Wanken geraten sind. Werden sie da nicht Versuche gemacht haben, diese Sonderinteressen in irgendeiner Weise miteinander zu versöhnen?

Ganz gewiß haben sie das getan, und soweit es ihnen gelungen ist, die Vertreter dieser verschiedenen Interessen bei der Parteifahne zu erhalten, haben sie es sogar mit Erfolg getan. So ganz aussichtslos ist die Sache also doch nicht. Und das beruht eben darin, daß man im Seelenleben jedes einzelnen bei allen solchen Versuchen Verbündete findet.

Der Fortschrittsmann, der mit größter Kraft und nicht ohne Gefahr für sein eignes Lebensglück die Grundsätze seiner Partei verteidigt hat, der ist mit einem großen Teil seines Seelenlebens an diese Partei gekettet. Erleidet die Partei irgendeinen Verlust, so empfindet er das als seinen eigenen Schmerz; erzielt die Partei einen Erfolg, so empfindet er das als lebhafte Freude. Blamiert sich die Partei, so schämt er sich mit; hat sie etwas durchgesetzt, was ihr auch die Achtung der Gegner erringt, so ist er mit stolz darauf. Und solange wie die Fortschrittspartei heeresfeindlich war, hat auch er das Heer mit tatkräftigem Haß beehrt.

Nun wurde aber vielleicht sein Bruder oder gar sein Sohn Offizier! Da bekam er wieder ein neues großes Gebiet zur Mitfreude. Alles, was zunächst seinen Sohn, dann aber auch dessen weitere Umgebung anging, rührte schließlich auch das Herz, und so ergab es dann manchen seelischen Zwiespalt. Die Liebe zum Sohn wird, wenn der Sohn Offizier wird, ganz naturgemäß in gewissem Grade mit Liebe zum Offizierkorps. Das macht den Mann noch lange nicht in seinen Parteigrundsätzen wankend, aber es gibt Einzelfälle, in denen diese beiden Seelenkräfte sehr stark gegeneinander wirken.

Und nun denken wir uns weiter, dieser Fortschrittsmann

sei Gutsbesitzer. Das ist auch jetzt nichts Unerhörtes, war aber vor Jahrzehnten eine durchaus alltägliche Sache. Ein großer Teil der fortschrittlichen Opposition gegen Bismarck in den sechziger Jahren bestand aus ostelbischen Gutsbesitzern. Nun gehört zum allgemeinen Parteiprogramm der Fortschrittspartei die Freiheit in jeglicher Gestalt, ganz besonders auch die Freiheit des Handels. Wir sprachen schon davon, daß es eine Zeit gab, in der die Landwirte alle begeisterte Freihändler waren. Es kam eine andere Zeit, in der das vom Freihandel auf das deutsche Volk losgelassene billige überseeische Getreide das Bestehen der deutschen Landwirtschaft bedrohte und wo fortschrittliche Parteigrößen offen aussprachen, wenn die Landwirtschaft auf dem Weltmarkt nicht mehr konkurrieren könne, so sei sie nicht mehr existenzberechtigt.

In diesem Fall zeigte es sich, daß des fortschrittlichen Gutsbesitzers Seele doch nicht ganz und gar vom Fortschrittsprogramm ausgefüllt war, daß die Liebe zur eignen Tätigkeit eine nahezu ebenso große, vielleicht gar eine größere Provinz seines Seelenlebens in Anspruch nahm. Gewiß, das Parteiprogramm wollte ihn ja auch in diesem Falle nicht etwa wirtschaftlich schädigen! Im Gegenteil, es zeigte ihm die Zukunft voraus, so daß er sie eher als andere übersehen und sich darnach richten konnte. Er konnte noch bei guter Zeit seine Klitsche verkaufen und je nach der Größe des erzielten Betrages und nach seinen persönlichen Neigungen damit einen Heringshandel oder ein Bankgeschäft aufmachen oder durch Börsenspekulation den Weg zum Milliardär einschlagen.

Das würde er sicher getan haben, wenn neben seiner Parteizugehörigkeit nur noch der Erwerbstrieb im allgemeinen in seiner Seele lebendig gewesen wäre. Aber seine Seele war nun einmal geradezu auf Landwirtschaft versessen und konnte dem Heringshandel ebensowenig Geschmack abgewinnen, wie dem Bankgeschäft. Genug, er wollte Landwirt bleiben und wollte deswegen nicht, daß die Landwirtschaft zugrunde ginge.

Da stand er denn vor dem seelischen Zwiespalt mit dem anderen Teil seines Seelenlebens, das vom Parteiprogramm ausgefüllt wurde. Und mancher hat diesen Zwiespalt jahre-

lang, ja jahrzehntelang mit sich herumgetragen. Mancher ist darüber weggestorben, mancher aber auch ist der Partei im ganzen treu geblieben, nur daß er sich im Inneren jedesmal gefreut hat, wenn in den Landwirtschaftssachen die Gegner die Oberhand behielten.

Und das ist ein Seelenzustand, der sehr viel häufiger zu finden ist, als wir anzunehmen geneigt sind. Der einzelne weiß ganz genau, das und das, was seine Partei will, würde ihm höchst schmerzlich sein, wenn es erreicht würde. Er sieht aber zugleich, es ist durchaus keine Aussicht da, daß es erreicht wird; die dagegen streitenden Mächte sind viel stärker. Und so bleibt er im festen Vertrauen auf den Sieg der widerstreitenden Mächte ruhig bei seiner Partei, mit der er ja sonst soviel gemein hat.

Aber wenn es sich nun zeigt, daß die widerstreitenden Mächte doch nicht stark genug sind, daß er Gefahr läuft mit seiner eignen Partei zu siegen und damit Erfolge zu erkämpfen, von denen er selbst auf das schmerzhafteste betroffen wird, dann kommt für ihn der Augenblick der Bekehrung. Er sagt sich von seiner Partei los und schließt sich nun der Gegenpartei an, ist aber in ihr zunächst in derselben Lage, wie er vorher seiner früheren Partei gegenüber war. Sehr vieles von dem, was die neue Partei will, ist ihm nach wie vor widerwärtig; er hegt nur die stille Hoffnung, daß es doch nicht erreicht werden wird. Seine politische Tätigkeit aber gilt solchen Maßregeln, die es ihm ermöglichen, den liebgewordenen Beruf, die vielleicht schon von Urvätern ererbte Tätigkeit beizubehalten und nicht zu einer beliebigen anderen Tätigkeit genötigt zu werden, weil die Laune des Weltmarktes es gerade so haben will.

Nun, was wir hier eben an den hervorstechendsten Dingen besprochen haben, das sind Sachen, die im kleineren Maße jeden Augenblick jede einzelne Partei bedrohen. Das wissen die Parteiführer sehr gut, und es gehört zu ihren Hauptaufgaben, die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, wenigstens so weit einzudämmen, daß der Partei kein unmittelbarer Nachteil erwächst. Das geht ganz gut, solange man in jedem einzelnen Fall nur mit einem einzelnen Parteigenossen und seinen

anderen Meinungen zu tun hat. Wenn aber eine größere Anzahl von Parteigenossen eine und dieselbe abweichende Meinung hat, dann fängt die Sache an, gefährlich zu werden. Eigenbrötelei, so nennt man das, kann man nachsehen, solange sie sich auf einzelne beschränkt und nicht allzusehr öffentlich lautbar wird. Zusammenschluß der Eigenbrötler auf Grund gemeinsamer Gedanken oder gar gemeinsamer Interessen ist eine Todesgefahr für die Partei. Parteien in der Partei darf es nicht geben; die sind der Tod der Gemeinschaft.

Das ist nun aber höchst merkwürdig. Parteien in der Partei sind der Tod der Gemeinschaft, Parteien im Staate verbürgen erst das Leben der Gemeinschaft. Ist das nicht ein vollkommener Widerspruch? Was für die 12 Millionen Wähler des Deutschen Reiches gilt, soll für die 2—3 Millionen Wähler einer Partei auf einmal nicht gelten, ja in sein Gegenteil umschlagen?

Nun, die Lösung des Widerspruches ist einfacher, als sie scheint. Daß man Parteiungen in der eignen Partei für schädlich, ja für tödlich hält, ist wirklich innerliche Überzeugung jedes Parteimanns. Daß man Parteiungen im Staatswesen für nützlich hält, ist eine Redensart, mit der man andere und sich selbst belügt. Wenn man einen wirklich überzeugten Parteimann auf Herz und Nieren prüft, so findet man immer die Überzeugung, daß eigentlich alle Volksgenossen zu seiner Partei gehören müßten, daß seine Partei eigentlich das wirkliche Volk sei. Alle übrigen sind entweder eine reaktionäre oder eine revolutionäre Masse. Die Wahl dieser Worte ist bei verschiedenen Parteien natürlich verschieden; aber die Grundüberzeugung ist dieselbe, mag man einen Konservativen, einen Liberalen, einen Zentrumsmann oder einen Sozialdemokraten vernehmen. Und in seinem innersten Herzen hält jeder Parteimann, obwohl er das öffentlich nie zugeben wird, das Wahlrecht, das den ihm feindlichen Parteien zukommt, für die größte Ungerechtigkeit im Weltenlauf. Ich denke dabei nicht nur an konservative Wahlbeschränkungen, sondern auch an liberale und sozialdemokratische Leitartikel, wenn aus Pommern oder Ostpreußen ein mit großer Mehrheit erfochtener Sieg der Konservativen gemeldet wird.

Diese Überzeugung hat merkwürdigerweise sogar staatsrechtlichen Ausdruck gefunden in dem Satze, daß jeder Abgeordnete Vertreter des ganzen Volkes ist. Das ist psychologisch eine Ungeheuerlichkeit, allerdings nicht die einzige im geltenden Staatsrecht. Aber tatsächlich aufgefaßt wird es nun so, daß jeder Volksvertreter seine Parteigenossen auch mit als Volksvertreter gelten läßt, aber keineswegs die der Gegenparteien. Man denke doch an die lebhafte Entrüstung im Reichstage, wenn in einer wichtigen und sehr streitigen Frage ein Konservativer oder ein Sozialdemokrat sagt, er spreche im Namen des deutschen Volkes! In jedem der beiden Fälle folgt ein Entrüstungssturm, im ersten Fall auf sozialdemokratischer, im zweiten auf konservativer Seite. Und von den Liberalen wird sich je nach den Umständen der eine oder andere an der einen oder anderen Entrüstung beteiligen, die meisten aber werden mit ruhigem, überlegenem Lächeln den Irrenden der beiden Seiten den Irrtum zugute halten. Denn sie wissen ja ganz genau, das wahre deutsche Volk, das sind die Liberalen. Die anderen rechts und links sind keine echten Deutschen, sind — — Hunnen und Barbaren.

Verzeihung, da bin ich in einen falschen Gedankengang hineingekommen. Der Liberale hat für die Konservativen andere Scheltworte und die für die Sozialdemokraten früher gebräuchlichen Scheltworte sind augenblicklich auf die Rumpelkammer gewandert, weil sie als ruppige Gesellen den schönen Traum von der großen Linken stören könnten. Da sind mir denn ganz von selber die Worte zugeflogen, die wir bei ähnlichen Gedankengängen von anderer Seite hören. Wie bei uns jede Partei allein das wahre Deutschtum darstellt, so stellt in der Menschheit das englische Volk allein die wahre Menschheit dar. Da ist man ja denn schon zu der ausdrücklichen Fassung gelangt, man müsse die Menschen einteilen in Menschen — d. h. Engländer und ihre Gefolgschaft — und Deutsche.

Wir haben uns alle entrüstet über diese Überhebung der Engländer. Aber machen wir es nicht schließlich als Parteien genau ebenso?

Ja, aber Parteien hat es doch immer gegeben und muß

es doch geben! Der kleinste Verein hat seine Parteien; in jeder Stadt, in jeder Dorfgemeinde sind Parteien, und die Weltgeschichte weiß von keinen anderen Gemeinwesen zu erzählen als solchen, die irgendwelche Parteiungen gehabt hätten. Soll das denn nun alles als menschenunwürdig abgeschafft werden?

Nun, ich denke ja gar nicht daran, derartiges vorzuschlagen. Ich meine nur, es wäre besser, wenn jeder wüßte, was er ist, also wenn eine Partei wüßte, daß sie Partei ist und daß sie nicht das ganze Volk ist. Könnten wir uns alle zu dieser Überzeugung erziehen, so wäre für unser Volksleben, scheint mir, viel gewonnen. In den Parlamenten ist ja derartiges schon angebahnt, die Fraktionen stehen einander bei weitem nicht mit demselben Haß gegenüber wie die Parteien im Lande. Aber auch im Lande läßt es sich erreichen und muß es erreicht werden, daß wir einander etwas besser verstehen lernen, als wir uns jetzt verstehen.

Einstweilen aber sind unsere Parteien so, wie sie sind, und die Politik muß mit ihnen auch so auskommen. Daß es im großen und ganzen gelungen ist, kann niemand bestreiten. Aber man wird nicht behaupten können, daß es durchweg Verdienst der Parteien wäre. Wir haben eine von den Parteien vollkommen unabhängige Regierung. Das muß nur auch richtig verstanden werden. Unabhängig ist kein einziger von uns, jeder hängt von seinen sämtlichen Nebenmenschen ab. Also Einwirkungen der Parteien auf die Regierung lassen sich bei jedem einzelnen Regierungsakt nachweisen. Das versteht sich von selbst und beweist gegen den Satz nichts.

Ich meine nur, es ist niemals die Regierung bei uns auch nur monatelang ganz und gar im Sinne eines einzigen bestimmten Parteiprogramms geführt worden. Die Regierung hat die Parteien so behandelt, wie jeder einzelne von uns seine eignen verschiedenen Neigungen und Gedanken behandelt. Jeder von uns gibt mal der einen Neigung, dem einen Gedanken etwas mehr nach, ein andermal hält er dieselben wieder schärfer im Zaum. Und wie wir so unser Einzelleben im ganzen ganz gut hinbringen, so hat auch das Deutsche

Reich, so hat jeder deutsche Staat trotz des Kampfes der Parteien ein im ganzen durchaus gesundes Leben geführt.

Wie es bei uns aussehen würde, wenn wir in dieser Zeit parlamentarische Regierung gehabt hätten, das ist außerordentlich schwer zu sagen. Das ganze Ministerium Bismarck wäre unmöglich gewesen, also auch die ganze Bismarcksche Politik. Ob es dann jemals zu einem Deutschen Reich gekommen wäre, steht dahin. Die Schutzzollpolitik wäre gekommen, dafür war eine Mehrheit da. Aber wenn schon höchstwahrscheinlich die Heeresreform der sechziger Jahre unterblieben wäre, so wären sicher die weiteren Heeresvermehrungen unterblieben, die die Regierung nur mit dem Aufwand der höchsten Kraft durchgesetzt hat. Daß wir keine deutsche Flotte hätten, wenn sich nicht der Kaiser mit seiner ganzen Kraft für sie eingesetzt hätte, das darf man als zugestanden annehmen.

Vielleicht wäre dann der Weltkrieg vermieden worden; denn vielleicht hätten wir dann in diesem Jahrhundert, wenn England unsere Handelsflotte und unsere Kolonien wegnahm und uns so behandelte, wie es jetzt die Neutralen behandelt, nicht zu mucksen gewagt, wenn wir keine Flotte gehabt hätten und unser Heer allzu weit zurückgeblieben wäre. Der im Reichstag verkörperte deutsche Volkswille hatte sich noch im Jahre 1895 nicht zu der Erkenntnis aufgeschwungen, daß Fürst Bismarck sich um das deutsche Volk und das Deutsche Reich verdient gemacht hätte! Einem solchen Mann wie dem Fürsten Bismarck dürfe man nicht zum achtzigsten Geburtstag gratulieren. Das war im Jahre 1895 deutscher Volkswille, wenn der deutsche Volkswille sich im deutschen Reichstage verkörpert. Und dieser Volkswille hätte uns regiert, wenn wir parlamentarische Regierung gehabt hätten.

Aber darüber werden wir uns mit den Vorkämpfern der parlamentarischen Regierung so leicht nicht einigen. Wir tun daher besser, wenn wir über Ergebnisse parlamentarischer Regierung wirklich etwas feststellen wollen, uns an die Länder zu wenden, wo diese Regierung tatsächlich vorhanden ist. Daß die Parteizersplitterung dort ebenso ist wie bei uns, das sahen wir schon; aber es ist da noch allerlei anderes zu sehen. Das ist ja kein Zweifel, daß es äußerlich am besten in

England zugeht. Wenn es auch die beiden Parteien längst nicht mehr gibt, so hatte man doch, darin dem Weltkrieg vorauseilend, genügend Parteiersatz, sowohl für die Rechte, wie für die Linke. Also die regelmäßige Ablösung, die aus den oligarchischen Zeiten her gewohnheitsmäßig geworden war, die wurde weiter beibehalten. Wahrscheinlich hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie eben gewohnheitsmäßig war. Im Weltkrieg ist ja auch das in die Brüche gegangen. Da hat man das liberale Ministerium durch ein Koalitionsministerium ablösen lassen, und das wieder durch ein anderes, so daß der Nichtkenner sich keinesfalls und der Kenner sich kaum hindurchfindet, wenn er feststellen will, wie denn jetzt eigentlich in England regiert wird.

Was bedeutet nun aber ein solcher Regierungswechsel für das Volk? In England heißt es nur, daß die höchsten Regierungsstellen anders besetzt werden. Die meisten Beamten bleiben unverändert im Dienst; also die Verwaltung wird durchaus in einheitlicher Überlieferung weitergeführt, mag nun die eine oder die andere Partei am Ruder sein. Auch sind die englischen Regierungsposten nicht etwa erstrebenswerte Stellen für Leute, die gern ein großes Jahreseinkommen haben möchten. Wenn die Einzeleinkommen auch im Verhältnis zu den unseren außerordentlich hoch erscheinen, so sind sie das im Vergleich zu den sonstigen englischen Lebensverhältnissen doch nicht in dem Maße. Und das wird man wohl sagen dürfen, daß in England niemand um des Ministergehaltes willen Minister wird.

Ganz anders liegen die Dinge in Frankreich. Da kommt es freilich nicht auf Ministergehälter an, sondern auf Abgeordnetengehälter, die dort nach unserer Rechnung etwa ein halbes oder doch ein drittel Ministergehalt ausmachen. Da hat der Gedanke an ein Abgeordnetenmandat doch eine ganz andere Wirkung als bei uns. Es ist eine Stellung, die für die meisten der Leute, die sie einnehmen, eine ganz erhebliche Erhöhung des Einkommens und damit Verbesserung der Lebenslage bedeutet. Darum ist ein Abgeordnetenmandat in Frankreich etwas ganz anderes als bei uns. Wir haben lange Zeit überhaupt keine Geldvergütung für Abgeordnete gekannt

im Reichstage, und was jetzt eingeführt ist, erscheint tatsächlich mehr als eine Entschädigung wie als ein Einkommen, das irgendwie zur Übernahme der Stelle reizen könnte.

Damit kommt nun für den einzelnen ein ganz anderer Beweggrund zum Anschluß an die Partei hinein, als wir ihn im allgemeinen kennen. Bei uns spielt da der Erwerbstrieb doch immerhin noch eine mehr nebensächliche Rolle. Gewiß wird sich z. B. bei der augenblicklichen Lage der Landwirt mehr zu den Konservativen, der Händler mehr zu den Liberalen hingezogen fühlen; aber es kommt da doch mehr auf die Gleichheit der politischen Auffassungen an als auf den unmittelbaren Gedanken an persönliche Vorteile. Davon, daß das Parteibeamtentum überall eine Karriere wie jede andere wird, sehe ich hierbei ab. Dazu sind die Parteibeamten im Verhältnis zur Masse der Parteigenossen zu wenig zahlreich. Und es kommt mir zunächst darauf an, was den einzelnen zum Anschluß an die Partei bewegt. In Frankreich ist der Gedanke an das hohe Abgeordneteneinkommen ganz gewiß ein solcher Beweggrund. Allerdings führt er nur zum Anschluß an irgendeine Partei, nicht zum Anschluß an eine bestimmte Partei; denn die Abgeordnetengehälter sind ja für alle gleich groß.

Die Hauptwirkung der Beweggründe aber zeigt sich erst dann, wenn einer Abgeordneter geworden ist. Von Stund an ist seine ganze Politik von dem Gedanken diktiert, sein Abgeordnetenmandat zu behalten. So stellt sich eine Interessengemeinschaft der Deputierten und damit ein Gegensatz gegen alle, die nicht Deputierte sind, heraus; und dadurch kommt ein ganz neues Element in das Staatsleben hinein.

Wie das wirkt, wissen wir aus sehr anschaulichen Schilderungen der französischen Verhältnisse. Abgeordnete werden immer überlaufen von ihren Wählern; das ist auch bei uns so. Auch bei uns hat schon mancher gesagt, daß er von dem Augenblick an, wo er sein Mandat hätte, keine ruhige Stunde mehr gehabt hätte. Und der Abgeordnete wird nach Möglichkeit bemüht sein, die Wünsche seiner Wähler zu erfüllen. Das ist auch bei uns so. Es ist auch bei uns einem Abgeordneten unangenehm, wenn er bei der nächsten Wahl das Vertrauen seiner Wähler nicht mehr hat. Aber bei uns ist

es für ihn keine Lebensfrage, keine „Existenzfrage", wie man sagt, wohl aber in Frankreich. Ungebührlichen Anforderungen wird sich daher der deutsche Reichstagsabgeordnete unbedingt widersetzen. Vetterschaftsbestrebungen bei Staatsanstellungen oder Bevorzugungen bei Staatslieferungen u. dgl. werden beim deutschen Reichtagsabgeordneten auch für seine Wähler kaum zu haben sein.

Anders ist es in Frankreich. Da scheint derartiges als selbstverständliche Gefälligkeit zu gelten. Und wer sich nun zu solchen unlauteren Machenschaften hergibt, weil er sonst sein Einkommen zu verringern fürchtet, der ist seelisch auch nicht mehr weit davon entfernt, sich zu solchen Machenschaften herzugeben, durch die er sein Einkommen unmittelbar vergrößern kann. Solange es einen deutschen Reichstag gibt, ist noch kein Fall der Bestechlichkeit eines deutschen Reichstagsabgeordneten nachgewiesen worden. Frankreich hat alle paar Jahre einmal seine große Affäre, wo Bestechungen in ungeheuerem Maße behauptet und in einigem Maße auch nachgewiesen werden, obwohl solche Nachweise nicht immer sehr leicht zu sein pflegen.

Da wird nun wohl niemand im Zweifel sein, daß es sich in solchen Fällen um nicht zu billigende Formen des Erwerbstriebes, um schädliche Arten des Mammonismus handelt. Geld zu nehmen für unlautere Machenschaften, vielleicht gar für unmittelbare Verstöße gegen die Gesetze, gilt in Europa immer noch nicht für erlaubt. Ja, wir wagen uns sogar mit schüchternem Tadel hervor, wenn wir derartiges von amerikanischen Milliardären lesen, wenn auch dort die überwältigende Größe dieser Übermenschen unser Urteil über kleinliche Bedenken hinweghebt. Aber in Frankreich, das doch noch in Europa liegt, und wo wir einstweilen von der Existenz von Milliardären kaum etwas wissen, da getrauen wir uns noch mit der vollständigsten Mißbilligung solcher Zustände hervor.

Da hätten wir nun wieder einmal den Gegensatz zwischen den sittlich guten Deutschen und den moralisch verwerflichen Franzosen. Die Deutschen unbestechlich, die Franzosen bestechlich. Nicht wahr, so ist es doch?

Mir scheint, das wäre denn doch eine ganz ungerechte Beurteilung. Die Verhältnisse liegen in beiden Fällen vollständig anders. Ich bin durchaus überzeugt, daß wirklich kein deutscher Reichstagsabgeordneter jemals daran gedacht hat, durch unlautere Machenschaften seinen Wählern irgendwelche unberechtigten Vorteile zu verschaffen. Aber ich möchte darauf aufmerksam machen, selbst wenn sich später einmal unter später zu Wählenden ein so wenig gesiebter Mann finden sollte, daß er derartiges doch über sich gewönne — ja würde er es dann überhaupt können? Ich meine in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter können? Gewiß, er könnte ja irgendeinem Minister auf die Bude rücken und mit der Kraft seiner Beredsamkeit dem unrichtige Meinungen beibringen und ihn dadurch zu Entschlüssen bringen, durch die seine Absichten erreicht würden. Aber genau das könnte jeder beliebige Privatmann auch tun, dazu braucht er seine Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter nicht!

Inwiefern ist das nun in Frankreich anders? Ja, da setzt er das, was er durchsetzt, gerade durch seine Eigenschaft als Deputierter durch. Die Minister sind in Frankreich von den Deputierten noch sehr viel abhängiger als die Deputierten von ihren Wählern. Denn die Deputierten sind vor ihren Wählern wenigstens immer auf ein paar Jahre gesichert. Erst der Termin der Wahl hängt als Damoklesschwert über ihnen. Dem Minister aber kann durch den Groll der Deputierten an jedem beliebigen Tage etwas Menschliches passieren. Eine einzige Abstimmung, in der dem Minister das Mißtrauen der Deputiertenkammer kundgegeben wird, zwingt nach französischem Brauch den Minister zum Rücktritt. Dieses Schicksal kann dem Minister ein einziger mißvergnügter Abgeordneter durch eine geschickte Rede bereiten. Und je mehr Deputierte der Minister sich durch Versagen ihrer Wünsche verfeindet, um so größer wird für ihn die Gefahr. Erst dadurch, erst durch die Einrichtung der parlamentarischen Regierung, wird es dem Abgeordneten möglich, unlautere Machenschaften durchzusetzen. Und erst dann, wenn ihm das möglich ist, lohnt sich ein Bestechungsversuch. Jemanden, der nichts ausrichten kann, zu bestechen, wird kein vernünftiger

Mensch auch nur versuchen. Aber auf dem Wege der Bestechung von Abgeordneten lassen sich in einem parlamentarisch regierten Lande die größten Dinge erreichen. Allerdings gehören erhebliche Gelder dazu.

Und so ist denn ohne weiteres klar, warum in Frankreich die großen Geldmächte unbedingt regieren. Dazu ist durchaus nicht in jedem einzelnen Fall unmittelbare Bestechung notwendig. Denn mit der Bestechlichkeit ist ohne weiteres die Ehrfurcht vor der großen Geldmacht vereinigt. Es wird sich niemand für 50000 Franken bestechen lassen, wenn er weiß, er verletzt damit einen großen Geldmann, der leicht das Doppelte und Dreifache anwenden kann, um ihn zu verderben. Die Geldmacht gleicht darin der Macht Englands. Sie wirkt nur zu 10% durch wirkliche Tätigkeit, zu 90% durch Prestige, d. h. durch Angst vor dem, was sie allenfalls tun könnte. Es ist also nicht so, daß die Einwirkung der Geldmacht überall durch Bestechungen erfolgt. Das geschieht nur zum allergeringsten Teile. Die Bestechungen dienen nur dazu, um gelegentlich diese Macht einmal ganz besonders stark zu zeigen. Sonst aber wirkt die Macht rein von selbst durch ihr Bestehen.

Und dann erfolgt die Bestechung durchaus nicht immer in der rohen Weise, daß den Deputierten gesagt wird: „Hören Sie mal, Sie müssen uns diese Konzession verschaffen oder für diese oder jene Maßregel Straflosigkeit verschaffen; sobald Sie das erreicht haben, überweisen wir Ihrem Bankkonto 50000 Franken." So etwas kommt auch vor, aber doch wohl nicht in der Mehrzahl der Fälle. Es gibt da allerlei Verschleierungen und Umwege. Ganz besonders sind aber der Bestechung die zugänglich, die sehr notwendig Geld gebrauchen. Man kann auch sagen, der Mensch ist der Bestechung in dem Augenblick am meisten zugänglich, wo er das Geld am nötigsten gebraucht.

Diese Zeitpunkte sind ja nun in verschiedenen Menschen sehr verschieden. Aber in einem Zeitpunkt sind sich die Deputierten da vollständig gleich, nämlich in dem Augenblick der Wahl. Zu einer Wahl wird nämlich sehr viel Geld gebraucht. Im allgemeinen gibt das die Partei her, bei uns sowohl wie in Frankreich. Aber unter Umständen ist dabei

Nachhilfe einzelner entweder unbedingt nötig oder doch sehr erwünscht. Dadurch können reiche Leute sich unzweifelhaft einen Einfluß auf die Wahl sichern. Und das ist sogar bei deutschen Reichstagswahlen schon vorgekommen. Allerdings, soweit bekannt geworden ist, hauptsächlich in negativer Weise, d. h. es wurde für die Wahlagitation ein bestimmter hoher Betrag zugesichert unter der Bedingung, daß ein bestimmter, von einigen in Aussicht genommener Kandidat nicht aufgestellt würde.

Nun sind einige praktische Politiker der Meinung, daß man mit Geld jede Wahl machen könne, daß es also eine reine Finanzfrage sei, ob man in einem liberalen Wahlkreis einen Konservativen oder in einem konservativen Wahlkreis einen Liberalen durchbringen wolle. Sozialdemokratischen Wahlkreisen gegenüber habe ich solche Behauptungen nicht mit dieser Sicherheit gehört. Ich glaube auch nicht, daß die Meinung richtig ist. Davon kann ja nun von vornherein keine Rede sein, daß man mit Hilfe von Geld soundso viel Konservative zum Liberalismus oder soundso viel Liberale zu konservativen Grundsätzen bekehren könnte. So wird die Sache auch kein praktischer Politiker anfangen. Wenn man weiß, daß eine Partei einen starken Anhang in dem Wahlkreise hat, so ist man in der Bekämpfung der Parteigrundsätze ganz außerordentlich vorsichtig. Ja, man erkennt sogar diese Parteigrundsätze an und führt nun in der Agitation den Beweis, daß der Gegenkandidat viel mehr geeignet sei, das wirklich Gute in diesen Grundsätzen durchzusetzen, als der Kandidat der Partei selbst. Und das allerbeliebteste Mittel dazu ist, daß man die Persönlichkeit des Kandidaten angreift und ihn so schlecht macht, daß jeder anständige Mensch sich genieren muß, ihn zu wählen, auch wenn er in den politischen Grundsätzen noch so sehr mit ihm einverstanden ist.

Aber dazu genügt nun nicht etwa, daß der Kandidat einmal in irgendeinem Zeitungsartikel angegriffen wird, sondern dazu sind Hunderte von Zeitungsartikeln, Zehntausende von Flugblättern und Hunderte oder Tausende von Wahlreden in größerem oder kleinerem Kreise erforderlich. Und das alles sind Geldfragen. Gerade auf die Massenhaftigkeit kommt es

hier an. Mancher, der nach dem zwölften Flugblatt, das er liest, noch nicht glaubt, daß sein Kandidat ein schlechter Kerl wäre, glaubt es vielleicht nach dem dreißigsten, also muß er mindestens dreißig Flugblätter bekommen, immer eins schärfer und schneidiger als das andere abgefaßt. Die Leute, die es abfassen, wollen bezahlt sein; denn die eigentlichen Parteiführer haben dazu keine Zeit. Papier und Druck will bezahlt sein und ebenso will die Verbreitung bezahlt sein. Und so wird denn für Geld gelogen und verleumdet, bis der Zweck erreicht ist. Natürlich arbeitet die Gegenpartei dagegen, meistens auch nicht mit viel besseren Mitteln. Und so kommt nun ein gewaltiges Wettlügen und Wettverleumden zustande, bei dem der der Sieger bleibt, der seinen Lügen und Verleumdungen die größte und nachhaltigste Wirksamkeit zu verschaffen versteht, und das ist allemal der, der mehr Geld hineinstecken kann.

Und nun möchte ich ganz nebenbei die Frage einschieben, ob nicht dieses Verfahren, das wir bei der Wahl für durchaus erlaubt, ja selbstverständlich halten, eine große Ähnlichkeit, ja mehr als Ähnlichkeit, eine innere Seelenverwandtschaft aufweist mit dem Lügenfeldzug Englands gegen uns im Weltkriege?

Und noch eine zweite Frage. In der Romanliteratur des vorigen Jahrhunderts wurden wir daran gewöhnt, den wahrheitliebenden aufrechten Bürger in Gegensatz zu bringen mit der Lüge und Heuchelei, die an Fürstenhöfen üblich sei. Glaubt man wirklich, daß ein Fürstenhof bei größter Anstrengung aller Beteiligten in fünf Jahren eine solche Menge von Lügen und Verleumdungen produzieren kann, wie eine einzige Reichstagswahl in einem einzigen Wahlkreise produziert?

Ich meine, die Antworten auf diese Fragen ergeben sich von selbst. Ich will aber durchaus keine Schlüsse daraus ziehen, am allerwenigsten den, daß man die Wahlen ganz und gar abschaffen solle. Ich halte sie innerhalb unserer Zustände durchaus noch für Notwendigkeiten; aber in Hinsicht auf Wahrhaftigkeit zeigen unsere Wahlen gegen frühere, von uns allen für verrottet erklärte Zustände denn doch wirklich keinen merkbaren Fortschritt.

Worauf es uns hier allein ankommt, das ist, die Einwirkung des Mammonismus auf die Politik zu zeigen. Die ist entschieden auch schon bei unseren Wahlen zu spüren. Sie ist sehr viel stärker zu spüren in Ländern, in denen parlamentarische Regierung herrscht, am stärksten in Republiken wie in Frankreich und in den Vereinigten Staaten. In England sind die Mittel, durch die die Finanzmächte die Staatsgewalt regieren, nicht so durchsichtig wie in diesen beiden Republiken. Es scheint da mehr mit Personalunion gearbeitet zu werden; man findet immer wieder die Mitglieder großer Bankierfamilien an leitenden Stellen im Staate. Von dem Verdacht der Bestechlichkeit scheint das englische Parlament frei zu sein.

Aber das Hauptmittel der Finanzherrschaft für die Einwirkung auf die Volksstimmung bleibt in allen diesen Ländern die Presse. Bismarck hat gesagt, Zeitungen wären bei uns nicht käuflich. Er hat aber damit gemeint, sie wären nicht bestechlich. Das ist für die deutsche Presse unzweifelhaft richtig, für die unserer Feinde im Weltkriege vielfach nachweisbar falsch. Es sind sehr schlimme Fälle von Bestechlichkeit zweifellos festgestellt worden. Aber dann ist es doch ganz unzweifelhaft, daß Zeitungen im eigentlichsten geschäftlichen Sinne des Wortes durchaus käuflich sind. Wenn man einem Zeitungsbesitzer, der den Wert seiner Zeitung auf zwölf Millionen Franken schätzt, für diese Zeitung fünfzehn Millionen Franken bietet, dann verkauft er sie ganz unzweifelhaft. Und das ist doch ein Verfahren, das jetzt in immer weiterem Umfange zur Anwendung kommt. Und das ist das einfachste Mittel, die Zeitungen dem großen Kapital dienstbar zu machen. Natürlich erfolgt in der Mehrzahl der Fälle nicht der Verkauf von einem Mann an den anderen, sondern durch Strohmänner oder auf dem Umwege über Aktiengesellschaften. Neuerdings hat ja aber in England ein einzelner Mann nicht nur eine Anzahl der größten englischen Zeitungen, sondern auch große ausländische, z. B. russische, einfach angekauft. Das gibt ihm natürlich eine große Macht in die Hand und das ist mammonistische Art, um politische Macht zu gewinnen. Eine der mammonistischen Arten, muß man sagen, sie ist nicht die einzige.

Die politischen Zustände in den Vereinigten Staaten sind in mancher Hinsicht von allen europäischen Zuständen wesentlich unterschieden. Vor allen Dingen sind die Vereinigten Staaten eine viel straffere Monarchie als irgendein europäischer Staat. Es ist ganz falsch, unter Monarchie immer nur die erbliche Monarchie zu verstehen. Jede Einrichtung, die den Volkswillen in wesentlichen Beziehungen durch einen einzelnen Mann darstellen läßt, muß Monarchie genannt werden. Schon die Macht, die der Präsident der französischen Republik in sich vereinigt, wäre dem Römertum als ganz unerträgliche Monarchie erschienen, noch vielmehr die des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Aber auch diese Macht beruht auf Wahl, und für die Wahlen gilt natürlich alles das, was wir schon bei den europäischen Wahlen besprochen haben. Nur daß dort alles noch größer, ja ins Gigantische auswächst. Die Größenverhältnisse sind ja überhaupt in Amerika gigantischer als wir uns in Europa im allgemeinen vorstellen können. Nun sind ja die Vereinigten Staaten auch ein Bundesstaat, der aus einem halben Hundert Einzelstaaten besteht, und jeder von diesen hat natürlich seine besonderen Wahlvergnügungen, also auch seine entsprechenden Parteiungen und alles, was damit zusammenhängt.

Aber die Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten hat noch ganz andere Wirkungen als die Wahl des Präsidenten von Frankreich. In Frankreich kommt da ein einzelner Mann ans Ruder. Weiter wird nichts geändert, die Ministerien werden durch die Deputiertenkammer bestimmt, was denn ja ein sehr abwechselungsreiches Vergnügen ist. In Amerika bedeutet aber nun die Neuwahl eines Präsidenten zugleich eine Neubesetzung der Beamtenschaft in ganz ungeheuerlichem Umfange, d. h. es werden eine große Menge von Stellen frei zur neuen Besetzung, von denen jede einzelne recht gut ihren Mann nährt. Das wirkt natürlich auf die vorhergehenden Wahlen ganz außerordentlich ein; es sind nicht nur wie in Frankreich die paar hundert Mann, die einen Abgeordnetensitz zu erringen, sondern erheblich mehr, die irgendeine Beamtenstelle erhoffen. So sind die Wahlen dort von vorn-

herein sehr viel mehr Sache des Erwerbstriebes als selbst in Frankreich.

Und so finden wir denn auch in den Vereinigten Staaten große, nicht etwa für jede Wahl neugeschaffene, sondern dauernd bestehende Organisationen, die zur Wahlmache jeder Art dienen und die nun natürlich zu der Auffindung und zum Gebrauch aller möglichen Mittel der Wahlagitation ganz anders geeignet sind als die mehr zufälligen und doch nicht allein für diesen Zweck bestimmten Organisationen, die wir in Europa kennen. Wenn die Schilderungen, die wir darüber bekommen, richtig sind, so nehmen sie geradezu die Besetzung aller Beamtenstellen ganzer Staaten in Generalentreprise, und was dann die Hauptsache ist, sie schützen die von ihnen angestellten Beamten, namentlich auch Polizeibeamte, vor allen üblen Folgen, die diesen aus Gesetzübertretungen erwachsen könnten. Es handelt sich da, wenn die Nachrichten richtig sind, gar nicht allzu selten um Dinge, die unmittelbar beim Zuchthaus vorbeiführen, und gelegentlich auch solche, die nicht vorbeiführen, sondern geradezu hinein.

Denn man muß immer bedenken, wenn überhaupt erst einmal der Weg gewiesen ist, durch Geldeinwirkung auf die Polizei Einfluß zu gewinnen, so zeigt sich die Hauptcharaktereigenschaft des Geldes, die darin besteht, daß das Geld nach seiner eignen Menge wirkt, ganz unabhängig vom Charakter seines Besitzers. D. h. mit tausend Pfund Sterling kann der größte Gauner an und für sich genau ebensoviel ausrichten wie der rechtlichste Mann. Nun sind aber für den rechtlichen Mann die Verwendungsarten des Geldes mehr beschränkt. Für ihn kommen nur die Arten in Betracht, die ihn weder mit dem Gesetz noch mit der Moral in Widerspruch bringen. Für den Gauner bestehen diese Schranken nicht. Er kann also die Macht des Geldes wirken lassen ohne Rücksicht darauf, ob er mit den Gesetzen oder mit der Moral in Widerspruch gerät. Und da nun auch auf diese Weise Geld zu gewinnen ist, mitunter sogar recht viel Geld und unter den meisten Umständen mehr Geld, als wenn man seine Geldverwendung nur auf rechtliche Unternehmungen beschränkt, so ist klar, daß der Gauner mehr Verwendungs-

möglichkeiten für das Geld hat als der rechtliche Mann, also im Grunde auch mehr Aussicht hat, sein Geld zu vermehren, als der rechtliche Mann. Gewiß wird gelegentlich auch einmal ein Gauner abgefaßt. Das gehört dann eben zum Geschäftsrisiko. Und auch innerhalb rechtlicher Unternehmungen fehlt ein Geschäftsrisiko auch nicht. Und auch da ist, wenn die Sache schief geht, das Geld verloren. Es bleibt also dabei, je schrankenloser die Macht des Mammonismus waltet, um so größere Chancen hat der Gauner im Verhältnis zum rechtlichen Mann.

Nun denken wir einmal zurück an das, was wir früher zur Begründung des Mammonismus, zur Verherrlichung des Erwerbstriebes hörten. Der Erwerbstrieb sei die menschliche Form des Kampfes ums Dasein und führe beim Menschen wie in der ganzen Natur zum Siege des Tüchtigeren. Hier erscheint nun in einem ganz besonderen Falle, unter ganz besonderen Verhältnissen, nämlich bei der Möglichkeit, durch Geld auf Wahlen und auf Besetzungen von Beamtenstellen einzuwirken, der Gauner als der wahrscheinlichste Sieger im Kampfe gegen den rechtlichen Mann. Also wäre unter diesen Umständen der Gauner der Tüchtigere, der im Kampfe ums Dasein die Oberhand behalten wird.

Ja, unter ganz besonderen Umständen, also doch nicht etwa bei uns! So etwas kann wohl in Amerika bei dem Amerikanismus geschehen; aber wir Deutsche sind doch wohl über den Verdacht erhaben, daß sich bei uns jemals auch nur die Möglichkeit derartiger Dinge herausstellen könnte!

In der Tat, das ist so. Bei uns ist unter den bestehenden Verhältnissen an derartiges nicht im entferntesten zu denken. Mir kommt aber bei solchem Vergleich immer wieder das Wort eines hochangesehenen deutschen Staatsmannes, der in den Vereinigten Staaten außergewöhnlich gut Bescheid weiß, in den Sinn, daß Amerika uns 50 Jahre voraus wäre! Dann würden wir also in 50 Jahren so weit sein, wie Amerika jetzt schon ist!

Ja, aber unsere deutsche Rechtschaffenheit?

Die erkenne ich vollständig an. Aber ich lese auch immer wieder von Leuten, die in Amerika Bescheid wissen, daß

die persönliche Rechtschaffenheit des einzelnen Amerikaners gerade auch in geschäftlichen Dingen außerordentlich gerühmt wird. Also so kann die Sache auch nicht sein, daß die Amerikaner in diese Zustände dadurch hineingerieten, daß sie von Grund auf verdorbene Seelen hätten, während wir durch unsere von Grund auf guten Seelen in alle Zukunft vor derartigen üblen Zuständen geschützt wären. Die Amerikaner sind doch durchweg Abkömmlinge von Europäern. Und ein sehr großer Bruchteil der Amerikaner ist deutscher Abkunft. Die meisten Deutschen haben ja drüben ihre Sprache aufgegeben und sind stolz darauf, Amerikaner zu sein. Viele haben auch ihren Namen so abgeändert, daß man an englische Abkunft denkt. Also die denken jedenfalls nicht so an ihr deutsches Vaterland zurück, daß sie auf die dort herrschende höhere Tugend ganz besonders stolz wären. Sie bemühen sich, diese Abkunft vergessen zu lassen.

Sollen wir annehmen, das geschähe um deswillen, weil sie sich bewußt wären, in Amerika so viel schlechter geworden zu sein, daß sie dieser edlen Abkunft nicht mehr würdig wären? Ich glaube nicht, daß das irgend jemand behaupten wird. Sie sind stolz darauf, daß sie anders geworden sind. Also die neue Beschaffenheit muß doch ihre bestimmten Reize in sich tragen. Und darum hat vielleicht die Prophezeiung recht, daß wir hier bei uns zulande nach 50 Jahren auch so weit sein würden. Was uns einstweilen daran hindert, ist klar. Wir können hier in Deutschland mit Geld allenfalls Reichstagswahlen machen, aber wir können mit diesen Wahlen nicht recht etwas ausrichten. Wir können damit keine Minister einschüchtern; denn wir können keine Minister von ihrem Platz vertreiben. Wir können keine Beamtenstellen mit Hilfe von Geld besetzen. Genug, all diese Hilfsmittel, die wir eben für Amerika besprachen, fehlen uns einstweilen.

Ja, wenn wir parlamentarische Regierung hätten! Es ist natürlich ganz und gar ausgeschlossen, daß irgendeiner unserer namhafteren Politiker aus diesem Grunde die parlamentarische Regierung forderte. Die parlamentarische Regierung wird aus allgemeinen Parteigrundsätzen und den alleredelsten Beweggründen gefordert. Die Leute, die sie fordern,

sind überzeugt, daß sie das Regieren besser verstehen als die Leute, die nur ihre verspottete Erbweisheit dazu mitbringen; sie wollen an verantwortlicher Stelle zeigen, daß sie das können, und dazu wollen sie die parlamentarische Regierung eingeführt sehen. Daran zweifle ich nicht im mindesten.

Ich spreche gar nicht von den Absichten, ich spreche nur von den natürlichen, an anderen Stellen beobachteten Folgen. Und da sage ich, solange wir keine parlamentarische Regierung haben, hat der Mammonismus bei uns gar kein Interesse an den Reichtagswahlen, oder doch nur gelegentlich und vorübergehend Interesse. Haben wir eine parlamentarische Regierung, kann man durch den Reichstag Minister stürzen und bei einigem Geschick Minister machen, ja bei der absoluten Souveränität der Parlamentsherrschaft einfach die Gesetze nach seinem Willen umgestalten, dann hat die Sache ein anderes Aussehen. Jetzt lohnt es sich höchstens hier und da einmal ein paar Zehntausender in das Geschäft hineinzuwerfen; dann kann sich eine Einlage von Hunderten von Millionen gelegentlich ganz vorzüglich rentieren.

Kein rechtlicher Mann wird so denken, das ist ganz gewiß. Wir sahen aber eben, daß unter solchen Zuständen die rechtlichen Leute nicht die sind, die die meisten Chancen haben.

Unter den Leuten, die dann bei uns emporkommen und die wirtschaftliche und damit die politische Macht ausüben würden, findet sich höchstwahrscheinlich kein einziger, der einen Namen trägt, den man jetzt in der deutschen Industrie, im deutschen Handel und Bankgeschäft mit Ehren nennt. Es würde eine neue, rein mammonistische Aristokratie hochkommen, genau so, wie das in Amerika geschehen ist. Dort sehen wir die neue Aristokratie schon entwickelt. Es ist vor kurzem ein Buch erschienen, „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" von Gustavus Myers. Das Buch ist mit etwas Leidenschaft geschrieben, und man braucht sich die leidenschaftlichen Urteile, die der Verfasser fällt, nicht zu eigen zu machen. Man braucht nur auf die Tatsachen und auf die Urkunden zu achten, die Myers beibringt.

Wir finden dort alle bekannten amerikanischen Milliardärfamilien, Astor, Field, Vanderbilt, Gould, Sage, Morgan,

Carnegie und noch einige mehr, deren Namen in Europa wenigstens weniger bekannt geworden sind. Das sind die wirtschaftlichen Übermenschen Amerikas, die Leute, zu denen wir hier mit Bewunderung aufblicken. Ja selbst die von uns, die mit einzelnen Maßnahmen, jedenfalls mit den nachgewiesenen Gesetzverletzungen nicht einverstanden sind, kommen nicht zu einer Verurteilung, weil die Bewunderung überwiegt.

Uns ist es nun hier weder um Verurteilung noch um Bewunderung zu tun, sondern nur um Feststellung der Tatsachen und Untersuchung ihrer Ursachen. Und wir finden als Ursachen überall: einmal den ungezügelten Erwerbstrieb und zweitens die schrankenlose Macht des Geldes. Denn es stellt sich überall heraus, daß in diesem durch Volksabstimmung regierten Lande weder die Parlamente noch die Beamten bis zum höchsten hinauf noch auch die Gerichte als unüberwindliche Schranken für die Macht des Geldes zu betrachten sind. Bei jedem ernsthafteren Zusammenstoß erweist sich die Macht des Geldes als stärker.

Wenn wir lesen, daß Bestechungen von Beamten aller Art, von Parlamenten der Einzelstaaten, ja Bestechungen des Kongresses und Bestechungen von Richterkollegien möglich sind, dann sehen wir doch, daß hier die Chancen des bedenkenfreien Mannes — ich möchte den vorhin verwendeten scharfen Ausdruck nicht auf Männer anwenden, denen auch ein Teil meiner Leser Bewunderung zollt — doch recht erheblich größer sind als die eines Mannes, der alle diese Dinge als unsittlich verabscheut. Oder ich will lieber sagen, der diesem Abscheu auch auf seine Taten Einfluß gestattet und ihn nicht nur in öffentlichen Reden und Zeitungsaufsätzen kundgibt.

Ja, das mag nun sein, wie es will. Tatsache ist doch nun aber, daß die Vereinigten Staaten unter der wirtschaftlichen Führung dieser Männer ganz außerordentlich in die Höhe gekommen sind, daß sie die meisten, ja jetzt im Weltkriege wohl alle Staaten der Alten Welt weitaus überflügelt haben. Das verdanken sie eben dem rücksichtslosen, dem bedenkenfreien Vorgehen dieser ihrer Führer. Die Führer haben vielleicht unbedenklich für sich selbst gearbeitet. Die Führer haben viel-

leicht gar nicht daran gedacht, daß sie irgendwie auch für das Gemeinwohl tätig wären. Aber darin zeigt sich nun gerade die grundlegende Wahrheit des Gedankensystems, das wir hier Mammonismus nennen: Wenn jeder einzelne so bedenkenfrei wie irgend möglich auf seinen eignen Vorteil, auf seinen persönlichen Erwerb ausgeht, so ergibt sich daraus ganz von selber die größte wirtschaftliche Blüte der Volkswirtschaft, innerhalb deren solche Männer die Führung gewinnen. Daß es in Amerika die gewaltigsten Wirtschaftsübermenschen gibt, Übermenschen, die vom politischen Moraltrompeterstandpunkt aus sich durchaus jenseits von Gut und Böse bewegen, und daß die Volkswirtschaft, die von diesen Wirtschaftsübermenschen geleitet ist, alle anderen Volkswirtschaften weitaus in Schatten stellt, ist doch der zwingende Beweis von der Richtigkeit und von der Heilsamkeit des Mammonismus!

Kraftnaturen aller Zeit haben lange vor Nietzsche gewußt, daß die Gesetze nur von Schwächlingen um der Schwächlinge willen geschaffen sind. Es ist gut, daß sie da sind, und sie müssen um der Schwächlinge willen im allgemeinen geschützt werden, natürlich auch, wo es sein muß, mit Gewalt. Nur sollen sie sich nicht unterfangen, den Starken seiner Stärke zu berauben. Dadurch schädigen sie das Gemeinwesen, dem sie angeblich nützen wollen.

Das sind Wahrheiten, die schon im alten Hellenentum landläufig waren, die sich aber immer wieder von neuem aufdrängen, wo ein starker, wirtschaftlicher Aufschwung zu beobachten ist. Die Vereinigten Staaten haben sicherlich nicht zum Zwecke ihrer Wirtschaftsentwicklung die alten Griechen studiert; die haben die Wahrheit ganz auf eigne Hand gefunden, weil sie eben in jeder oder doch in jeder tüchtigen Menschenseele so in ererbter Anlage vorhanden ist, daß sie sich unter günstigen Umständen in vollster Lebenskraft selber entwickelt. Wer weiß, wenn unsere Volkswirtschaft nicht von ein paar Dutzend Monarchien und der mit deren Aufrechterhaltung verbundenen Moraltrompeterei, vom Militarismus und der rückständigen Junkerkriegerkaste an der freien Entfaltung ihrer Kräfte gehindert worden wäre, vielleicht hätten wir da dieselbe oder eine noch stärkere Kraftentfaltung

gezeigt! Vielleicht wären wir da das wirtschaftlich kraftvollste Volk der Erde.

Leider hat diese Rechnung ein Loch; wir haben dabei die Engländer vergessen. Wenn unsere Wirtschaftsentwicklung noch schneller in die Höhe gegangen wäre, als sie es tatsächlich getan hat, dann wäre für die Engländer der Augenblick, über uns herzufallen, schon früher gekommen, zu einer Zeit, wo das Heer noch nicht so stark war wie im Jahre 1914 und wo vielleicht die Flotte gar noch erst in den Anfängen gewesen wäre. Und dann hätte unsere Wirtschaftsentwicklung ein sehr schnelles Ende gefunden.

Ja, wir denken uns ja die Sachlage noch zu günstig. Vom Militarismus hätten wir uns dann ja selbstverständlich auch befreit! Wir stünden dann mitten in Europa mit einem Heere da, wie es die Vereinigten Staaten haben, also vielleicht mit 100 000 Mietlingen. Die Mitglieder der Junkerkriegerkaste, die uns die Mehrzahl der führenden Offiziere gab, hätten wir doch wohl, um uns ganz und gar und dauernd ihrer Einwirkung zu entziehen, mitsamt den überflüssig gewordenen Dynastien aus dem Lande weisen müssen.

Nun, man sieht, derartige Vergleiche sind vollständig unsinnig. Das deutsche Volk und das der Vereinigten Staaten leben unter gar zu verschiedenen äußeren Umständen. Wir müssen bedenken, die Vereinigten Staaten haben in dem vorigen Jahrhundert eine riesige Bodenfläche neu in ihre Wirtschaft einbezogen. Ihr Gesamtgebiet ist ja doch ziemlich genau so groß wie das Gesamtgebiet Europas, also zwanzigmal so groß wie das des Deutschen Reichs. Wenn ein Großgrundbesitzer, dessen Gut zwanzigmal so groß ist wie das eines Bauern, daraus mehr Ertrag zieht als der Bauer aus seinem, so liegt das doch nicht lediglich in der überwiegenden wirtschaftlichen Tüchtigkeit des Großgrundbesitzers. Nein, wenn man überhaupt vergleichen will, so muß man sagen, es ist erstaunlich, was wir aus unserer kleinen Volkswirtschaft herausgewirtschaftet haben. Und es ist sehr zu beachten, daß uns das erst nach der Einigung Deutschlands zum Deutschen Reich möglich geworden ist. Da ist denn doch an dem ursächlichen Zusammenhang nicht zu zweifeln.

Wer ganz genau wissen wollte, wie stark diese Leistungen der deutschen Volkswirtschaft eigentlich sind, der müßte sich die Mühe machen, aus den Zeitungsartikeln der siebziger und der achtziger Jahre die damaligen Prophezeiungen der Liberalen in den siebziger Jahren der Freihändler, in den achtziger Jahren der Freisinnigen und etlicher anderer zu lesen. Da kann man sehen, was man von mammonistischen Gedankengängen aus von der Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches erwartete. Daß der Übergang zum Schutzzoll uns vom Weltmarkt ausschloß und dadurch erbarmungslos der Verarmung überwies, das war ja so vollkommen selbstverständlich, daß nur ein Blödsinniger daran zweifeln konnte. Und daß dann gar noch der Industrie die Arme gefesselt werden sollten durch utopistische und chimärische Gedanken wie die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter, das war vollends das Todesurteil der deutschen Volkswirtschaft.

Nun, die Reichsregierung ist bei keiner dieser Maßnahmen von mammonistischen Beweggründen getrieben worden. Gewiß kam ihr bei der Schutzzollpolitik der Erwerbstrieb großer Bevölkerungskreise entgegen. Aber es war ein Erwerbstrieb, der sich nicht schrankenlos auf sich selber stellen wollte, sondern der sich als Teil des großen Volksleibes fühlte und eben als Teil den Schutz des Ganzen für sich in Anspruch nahm. Das gehört entschieden mehr in den militaristischen Gedankenkreis hinein. Mammonistisch wäre es gewesen, wenn damals etwa die Großgrundbesitzer mit kühnem Entschlusse chinesische Kulis eingeführt und mit deren Hilfe das Getreide so billig produziert hätten, daß sie auf dem Weltmarkt die Konkurrenz hätten aushalten können. Sie hätten sich den heimischen Markt, wenn wir, wie es ja in einem mammonistischen Staatswesen natürlich wäre, keine Staatseisenbahn hätten, auch dadurch sichern können, daß sie sich nach dem Muster amerikanischer Milliardäre die nötigen Eisenbahnlinien gesichert und auf diese Weise eine Kontrolle über die Getreideeinfuhr ausgeübt hätten.

Ja, das sind selbstverständlich ebensoviel Unmöglichkeiten, wie Sätze. Unser Gemeinwesen ist eben seiner ganzen Anlage nach durch und durch unmammonistisch, von Grund auf

militaristisch. Nur an einzelnen Stellen sind einzelne der hier berührten Gedanken aufgetaucht. Von den Kulis ist wohl gelegentlich ganz schüchtern die Rede gewesen; aber der Widerstand gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen war denn doch stark genug und hat sogar verhindert, daß das Reich Eigentümer der Eisenbahnen wurde, hat aber damit nur erreicht, daß nun der noch stärker militaristische Einzelstaat Preußen die Sache machte.

Nun, wie das auch alles sein mag, jedenfalls hat weder die Schutzzollgesetzgebung noch die soziale Gesetzgebung unsere Volkswirtschaft geschwächt; unsere Volkswirtschaft ist danach ganz erheblich stärker geworden, als sie vorher war. Und so ist denn doch der Gedanke nicht ganz abzuweisen, daß sie diese Stärkung vielleicht nicht trotz dieser Gesetzgebungen, sondern gerade durch diese Gesetzgebungen oder doch mit Hilfe dieser Gesetzgebungen erreicht hat. Daran wird wohl niemand zweifeln, daß gerade diese Gesetzgebung, so wenig sie rein militaristisch war, so stark sie noch durchsetzt ist von mammonistischen Nebengedanken, den größten Anteil an der erfreulichen Erscheinung hat, daß im Weltkriege unsere Volksgesundheit die Aufstellung eines über alles Erwarten starken Heeres ermöglicht hat.

Daß es mit der Volksgesundheit in England und in den Vereinigten Staaten doch ganz anders und bei weitem nicht so gut steht, das wissen wir denn doch nicht nur durch Karl Marx und Gustavus Myers, darüber sind denn doch eine große Menge von glaubhaften Berichten zu uns gelangt. Es ergibt sich das übrigens ganz von selbst aus der mammonistischen Sinnesweise, daß es Verschwendung, ja Grausamkeit ist, die im Kampf ums Dasein unterliegenden Schwächlinge künstlich am Leben zu erhalten. Das sind nicht etwa Folgerungen, die ich hier auf meine eigne Hand aus den Grundsätzen des Mammonismus ziehe, sondern das sind die wissenschaftlichen und parlamentarischen Gründe, mit denen die Sozialgesetzgebung in der Presse und im deutschen Reichstage bekämpft worden ist. Und ich erinnere daran, daß sogar Nietzsche, der doch gewiß mit dem Übermenschentum einen höheren Begriff verband als Carnegie und Morgan, die Ver-

suche, Not und Elend aus der Welt zu schaffen, in Vergleich stellt mit dem Versuch, das schlechte Wetter abzuschaffen.

Dieser Naturfatalismus hängt den größten Denkern des vorigen Jahrhunderts an. Unser großer Wissenschaftsheld Helmholtz verurteilte die Torheit des Grafen Zeppelin, der sich vermaß, Wind und Wetter besiegen zu wollen. Und alle wissenschaftlichen Nationalökonomen verurteilten ebenso die Versuche, Not und Elend aus der Welt zu schaffen. Die Kathedersozialisten galten anfangs durchaus nicht für wissenschaftlich. Jetzt im zwanzigsten Jahrhundert fliegt Zeppelins Luftschiff schon in Hunderten von Exemplaren gegen stärkste Winde an, und wenn Not und Elend auch noch nicht ganz besiegt sind, so steht doch jetzt schon fest, daß sie sich besiegen lassen.

Aber da haben wir mit allen diesen Ausführungen doch nicht nur Meinung gegen Meinung gestellt. Wir sind zuletzt zu der Meinung gekommen, daß die deutsche Volkswirtschaft sich im Verhältnis günstiger entwickelt habe als die der Vereinigten Staaten. Wir können vielleicht hinzufügen, auch günstiger als die englische; denn wenn das nicht der Fall gewesen wäre, so hätte ja England kaum Veranlassung gehabt, im Weltkriege über uns herzufallen. Wie nun aber, wenn die Gegner an der Meinung festhalten, daß die Volkswirtschaft der Vereinigten Staaten doch nun eben nachweisbar überlegen sei, und daß diese Überlegenheit sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt noch mehr verstärken werde, so daß in absehbarer Zeit die deutsche Volkswirtschaft der amerikanischen gegenüber von verschwindend geringer Bedeutung sein werde!

Und was England angeht — ja nun, darüber ist zu deutschen Lesern schwer zu sprechen. Da muß man die Sache eben vom englischen Standpunkt aus ansehen. Zur Gesamtheit der englischen geschäftlichen Maßnahmen gehört eben der Weltkrieg. Daß er mit ungeheuerem geschäftlichen Geschick vorbereitet und ins Werk gesetzt worden ist, das leugnet kein Mensch. Und wenn er siegreich ausgeht, dann hat England doch die unzweifelhafte wirtschaftliche Überlegenheit, nach der es strebt. Mag es dazu auch vorübergehend den Militarismus als Waffe gebraucht haben, seinen innersten Ein-

richtungen nach, vor allen Dingen der Sinnesweise seiner Volksgenossen nach bleibt es darum doch Vorkämpfer des Mammonismus. Und wenn es nun siegt, dann hat sich unzweifelhaft der Mammonismus als der Stärkere erwiesen, dann ist der Militarismus ihm unterlegen.

Ja, wenn es siegt! Es ist wirklich so. Der Weltkrieg ist der Entscheidungskampf zwischen Mammonismus und Militarismus. Und alle äußeren Vorteile sind dabei auf seiten des Mammonismus. Die ungeheuren Länderstrecken, die unerschöpflichen Naturschätze, die weit überwiegenden Menschenmengen, die unseren Feinden zur Verfügung stehen, scheinen ihnen doch eine so gewaltige Übermacht zu sichern, daß man es eigentlich gar nicht begreift, wie die 150 Millionen auf dem winzigen Fleckchen Erde in der Mitte Europas und ein kleines Stück nach Asien hinein den Mut zum Widerstand überhaupt bekommen. Alle Schätze der Welt, soweit der Mammon sie schätzt, sind in ungeheuer überwiegender Menge auf der Seite unserer Feinde. Auf unserer Seite ist hauptsächlich die lebendige Volkskraft, das, was man im weitesten Sinne wirtschaftlich die Arbeitskraft nennt. Arbeitskraft im weitesten Sinne von der des Kaisers und Hindenburgs bis hinab zu der des letzten Tagelöhners. Wenn diese im Militarismus geeinigte Volkskraft siegt, dann hat eben der Mammonismus den größten Aufwand schmählich vertan.

Oder hätte der Mammonismus auch dann noch Chancen? Gäbe es für ihn noch eine Möglichkeit, das Verlorene wiederzugewinnen? Wenn es nicht gelingt, uns, wie wir sind, mit äußerer Gewalt niederzuschmettern, wäre es dann nicht vielleicht möglich, uns von innen beizukommen? Unsere Herzen zu gewinnen, unseren Willen zu umstricken? Wäre das wirklich so gänzlich aussichtslos?

Wir haben schon davon gesprochen, daß die Mächte, die als Führer des Mammonismus gegen uns ins Feld ziehen, seit langer Zeit unsere Vorbilder gewesen sind. Das wäre gar nicht möglich, wenn nicht auch in unserem Herzen der Hang zum Mammonismus wohnte, wenn nicht auch unser Sinnen, Träumen und Streben dahin ginge, wohin der Mammo-

nismus den nächsten Weg zeigt. Und wie schwer hat sich unser Herz von der Bewunderung dieser Vorbilder losgerissen! Wir Deutsche fassen ja alles mit dem Gemüt, wofür die anderen Völker nicht einmal ein Wort haben. Wir haben auch den Mammonismus mit dem Gemüt erfaßt; und wie wir im Gesange alle Menschen Brüder sein lassen, so haben wir uns im Goldhunger mit allen Goldhungrigen als Brüder gefühlt. Denn den Deutschen fehlt einstweilen noch das Verständnis dafür, daß die Goldhungrigen einander niemals Brüder, sondern nur Wölfe sein können. So glaubten wir, daß wir in unserer Gelehrigkeit, in unserer Sucht, getreulich nachzuahmen, und in unserem Eingeständnis, daß wir hinter unseren hochverehrten Vettern jenseits des Kanals und jenseits des Atlantischen Ozeans an Kultur noch Jahre oder Jahrzehnte zurückstünden, daß wir uns darin doch als würdige Anwärter auf die Mitgliedschaft der mammonistischen Kulturgemeinschaft gezeigt hätten. Und nun sahen wir uns grausam zurückgestoßen ins Hunnen- und Barbarenlos! Unser Haßgesang triefte von verschmähter Liebe.

Aber noch scheint nicht alle Hoffnung in uns erstorben. Wenn es zu uns hinüberklingt, es werde von uns verlangt, daß wir eine demokratische Regierung einführen, daß wir den Militarismus zerschmettern — ja dann summt doch in unserm tiefsten Herzen, in alle glühende Vaterlandsliebe hinein der Gedanke: Das haben wir doch alle schon lange ersehnt! Das war doch schon jahrzehntelang das Ziel unseres höchsten politischen Strebens!

Unangenehm war nur, daß diese Forderung als Kriegsziel unserer wütendsten Feinde ausgesprochen wurde. Und in ärgerlicher Abwehr sagten einige unserer führenden Geister, es sei töricht von unseren Feinden, gerade das als Kriegsziel auszusprechen, was die besten und tüchtigsten Leute bei uns aus eignem Willen heraus erstrebten. Unsere Feinde machten es diesen besten und tüchtigsten Menschen bei uns ja nur unnötig schwer, diese Ziele zu erreichen. Wenn sie weiter nichts wollten als Demokratie und Parlamentarismus bei uns einführen, dann sollten sie doch um Gottes willen davon den Mund halten! Wenn man uns frei gewähren ließe, dann

würden wir diese Forderungen ganz von selbst aus unserem eignen Kulturbedürfnis heraus erfüllen.

Ja, unsere Führer zum Mammonismus können ja während des Krieges mit der Sprache nicht so frei heraus; ja sie getrauen sich wohl selber kaum, die Gedanken mit der ganzen Schärfe durchzudenken. Aber im Grunde neigen sie doch zu der Meinung, daß der Angriff Englands gegen uns auf einem Mißverständnis beruhe, vielleicht auf Englands Ungeduld, vielleicht auf Englands ungerechtfertigtem Mißtrauen in die Leistungen und Leistungsmöglichkeiten der deutschen Geldmachtsführer und Freiheitsfreunde. Und doch würde es diesen unzweifelhaft in absehbarer Zeit gelungen sein, in Deutschland die parlamentarische Regierung, also die durch Abstimmung gesicherte Herrschaft der Geldmächte, einzuführen und dem Militarismus das Rückgrat zu zerbrechen. Habe sich doch der deutsche Reichstag noch im Dezember 1913 mit 300 gegen 50 Stimmen vernichtend über den Militarismus geäußert, indem er dem Reichskanzler für seine Verteidigung des Heeres ein Mißtrauensvotum erteilte. Das hätte England beherzigen sollen. Auf diesem Wege wäre es sicher auf die Dauer gelungen, die Macht des Militarismus zu brechen und damit auch die auswärtige Politik des Deutschen Reiches so zu lenken, daß die Engländer keinen Anlaß mehr gehabt hätten, darüber unzufrieden zu sein. In den Kreisen Deutschlands, die den Welthandel und internationalen Geldhandel hauptsächlich pflegten, sei man niemals mit solchen auswärtigen Maßnahmen einverstanden gewesen, in denen wir die Wege Englands gekreuzt hätten. Das hätte England aus Tausenden von Zeitungsartikeln wissen können. So hätte man uns nur Zeit lassen sollen, die Macht des Militarismus vollends zu brechen, dann hätte es des Weltkrieges gar nicht bedurft, um auch Deutschland dahin zu bringen, daß es sich der Weltherrschaft des Handels fügte. Der Weltkrieg habe nur unnütz den Militarismus gestärkt; aber es werde nicht unmöglich sein, das dadurch verlorene Gelände wieder zu gewinnen, wenn man nur keine neuen Ungeschicklichkeiten begehe.

Und aus diesen Erwägungen heraus wird nun auf das heftigste Widerspruch erhoben, wenn in Deutschland für den

Friedensschluß Forderungen gestellt werden, die unsere lieben Feinde verstimmen könnten und sie gar dazu bringen könnten, uns weniger abzukaufen und weniger an uns zu verkaufen. Denn die erste Bedingung, um den Schaden des Weltkrieges wieder gutzumachen, wäre doch unzweifelhaft, daß so schnell wie irgend möglich der Welthandel in alter Vollständigkeit wieder hergestellt werde. Nur so könnten die Wunden geheilt werden, die der Weltkrieg geschlagen habe. Wenn der Welthandel erst wieder in friedlichem Wettbewerb sich über die ganze Erde erstrecke, dann werde er die in der unseligen Kriegszeit versäumte Produktion nachholen, und das beschleunigte Tempo, das durch die lange zurückgedrängten Bedürfnisse dabei verlangt werde, könne nur der Produktionstätigkeit und dem Handel zugute kommen und würde sicherlich Quelle großer Gewinne sein. Und so werde der Mammonismus von neuem seine beglückende Kraft der Menschheit zeigen, auch aus den schlimmsten Lagen noch Nutzen zu ziehen, alle Schäden zu heilen, die vom unseligen Militarismus der Kultur zugefügt wären, und aufs neue die Kultur zu höheren Stufen emporzuheben.

Es gibt wirklich nicht wenige unter unseren Volksgenossen, denen diese Kriegsziele als die wichtigsten vorschweben und denen alles das, was von anderen Seiten etwa für die notwendige Sicherung unseres Vaterlandes vor neuen Angriffen geredet wird, als leere Redensart erscheint. Ihnen erscheint es nur als Schuld unserer auswärtigen Politik, daß wir überhaupt mit dem friedensliebenden Handelsvolke England in Konflikt geraten konnten. Haben wir erst einmal parlamentarische Regierung, d. h. wird unsere Politik von den großen Geldleuten bestimmt, dann sorgen die ohne Einmischung der zünftigen Diplomaten schon allein durch ihre geschäftlichen internationalen Beziehungen dafür, daß kriegerische Verwicklungen zwischen den Völkern gar nicht aufkommen können. Auf diese Weise wird der ganze Militarismus ganz von selber überflüssig und dadurch nach dem natürlichen Geschick aller überflüssigen Organe in sich selbst zerfallen und allmählich verschwinden. Dann wird die Alleinherrschaft auf der ganzen Erde durch das vom Erwerbstrieb belebte und geregelte Ge-

schäftsleben, also durch das, was wir hier mit unberechtigtem Tadel Mammonismus nennen, ausgeübt werden und die ganze Menschheit wird sich so wohl dabei fühlen, wie sich jetzt das Volk Englands und Amerikas dabei fühlt. Und dann ist Hoffnung, daß auch Deutschland in der Kultur allmählich die Höhen erreicht, zu denen ihm Amerika vorangestiegen ist. Dann werden wir auch deutsche Milliardäre und deutsche Milliardärsuniversitäten haben.

Ja nun, von dem Volksglück Amerikas sprachen wir schon ganz gelegentlich; wir werden später das vom Mammonismus gespendete Volksglück uns noch etwas genauer betrachten müssen. Aber auf die Universitäten Amerikas mit einigen Worten einzugehen, ist vielleicht hier schon der rechte Ort. Wir sind es gewöhnt, in unseren Zeitungen zu lesen, daß sich gerade durch diese Universitäten, die dort von amerikanischen Milliardären gegründet worden sind, das Geld in seiner Bedeutung als Kulturmacht zeige. Selbst Leute, die ihr ganzes Leben lang nur durch den Erwerbstrieb geleitet, auf Gelderwerb gerichtet gewesen wären, fühlten dann, wenn sie eine bestimmte Menge Geldes erworben hätten, das Bedürfnis, in wahrhaft königlicher, ja mehr als königlicher Weise für die Kulturbedürfnisse des ganzen Volkes zu sorgen. Gäbe es etwas Herrlicheres, als daß Privatleute ganze Universitäten gründeten, der Gesamtheit der Wissenschaften eine Stätte böten? Allein schon dadurch zeigten sie ihre Befähigung, die Welt zu regieren.

Boshafte Leute wollten es freilich anders deuten. Sie sagten uns, wenn jemand Milliarden verdient hätte, dann wäre es für ihn leicht, einmal 50 Millionen für Gründung einer Universität herzugeben, um damit den Haß wegzuwaschen, den seine Geldaufhäufung bei seinen Landsleuten erregt hätte.

Jetzt kommen aber von Sachkennern Darstellungen, die die Sache noch in ganz anderem Lichte erscheinen lassen. Danach erscheinen die Universitätsgründungen weder als Kulturtaten noch als Sühnemaßregeln, sondern als einfache und außerordentlich geschickte geschäftliche Maßnahmen. Man muß eben nur wissen, wie im demokratischen Amerika die Universitäten eingerichtet sind. Im monarchischen Deutsch-

land sind die Universitäten wohl die am meisten demokratischen Einrichtungen, die es gibt. Sie regieren sich im wesentlichen selbst; die Aufsichtsrechte des Staates werden sehr milde gehandhabt und erregen jedesmal, wo sie sich nötig machen, einen Sturm der Entrüstung in der ganzen öffentlichen Meinung. Im wesentlichen vergeben die Universitätsprofessoren selbst die Professorenstühle, und einen ordentlichen Universitätsprofessor einfach zu entlassen, ist überhaupt keine Macht in Deutschland imstande. Besser kann die Freiheit der Wissenschaften doch wohl nicht verbürgt sein.

Ganz anders ist die Einrichtung einer amerikanischen Universität. Sie wird der Hauptsache nach von einem Direktor geleitet, der das Recht hat, die Professoren anzustellen und zu entlassen. Selbstverständlich hat ein solcher Direktor einen unbegrenzten Einfluß auf das, was an seiner Universität gelehrt werden darf. Und nach den Schilderungen, die wir aus Amerika bekommen, bildet er sich in der Regel recht bald zu einem vollendeten Herrschertypus heraus. Präsident Wilson ist auch früher Universitätsdirektor gewesen.

Und dann gilt es für jeden Universitätsdirektor als wichtigstes Erfordernis, daß er sich mit den großen Geldmächten des Landes gut stellt, weil er nur auf diese Weise sicher ist, die Zuwendungen zu bekommen, deren die Universität zu ihrer Erhaltung bedarf. Aus der Zusammenwirkung der Einrichtungen ergibt sich von selbst, daß an diesen Universitäten nichts gelehrt werden kann, was den großen Geldmächten irgendwie unbequem ist. Also wenn irgendein nationalökonomischer Professor zu der Überzeugung käme, daß durch die Milliardärspraktiken die Menschheit nicht glücklich gemacht würde, so gäbe es kaum eine Möglichkeit, diese Lehre auf einer solchen amerikanischen Universität vorzutragen.

Immerhin könnten besondere Praktiken des einen oder anderen Milliardärs auf einer nicht von ihm unterstützten Universität gelegentlich eine wissenschaftliche Beleuchtung erfahren, der sie innerlich nicht recht gewachsen wären. Und da ist es für jeden großen Milliardär eine sehr nützliche Sache, seine besondere Universität zu haben, die allen denen eine Stätte bietet, die sich gerade für seine Art der Wirt-

schaftsführung wissenschaftlich besonders zu begeistern wissen und die alle dagegen aufsteigenden und vielleicht von Fachmännern wissenschaftlich begründeten Bedenken mit ebenso wissenschaftlichen Gegengründen zu bekämpfen wissen. Das ist wirklich eine nützliche Einrichtung, die sich bezahlt macht. Sie zeigt aber, daß die Milliardäre eine Herrschaft über die Wissenschaft erstreben und zu erlangen wissen, die die monarchischen Herrscher Europas nur in vereinzelten Ausnahmefällen erstrebt und niemals erlangt haben.

Amerika ist uns fünfzig Jahre voraus. Werden wir nach fünfzig Jahren auch solche Milliardärsuniversitäten haben? Und wenn wir sie haben, werden wir das als Kulturfortschritt anzusehen haben? Zum mindesten wäre dazu eine gänzliche innerliche Umwandlung der Menschen nötig, die sich den Wissenschaften widmen. Die freie Forschung hätte dann aufgehört; denn jeder Forscher wüßte, daß er bei seinem Suchen nichts finden dürfte, wodurch die Herrschaft des Mammonismus irgendwie in Zweifel gezogen oder gar in Frage gestellt werden könnte.

Wie aber wird sich die Welt weiter gestalten unter der Herrschaft des Mammonismus, wenn das Deutsche Reich wirklich, wie unsere Mammonisten hoffen, von Amerikanern und Engländern gnädigst geduldet, auch einen Anteil am Welthandel in Anspruch nehmen darf? Was ist da das Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung? Wie wird sie sich frei von aller militaristischen Einwirkung, frei vor allen Dingen vor dem unzulässigen Eingreifen der nicht unter Abstimmungen geknechteten Fürsten gestalten?

Ich muß da immer wieder an das erste Eingreifen unseres Kaisers in die Allgewalt des Mammonismus denken, das in seiner Kühnheit sogar nicht die Zustimmung des Fürsten Bismarck fand. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung wollte der Kaiser Maßregeln einführen, die Not und Elend endgültig hätten beseitigen können. Er wollte es anfassen für das deutsche Volk. Fürst Bismarck hat sich nachher gerühmt, darauf hingewiesen zu haben, daß es sich da um internationale Dinge handle, die nur international geregelt werden könnten. Der Kaiser ließ sich auch dadurch nicht zurückhalten und

veranlaßte nun eine internationale Konferenz, die sehr ernstlich die Lebenshaltung der Arbeiter verbessern, vielleicht gar schon ihnen eine vernünftige Wirtschaftsführung sichern sollte. Die Widerstände erwiesen sich noch als zu groß, der Plan scheiterte. Aber einen furchtbaren Schrecken hat die ganze mammonistische Welt damals bekommen, eine Ahnung davon, was Monarchie und Militarismus für sie bedeuten könnten. Die Februarerlasse des Kaisers von 1890 waren ihr durch und durch gegangen. Die National-Zeitung war es, die damals dem Empfinden des Mammonismus den treffendsten Ausdruck gab. Sie schrieb: „Die Februarerlasse des Kaisers hatten einen Augenblick vergessen lassen, daß das Kapital der Souverän unserer rastlos produzierenden Zeit ist."

Das ist ein sehr verdienstvolles Wort. Hier ist deutlich ausgesprochen, was der Mammonismus eigentlich erstrebt. Denn mit „Kapital" ist hier Mammonismus gemeint; über die Begriffsverschiebungen, die mit diesem Worte gemacht werden, können wir später noch einige Worte reden. Der Mammonismus erstrebt die Souveränität; ja er erstrebt sie nicht nur, er ist überzeugt, sie schon zu haben. Nicht die Souveränität über irgendein beliebiges Land, das ist ihm zu wenig. Der Mammonismus will der „Souverän unserer rastlos produzierenden Zeit" sein, d. h. er kennt allenfalls eine zeitliche, aber keinesfalls eine räumliche Begrenzung seiner Souveränität. Und seine Wesenheit findet er in der rastlosen Produktion.

Es ist nicht ganz leicht, sich die ungeheuerliche Bedeutung dieses Wortes vollständig klarzumachen. Ruhe und Muße wird damit dem Menschengeschlecht vollkommen abgesprochen. Dieser Souverän gestattet keine Rast, es muß produziert werden. Was heißt das? Es müssen Dinge hergestellt werden, die zum Verbrauch bestimmt sind. Ganz recht, das ist nötig. Daran zweifelt kein Mensch. Aber gibt es nicht für diese Tätigkeit auch eine natürliche Grenze? Ist diese Grenze nicht erreicht, wenn wir alles hergestellt haben, was wir brauchen?

Ja, aber wir können niemals alles herstellen, was wir brauchen, es bleiben uns immer noch Wünsche übrig, die nicht erfüllt werden können, und so wird die Grenze dieser Tätigkeit niemals erreicht werden.

Vielleicht nicht, wenn unsere Begehrlichkeit ungemessen ist! Aber es heißt doch auch, der Weise ist genügsam. Könnte sich die Menschheit nicht zu einer Weisheit aufschwingen, die sich unter anderm auch in Genügsamkeit umsetzt und die so also der Produktion ein bestimmtes, wirklich erreichbares Ziel setzt? Angenommen, wir hätten durch unsere Produktion alles das hergestellt, was für alle Menschen zu einem behaglichen und für einige Menschen zu einem gehobenen, nun sagen wir auch luxuriösen Leben notwendig ist. Könnten wir da nicht unserer Produktion doch einige Rast gönnen? Könnten wir dann nicht unseren Arbeitern sagen: „Nun ihr alles dieses geschaffen habt, ist es nicht nötig, daß ihr euch weiter anstrengt, um noch mehr zu schaffen. Wenn jetzt noch mehr Arbeitskräfte vorhanden sind, als für die bisherige Arbeit unbedingt gebraucht werden, so könnt ihr euch etwas mehr Rast gönnen und könnt die Muße, die ihr dadurch gewinnt, frei zu freier Betätigung, zu eurer eignen Freude, meinetwegen zu Vergnügungen, vielleicht aber auch in Kunst und Wissenschaft verwenden." Weswegen soll das verboten werden durch das Verlangen rastloser Produktion?

Ja nun, wir produzieren doch eben gar nicht, um nur selber zu verbrauchen. Der Hauptzweck unserer Produktion ist der Absatz. Wir wollen Geld damit verdienen, das ist viel wichtiger als gut essen und trinken, sich gut kleiden, bequem wohnen und in den Mußestunden in Kunst und Wissenschaft zu schwelgen. Erst einmal Geld verdienen, dann können wir nachher, wenn wir nicht mehr arbeiten können, all das, was die Bequemlichkeit gewährt, uns nach Belieben selber schaffen.

Ja nun, ich meinte ja aber eben, wenn wir alles hergestellt haben, was wir alle gebrauchen! Da ist denn doch an einen weiteren Absatz nicht weiter zu denken!

Ja nun, die Produktion darf sich eben nicht darauf beschränken, für ein kleines Gebiet zu arbeiten. Die Produktion muß sich neue Absatzgebiete suchen, und das ist eben die Aufgabe des Handels! Und gerade dadurch ist der Handel ein Kulturfaktor ersten Ranges. Neue Absatzgebiete erschließen, das ist das Wesen der Weltwirtschaft. Der Handel muß hinaus zu fremden Völkern, muß sehen, was sie

noch nicht haben, und muß ihnen das bringen. Und als Gegenleistung muß er von ihnen die Kulturschätze ihres Landes fordern, und wenn die erschöpft sind, dann muß er die Kulturschätze zu heben verstehen, die in der ungenutzten Arbeitskraft dieser fremden Leute verborgen sind. Dadurch hebt er die allgemeine Tätigkeit der Menschheit und dadurch fördert er die Kultur.

Nun ja, ganz recht. So ist es das ganze vorige Jahrhundert hindurch gegangen, und so wird es auch wohl noch in diesem Jahrhundert eine Weile weitergehen. Dann wird also ein neues Volk, das bisher außerhalb des durch unsere Produktion zu versorgenden Kreises stand, in diesen Kreis aufgenommen. Wir produzieren mit für diese Leute und diese Leute produzieren mit für uns. Und das, was wir produzieren, tauschen wir gegenseitig aus. Die Leute nehmen Güter von uns, die sie vorher nicht gekannt haben, und sie schicken uns Güter, die wir vielleicht auch noch nicht gekannt haben: allerlei Früchte sind ja neu bei uns eingeführt worden noch zu Lebzeiten der älteren Leute; und etliches geben sie uns so, daß wir es in reicherem Maße genießen konnten, als wir es vorher genossen haben.

Aber auch da muß sich doch nun wieder eine Ruhelage herstellen, es muß auch wieder ein Punkt kommen, wo wir alles haben, was wir gebrauchen. So wie es vorher im kleineren Kreise war, so ist es jetzt im größeren Kreise. Und was dann?

Ja, dann müssen eben wieder neue Absatzgebiete erschlossen werden. Die Produktion hat das natürliche Bestreben, sich immer zu steigern, und für diese Produktion muß Absatz eben gesucht werden. So hat der Handel dann die Aufgabe, immer neue Gebiete aufzufinden und zu erschließen. Wenn der Handel diese neuen Gebiete nicht fände und erschlösse, dann müßte ja die Produktion in sich selber ersticken.

Ja, das haben wir alles oft genug gehört. Und wir wissen also ganz genau, welchen Weg unsere rastlose Produktion und unser Welthandel geht. Aber das Ziel kann ich dabei wirklich noch nicht mit hinreichender Deutlichkeit erblicken. Die Erde ist sehr groß. Das stimmt. Allerlei Völker wohnen

darauf. Das stimmt auch. Eine große Menge von Absatzgebieten sind erschlossen, eine Anzahl von Absatzgebieten ist noch unerschlossen, die können erschlossen werden. Viele von den bisherigen Absatzgebieten können noch erheblich besser ausgenutzt werden. Das stimmt alles. Auf Jahrzehnte hinaus gibt das für die Händler noch ausreichend zu tun.

Aber immerhin, wenn man die Neigung und die Kraft hat, Gedanken zu Ende zu denken, so muß man sich doch sagen, daß namentlich bei dem außerordentlichen Anwachsen unserer Verkehrsmittel, das ja immer mehr die Entfernungen beseitigt, schließlich einmal in einer jetzt wirklich doch schon absehbaren Zeit alle möglichen Wirtschaftsgebiete der Erde erschlossen sein werden, so daß es dann unter keinen Umständen mehr möglich sein wird, neue Absatzgebiete zu erschließen. Und da komme ich nun immer wieder mit meiner Anfangsfrage, was soll denn dann werden? Soll auch dann noch rastlos weiter produziert werden? Oder ist dann das zeitliche Ziel für die Souveränität des Mammonismus gekommen?

Ich möchte wirklich den geneigten Leser bitten, gelegentlich einmal dem Gedanken nachzuhängen, ob nicht vielleicht der Mammonismus ein Übergangszustand der Menschheit ist, der dieser den wirtschaftlichen Zusammenschluß erleichtern soll, und der vielleicht seine Sendung erfüllt hat, wenn dieser wirtschaftliche Zusammenschluß in der Weise, wie wir es eben besprochen haben, endgültig hergestellt ist.

Die Mehrzahl der Leser wird dazu wahrscheinlich zunächst weniger Neigung haben. Es wird ein anderer Gedankengang dazwischenkommen. Man wird sich denken, daß auch bei einer vollständigen wirtschaftlichen Einigung, wie wir sie eben geschildert haben, der Konkurrenzkampf nicht aufhören wird, daß immer, wenn auch das Gebiet vollständig erschlossen ist, wieder andere Produzenten kommen werden, die dieselben Waren, die dort schon eingeführt sind, in etwas besserer Beschaffenheit oder zu etwas billigerem Preise einführen und dadurch die früheren Produzenten und Händler verdrängen werden. Und so werde doch ein beständiges Suchen nach neuen Absatzgebieten, wenn auch nicht für die Menschheit im ganzen, so doch für jeden einzelnen

Produktionszweig festzustellen sein. Und so werde es denn doch wohl mit unserer rastlos produzierenden Zeit auch dann noch nicht zu Ende sein, wenn wirklich ein regelmäßiger Austausch der Güter über die ganze Menschheit hinüber hergestellt sei.

Gewiß liegt dieser Gedankengang uns jetzt am nächsten. Aber es ergibt sich dann die weitere Frage: Was machen nun die verdrängten Güter und was machen die Produzenten dieser verdrängten Güter? Die haben nun doch vergeblich produziert; ihnen ist ihre Rastlosigkeit zum Verderben geworden.

Ja, sie sind dann eben zu Mißerfolgen der Entwicklung geworden und müssen ausscheiden oder ihre Produktionsweise so ändern, daß sie nun die besseren oder billigeren Waren liefern können.

Nehmen wir an, sie tun das, dann sind nun wieder die anderen verdrängt, von denen sie zuerst verdrängt waren. Und dann bleibt immer wieder unsere Frage unbeantwortet: Was geschieht nun mit diesen Leuten, deren Produktion nun doch überflüssig geworden ist? Und was geschieht mit den überflüssig produzierten Waren?

Je nun, die Waren halten sich eine Zeitlang noch auf dem Markte als billigere Ware. Man muß damit eben mit dem Preis hinabgehen, selbst unter die Produktionskosten, und dann macht diese billigere Ware der neuen guten noch eine unangenehme Konkurrenz. Allerdings ist man vor weiterem Anwachsen dieser Konkurrenz gesichert, weil niemand unter dem Herstellungspreis liefern kann und die Herstellung ganz von selber aufhört.

Aber schon, daß man diese Ware überhaupt herstellte, die nachher unter dem Herstellungspreis verkauft werden mußte, war Verschwendung!

Gewiß! Und die Verschwendung wurde innerhalb der bestehenden Einrichtung doch regelmäßig sofort bestraft. Die Leute, die ihr Geld in die Produktion hineingesteckt hatten, verloren ihr Geld und waren für alle Zukunft gewarnt.

Wirklich für alle Zukunft? Sollte niemand, der sein Geld bei einer niedergehenden Produktion verloren hatte, jemals wieder Geld in eine andere Produktion gesteckt haben, bei

der er das neue Geld auch wieder verlor? Gewiß, man redet da viel von kaufmännischer Voraussicht und Scharfblick des Kapitals. Leider ist der einzige Prüfstein für wirklichen Scharfblick der Erfolg. Und mit derselben Logik, mit der man aus dem Erfolg des Händlers den Scharfblick des Händlers erschließt, kann man auch von dem Scharfblick des Lotteriespielers reden, der genau die Nummer herausgefunden hat, die nachher das große Los gewinnt.

Ich meine, jeder, der sich ernstlich bemüht, über Menschen nachzudenken, weiß aus seinem doch immerhin engen Bekanntenkreise heraus den einen oder den anderen namhaft zu machen, der von allen für einen außerordentlich tüchtigen Geschäftsmann gehalten wird und dennoch schließlich unter die Räder kommt. Und ebenso wird jeder den einen oder anderen, bei manchen werden es sogar etliche sein, beim Namen nennen können, dem kein Mensch besondere Geistesgaben, besonderen Geschäftssinn oder sonstige Eigenschaften zuschreiben wollte, die nach allgemeiner Meinung den geschäftlichen Erfolg verbürgen, und der trotzdem geradezu glänzende geschäftliche Erfolge gehabt hat. Man geht achselzuckend darüberhin, der eine hat eben Unglück gehabt, der andere hat Glück gehabt. Und wieder ergibt sich die Ähnlichkeit mit dem Lotteriespiel.

Aber gehen wir weiter. Lesen wir die Lebensbeschreibungen der Leute, die im wirtschaftlichen Kampfe hochgekommen sind. Es gibt keine Lebensbeschreibung, die nicht das von ihr beschriebene Leben als das eines ganz besonders tüchtigen Mannes schilderte. Aber jede Lebensbeschreibung weiß auch von schweren wirtschaftlichen Kämpfen zu berichten, die ihr Held durchzumachen hatte. Ohne diese Kämpfe würde es sich ja kaum lohnen, sein Leben zu beschreiben. Und wenn wir diese Kämpfe mit Aufmerksamkeit verfolgen, dann werden wir immer den einen oder den anderen Augenblick finden, wo wir bei sorgfältiger Prüfung sagen müssen, hier hat das Glück oder sagen wir ruhig, wie wir nach menschlicher Voraussicht sagen müssen, das blinde Glück, der reine Zufall, entschieden. Wäre irgendein kleines Ereignis, das von der Tüchtigkeit des Helden vollständig unabhängig war, ein

klein wenig anders gewesen, dann war an diesem Punkte der Held verloren.

Ich meine, aus allen Lebensbeschreibungen sind derartige Augenblicke ziemlich leicht herauszufinden, da sie von den Lebensbeschreibungen selbst ganz besonders hervorgehoben werden. Es schwebt dann immer die Meinung darüber, daß der Tüchtige schließlich doch unter allen Umständen Glück haben müsse.

Eine denkende Betrachtung wird nun aber das Leben der schließlich Unglücklichen dagegen halten, wird den Punkt suchen, wo das Unglück siegt, und auch da recht häufig herausfinden, daß nur eine geringe Änderung der äußeren Umstände nötig gewesen wäre, um dieses Unglück zu beseitigen. Dann würde auch dieser Mann in die Höhe gekommen sein, wie nur irgendeiner von denen, deren Lebensbeschreibungen jetzt zu lesen sind. Dann würde auch seine Lebensbeschreibung zu lesen sein, und er würde unzweifelhaft zu denen gerechnet werden, denen das Glück niemals fehlen könne. Das würde selbst dann geschehen, wenn er im kritischen Augenblicke tatsächlich dadurch gerettet worden wäre, daß er einen Lotteriegewinn gemacht hätte!

Das ist oft genug der Fall. Nur daß es sich höchst selten um eine staatlich konzessionierte Lotterie im gewöhnlichen Sinne des Wortes handelt. Aber Börsengewinn oder sonstiger Spekulationsgewinn hat schon manchen gerettet, der auf der Kippe stand, und hat ihm dazu geholfen, nachher auch zu den Glücklichen gerechnet zu werden, deren Glück im Grunde auf ihrer Tüchtigkeit beruhe. Gerade dadurch werden ja unzählige Menschen zur Spekulation jeder Art, ganz besonders zur Börsenspekulation verleitet. Wenn die Geschäfte im übrigen so schief gegangen sind, daß alles auf der Kippe steht, so ist immer noch die Hoffnung da, durch einen einzigen glücklichen Schlag an der Börse alles wieder gut zu machen.

Wäre es da übrigens nicht solider, wenn einer unter solchen Umständen mit dem Rest seines verfügbaren Geldes nach Monte Carlo führe? Auch da ist die Möglichkeit eines glücklichen Schlages, und die an der Börse so gerühmte Voraussicht ist dort sogar in zahlreichen Systemen organisiert, von

denen man sich eins kaufen, denen man aber auch selbst ein neues hinzufügen kann. Solider scheint es mir um deswillen, weil einer in Monte Carlo immer bis auf den Pfennig genau wissen kann, wieviel er riskiert. Bei der Börse weiß er das nie.

Es ist merkwürdig, wenn wir die Zukunftsmöglichkeiten des Geschäftslebens überlegen, dann kommen wir unweigerlich schließlich immer auf das Hasardspiel. Das muß doch also irgendwie im Wesen des Mammonismus begründet sein!

Ja, und ist es denn nicht schon Hasardspiel, wenn wir rastlos Waren produzieren, von denen wir Absatz zwar erhoffen, aber noch keineswegs gesichert haben? Wenn wir rastlos Waren produzieren, ohne zu wissen, ob nicht unsere ganze Produktion urplötzlich von einem überlegenen Konkurrenten wertlos gemacht wird? Wir haben ein wunderschönes Patent gekauft, haben die Ware mit großem Geschick auf dem Markt eingeführt, verdienen ein rasendes Geld dabei, haben aber auch sehr viel Geld hineingesteckt. Es waren Maschinen, ja Fabrikanlagen und große Reklamekosten erforderlich. In dem Augenblick, wo die Ernte so groß zu werden anfängt, daß die Kosten in absehbarer Zeit gedeckt erscheinen, macht irgend jemand eine andere Erfindung, durch die unser Patent mit einem Male wertlos wird. Unsere Ware hat keinen Absatz mehr, die Maschinen, die wir für ihre Herstellung geschaffen, die Bauten, die wir eigens für diese Herstellung hergerichtet haben, sind altes Eisen und altes Gerümpel. Ja, da haben wir uns eben verspekuliert und müssen nun sehen, daß wir durch eine andere Spekulation das Verlorene wieder hereinbringen und dann noch den Erfolg dazubringen, den wir vergeblich mit unserer ersten Unternehmung zu erringen suchten. Also eine neue Spekulation, um den Mißerfolg der alten aus der Welt zu schaffen! Ist es nicht im Grunde ein vollständiges Spielerdasein?

Wir haben da einzelne Erscheinungen herausgegriffen, sagt man uns, wir müßten das wirtschaftliche Leben im ganzen überschauen. Da sähe man die Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit und da sähe man, daß im großen und ganzen es doch bei der Wahrheit bleibe, daß der Tüchtige, der Vorausschauende schließlich die Oberhand behalte, daß wirklich nur

die Mindertüchtigen zugrunde gingen. Immer im großen und ganzen genommen. Daß unter hundert Erfolgreichen vielleicht zehn, auch zwanzig Untüchtige wären, wolle man ebensowenig leugnen, wie daß unter hundert zugrunde Gehenden zehn, vielleicht auch zwanzig Tüchtige wären. Das könne daran nichts ändern, daß die Rechnung im großen und ganzen stimmte. Und so bleibe es denn doch dabei, daß das Geschäftsleben, so wie es sich unter Herrschaft des Geldes jetzt gestaltet habe, nur die natürliche Fortsetzung des natürlichen Kampfes ums Dasein ins Menschenleben hinein darstelle, also etwas, was vor allen Menschensatzungen begründet sei und was durch Menschensatzungen höchstens hier und da eingeschränkt, aber niemals ganz aufgehoben werden könne. Dem Tüchtigen gehört die Welt, das ist Urgesetz.

Nun, was man unter Tüchtigkeit versteht, haben wir ja bei den amerikanischen Milliardären gesehen. Und an denen und an allerlei Vorbereitungen zu ähnlichen Erscheinungen, die sich auch auf unserem Weltteil gezeigt haben, kann man nun wirklich einigermaßen sehen, wo die Sache hinauslaufen wird. Es kommt immer mehr dahin, daß die kleineren Vermögen von den größeren unterworfen werden, so daß sie entweder im Dienste der größeren arbeiten oder, wenn sie sich da zur Wehre setzen, einfach ihren Besitzern weggenommen werden. Karl Marx war es, der zuerst die Gesetze dieser Wirtschaftsweise zu durchschauen und festzustellen bemüht war, wenn er sie auch vom anderen Zipfel her anfaßte und als logische Gesetze zu demonstrieren suchte. Man kann ihm und seinen Schülern eine große Reihe von einzelnen falschen Prophezeiungen nachweisen; aber daß die große allgemeine Expropriation im großen und ganzen wirklich in der Art fortschreitet, wie Marx es für logisch notwendig erklärt, das wird sich schwerlich leugnen lassen.

Und wenn die Voraussetzung richtig wäre, daß der Staat unserer Zeit notwendig ein Klassenstaat sei, also mit der Allmacht der jeweilig herrschenden Klasse, dann gäbe es gegen diese Art der Wirtschaftsentwicklung keinerlei Widerstand. Die mechanistische Staatsauffassung, der auch Marx und seine Anhänger huldigen, obwohl sie sie nicht geschaffen haben, die

also den Staat als Additions- und Subtraktionsexempel aus soundso viel Millionen Einheiten, genannt Individuen, auffaßt, läßt in der Tat auch in der gegenwärtigen Kulturmenschheit keine Möglichkeit erkennen, daß irgendeine Macht sich der herrschenden Klasse, also gegenwärtig den Geldmächten, widersetzen könnte.

Das englische Königtum, das Marx vor Augen hatte, ist allerdings als Organ der herrschenden Klasse nicht ganz unrichtig eingeschätzt. Die übrigen europäischen Zustände, namentlich die deutschen mit ihren vielen kleinen Landesherrn, sah Marx als historisches Gerümpel an, dessen Beseitigung nur eine Frage der Zeit war und jedenfalls den großen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung nicht aufhalten konnte. Daß es Gebilde gab, denen man mit diesem ganzen Gedankengang nicht beikommen kann, daß solche Gebilde gerade in den verachteten deutschen Staatswesen vorhanden waren und den ganzen Weltlauf anders wenden sollten, das lag gänzlich außerhalb Marx' Gesichtskreis. Seine Aufgabe war, die Wirtschaftsentwicklung, wie sie sich unter der Geldherrschaft vollzieht, bis ins einzelne klarzulegen. Und diese Aufgabe hat er, was auch seine Gegner sagen mögen, glänzend gelöst.

Nur daß man die Folgerichtigkeit des von ihm vorausgesagten endgültigen Schlusses der Entwicklung bezweifeln kann. Die fortschreitende Expropriation sehen wir ja in Amerika auf das deutlichste. Sie soll sich über die ganze Welt erstrecken, so daß schließlich die wirtschaftliche Macht in Händen verhältnismäßig weniger Expropriateure liegt. Und dann soll die entrechtete Arbeiterklasse sich zusammenschließen und die Expropriateure expropriieren, d. h. also die Wirtschaftsentwicklung unterbrechen oder beendigen durch eine Tat, die doch eigentlich aus der Wirtschaftsentwicklung herausfällt und sich nach allen bisherigen Begriffen als ein Staatsakt darstellt. Man kann es sich doch nicht anders denken, als daß es schließlich durch eine Volksabstimmung erfolgt, wobei die große Mehrheit der entrechteten Arbeiter durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit die wirtschaftliche Macht der bisherigen Geldherrscher vernichtet.

Als Vorbedingung dazu ist das Klassenbewußtsein der

Arbeiter gedacht, das sich in Agitation herstellen und im Klassenkampf entwickeln und stählen soll. Dieses Klassenbewußtsein ist auch etwas, was gänzlich außerhalb der Wirtschaftsentwicklung liegt. Der einzelne Arbeiter soll dabei auf die Möglichkeit verzichten, für sich ohne Rücksicht auf seine Leidensgenossen emporzukommen. Er soll die Möglichkeit des Emporkommens unter allen Umständen zurückweisen, wenn sie sich nicht in gleicher Weise für alle seine Genossen darbietet. Diese Möglichkeit des Emporkommens, die jedem einzelnen gegeben ist, stellt ja das sicherste Mittel dar, durch das die Geldherrschaft sich die Massen unterwirft. Ein einziges Emporkommen genügt, um Millionen von Hoffnungen anzufachen, und jede dieser Hoffnungen wurzelt in dem geltenden Wirtschaftssystem. Erst durch freiwilligen Verzicht auf diese Hoffnung kann der Zusammenschluß erfolgen, dessen geistiger Ausdruck das Klassenbewußtsein ist.

Und da bitte ich doch ganz genau zu überlegen, wie sich dieses Klassenbewußtsein der Arbeiter zum Mammonismus verhält. Es stellt eine vollkommene Abkehr vom Mammonismus dar. Der einzelne will nichts für sich, ja er lehnt das ab, was ihm als einzelnem als Sonder-Vor-Teil geboten wird. Er will alles das, was er bekommt, nur als rechtmäßigen Anteil haben von dem, was in Gesamtheit der Gesamtheit seiner Genossen zukommt!

Das ist der Gedankengang, die Gefühls- und Sinnesrichtung, die wir in unseren früheren Betrachtungen als militaristisch charakterisiert haben. Der Ruf „organisiert euch" ist ein militaristischer Ruf. Der einzelne hört auf als einzelner seine Ellenbogenfreiheit zu gebrauchen, er will seinen Mitmenschen nicht Wolf, sondern Genosse sein. Er fügt sich freiwillig als Teil in ein großes Ganzes ein. Ja, das ist doch das innerste Wesen des Militarismus!

Also wären Sozialismus und Militarismus ein und dasselbe?

Doch nicht. Es sind im Grunde sogar ganz entgegengesetzte Gedankengänge, ja Weltauffassungen. Aber hier in einem Teile der wirklichen Betätigung fallen sie tatsächlich zusammen. Und auch sonst sind der Ähnlichkeiten außerordentlich viel vorhanden. Wenn man die besten Organi-

sationen auf der Welt aufzählte, mußte man vor dem Kriege an erter Stelle nennen das preußisch-deutsche Heer, an zweiter Stelle aber doch wohl die deutsche Sozialdemokratie. Aber was man dem preußisch-deutschen Heere und dem Militarismus schuld gab, nämlich daß sein Zweck sei, einen Teil der Volksgenossen unter den anderen zu knechten, das konnte man mit größerem Recht der sozialdemokratischen Organisation vorwerfen. Nicht das Heer, nicht der Militarismus proklamierte den Kampf gegen die eigenen Volksgenossen. Das hatte sich die Sozialdemokratie vorbehalten, für die der Kampf, der Klassenkampf, d. h. der Bruderkrieg innerhalb des eigenen Volkes, das Lebenselement war.

Aber immerhin, ist es nicht merkwürdig, daß gerade das deutsche Volk diese beiden militaristischen Organisationen hervorgebracht hat? Daß sich in den stärker mammonistischen Ländern, in England und in den Vereinigten Staaten, in keiner Weise Gleichwertiges findet? Daß die englische Sozialdemokratie nicht entfernt mit der deutschen wetteifern kann, das hat der Weltkrieg denen, die es noch nicht wußten, auf das klarste gezeigt. In Amerika, wo die wirtschaftliche Entwicklung sehr viel weiter vorgeschritten ist als bei uns, wo die Expropriation durch die Milliardäre wirklich schon recht erhebliche Fortgeschritte gemacht hat und wo deswegen innerhalb der Marxschen Gedankengänge eigentlich zu erwarten wäre, daß die Arbeiterschaft schon in höherem Grade zum starken Bewußtsein erwacht sein, also auch die bessere Organisation geschaffen haben müßte, da gibt es von solchen Organisationen überhaupt nichts Nennenswertes. Das kann denn doch wirklich kein Zufall sein. Und wenn Amerika uns wirklich fünfzig Jahre voraus ist, auch im Hinblick auf die Entwicklung der Sozialdemokratie, dann sind doch die Aussichten der Sozialdemokratie verzweifelt schlecht.

Dann würden wir also nach dem Weltkrieg zunächst einmal die parlamentarische Regierung einführen. Ob wir dabei zur Republik übergingen, ist eine durchaus nebensächliche Frage; die Hauptsache ist, daß Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung durch mechanische Abstimmungen souverän geleitet werden, so wie es in England, in Frankreich und in

den Vereinigten Staaten der Fall ist. Gleiche Ursachen haben selbstverständlich gleiche Wirkungen; die vollkommene Herrschaft des Geldes, die in Frankreich, England und in den Vereinigten Staaten besteht, würde sich dann in wenigen Jahrzehnten auch bei uns durchsetzen. Wir würden unsere Trusts und unsere Milliardäre bekommen, und die soziale Gesetzgebung würde bei uns so gehandhabt werden, wie sie in den Vereinigten Staaten gehandhabt wird, wo man allenfalls soziale Gesetze gibt, aber sie dann jedenfalls nicht ausführt, soweit sie den herrschenden Milliardären unbequem sind. Und die sozialdemokratischen Organisationen würden dadurch, daß allen führenden Männern durch große Erwerbsaussichten die Profitgier eingeimpft würde, viel sicherer zertrümmert werden, als das durch irgendein Sozialistengesetz möglich gewesen wäre.

Nun aber auch, wer diese Zukunftsaussichten für unser deutsches Vaterland ablehnt, möge sich doch für die Vereinigten Staaten fragen, welche Aussicht da vorhanden ist, daß durch ein klassenbewußtes Proletariat die Milliardäre expropriiert werden könnten! Dort, wo alles Geschäft ist, wird man sich immer die tüchtigsten Führer der Arbeiterschaft k a u f e n. Sie werden später nicht mehr für hundert Pfund, nicht mehr für tausend Dollar zu haben sein; dann wird man zehntausend geben. Und wenn das nicht langt, wird es auf hunderttausend nicht ankommen. Wo Milliarden hereinkommen, kommt es auf ein paar hunderttausend Dollar Spesen nicht an. Revolten wird man niederschlagen, und jedenfalls wird man Verwaltung und Gesetzgebung fest in den Händen behalten.

Das ist bei der schrankenlosen Herrschaft des Geldes immer möglich, und darum sehe ich keine Möglichkeit, wie in einem solchen Gemeinwesen sich Marx' Voraussage erfüllen soll. Wenn wir nach allen bisher beobachteten Erscheinungen schließen wollen, und das müssen wir doch, dann werden Staaten, die so wie die Vereinigten Staaten von Amerika regiert werden, eine beständige gegenseitige Expropriation der Expropriateure zeigen und dadurch jedem einzelnen im Volke die Hoffnung rege halten, daß er auch einmal mit expropriieren werde. Und solange wie diese Hoffnung in überwiegenden

Teilen des Volkes rege gehalten wird, solange ist die Herrschaft des Mammonismus gesichert.

Es handelt sich da um durchaus allgemein gültige Gesetze des Völkerlebens. Demokratie, d. h. Abstimmungsherrschaft, ist die für den Mammonismus geeignetste politische Form des Volkes. Das wird so sein, solange es einen Mammonismus gibt. Wenn in jedem einzelnen der Erwerbstrieb der mächtigste Trieb ist, dann sind naturnotwendig immer die die Stärksten im Volke, bei denen dieser Erwerbstrieb am stärksten entwickelt ist, und die Entwicklung erfolgt, wie allgemein bekannt, so, daß der Erwerbstrieb um so stärker wird, je mehr der Mensch schon erworben hat, beim Millionär also stärker ist als beim kleinen Geschäftsmann, beim Milliardär sehr viel stärker als beim Millionär. Und weil der Milliardär eben nur das am stärksten ausdrückt, was jeder einzelne im Grunde seines Herzens am stärksten will, so zieht er ganz naturgemäß die Willen aller anderen nach sich, an sich, und wird auf diesem Wege der Führer des Volkswillens. Alles, was an Agitation und Bestechung in äußere Erscheinung tritt, sind nur äußere Formen dieses innerlichen Vorganges. Bestechung wird erst dadurch möglich, daß der Erwerbstrieb in den einzelnen stark genug wird, um allerlei moralische Bedenken zu beseitigen. Und die Agitation wendet sich, wenn sie wirksam werden will, wie allbekannt, immer an bestimmte Gestaltungen des Erwerbstriebes.

So sind denn innerhalb der mammonistischen Wirtschaftseinrichtungen die großen Geldmächte die naturnotwendigen Führer des ganzen Volkes. Sie werden nicht nur das ganze Wirtschaftsleben, sondern auch Verwaltung und Gesetzgebung nach ihrem souveränen Belieben gestalten, wenn eben der von ihnen geleitete, aus der Summierung aller einzelnen Erwerbstriebe bestehende, durch Abstimmung ausgedrückte Volkswille der Alleinherrscher im Gemeinwesen ist.

Es gibt auch bei uns sehr viele Menschen — und ein großer Teil der Intellektuellen gehört dazu —, die diesen Zustand für den Idealzustand eines Volkes, ja der Menschheit halten. Daß dieser Zustand nicht etwa das Glück, ja nicht einmal die Gesundheit oder auch nur die Lebensfähigkeit aller Volks-

genossen in sich schließt, das ist diesem Idealismus gleichgültig. Das Unglück der im Kampf ums Dasein Unterlegenen ist nun einmal naturnotwendige Voraussetzung des Glückes der anderen.

*

Wir waren in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem besten Wege zu solchen Zuständen. Damals herrschte bei uns der politische und der wirtschaftliche Liberalismus. Erst in den achtziger Jahren ist das doch recht erheblich anders geworden. Damals bekamen wir eine Gesetzgebung, die nach der Meinung des damals herrschenden wirtschaftlichen Liberalismus chimärisch, utopistisch, sozialistisch oder tollhäuslerisch war. Alle diese ehrenden Beiwörter sind ihr zuteil geworden. Hätte es im Deutschen Reich damals parlamentarische Regierung gegeben, dann wäre die soziale Gesetzgebung ganz und gar unmöglich gewesen. Niemals wäre eine Mehrheit dafür zustande gekommen. Das weiß jeder, der die Reichstagsverhandlungen der damaligen Zeit miterlebt und noch einigermaßen im Gedächtnis hat.

Für andere ist das allerdings etwas schwerer zu erfahren, weil sich jetzt alle Parteien des Widerstandes schämen, den sie damals dem großen Werk geleistet haben. Tatsache ist, daß diese Widerstände außerordentlich groß waren und daß in dem Reichstage, der eine starke bismarckfeindliche Mehrheit hatte — also bei parlamentarischer Regierung diesen Staatsmann beseitigt haben würde —, auch Bismarcks Autorität nicht stark genug war, um die Gesetze durchzudrücken. Es war dazu die ganze ungeheuere Autorität des Deutschen Kaisers erforderlich, die er als siegreicher König, als Begründer des Deutschen Reiches und als Patriarch unter den Landesherren der ganzen Welt besaß.

Es muß daran erinnert werden, gerade weil viele Leute jetzt nicht mehr daran denken mögen. Es war im April des Jahres 1883. Der Reichstag hatte das Krankenkassengesetz schon beraten, aber versuchte, das Unfallversicherungsgesetz unter den Tisch fallen zu lassen. Da wandte sich Kaiser Wilhelm am 14. April 1883 mit einer allerhöchsten Botschaft

an den Reichstag, in der auf Beschleunigung der Beratungen gedrungen wird. Es heißt wörtlich in der Botschaft: „Die dazu erforderliche Zeit ist eine lange für die Empfindungen, mit welchen wir in unserem Lebensalter auf die Größe der Aufgaben blicken, welche zu lösen sind, ehe unsere in der Botschaft vom 17. November 1881 ausgesprochenen Intentionen eine praktische Betätigung auch nur soweit erhalten, daß sie bei den Beteiligten volles Verständnis und infolgedessen auch volles Vertrauen finden. Unsere Kaiserlichen Pflichten gebieten uns aber, kein in unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, solange Gott uns Frist gibt, zu wirken."

Diese Botschaft hat damals außerordentlich stark gewirkt, und man wird bei sorgfältiger Prüfung kaum leugnen können, daß sie es gewesen ist, die das früher schon einmal gescheiterte Unfallversicherungsgesetz schließlich durchgedrückt hat. Anhänger der parlamentarischen Regierung waren außer sich darüber. In einem damals und auch später viel besprochenen Buche „La société de Berlin" wurde höhnend darauf hingewiesen, daß der Reichstag sich für ein Parlament halte, aber nur eine Versammlung sei, die der Monarch mit einer so einfachen Kundgebung einschüchtern könne.

Ich machte schon darauf aufmerksam, daß jetzt keine der Parteien, die damals den Widerstand geleistet haben, etwas von diesem Widerstande wissen will. Schon daraus geht mit vollkommener Sicherheit hervor, daß diese Gesetzgebung dem Willen des Volkes entsprach, jedenfalls mehr entsprach, als irgendeine entgegengesetzte Reichstagsabstimmung. Es ist also klar, daß der wirkliche Wille des deutschen Volkes durch die damalige Reichstagsmehrheit, soweit sie im Widerstand gegen diese Bestrebungen des Fürsten Bismarck und des alten Kaisers war, nicht dargestellt wurde. Das liegt daran, daß der einzelne eben nicht ganz und gar aus Erwerbstrieb besteht, sondern daß ganz wesentliche andere Triebe auch in jedem einzelnen lebendig sind; und dazu gehört vor allem die Liebe zum Vaterlande und die Liebe zu den Volks-

genossen. Und wenn der Erwerbstrieb uns sagt: „wir brauchen vor allen Dingen Ellenbogenfreiheit, wenn wir damit auch unsere Volksgenossen zurückstoßen und gar unter die Füße kriegen, das wichtigste ist, daß wir unsern Erwerbstrieb betätigen können", so sträubt sich die Nächstenliebe dagegen und zwingt uns, den Volksgenossen, der kraftlos hinsinken will, aufzufangen und zu stützen.

Dieser Wille kommt bei der Agitation nur in den seltensten Fällen zur Geltung. Dazu gehört schon ein sehr starker augenblicklicher Anlaß. Der Erwerbstrieb dagegen ist der Agitation unter allen Umständen zugänglich; denn zu seiner Betätigung sind immer Anlässe genug vorhanden. Eben darum hat man niemals eine Sicherheit, daß eine Abstimmung wirklich den reinen Volkswillen darstellt. Die Geschichtschreibung wird auch später mit Sicherheit feststellen, soweit sie es nicht jetzt schon getan hat, daß in dem berühmten preußischen Verfassungskonflikt der sechziger Jahre der preußische Volkswille nicht von der ungeheueren Mehrheit des Abgeordnetenhauses, sondern von dem König und seinem Minister wirklich repräsentiert worden ist.

Das sind nun freilich Gedanken, die jetzt besonders unsern Intellektuellen ganz außerordentlich schwer eingehen. Wir wissen ja aus den Reden des Demosthenes und des Cicero, daß Alleinherrschaft das größte Laster, ja daß die Ermordung eines Alleinherrschers eine befreiende Ruhmestat ist. Und aus diesen Gedankenkreisen heraus erscheint uns ein Monarch immer als ein fremdes Gewächs, das dem Volke aufgepfropft worden ist. König und Volk erscheinen immer als Gegensätze. Und der Volkswille ist selbstverständlich etwas ganz anderes als der Wille des Königs, der Wille des Königs etwas ganz anderes als der Volkswille. Vertreter des Volkswillens kann man nur durch Abstimmung werden.

Nun ist es ja gewiß geschichtlich richtig, daß gerade die bedeutendsten Dynastien von außen her in ein Volk verpflanzt worden sind. Ganz einheimische Dynastien haben nur die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Die aber haben die ganze Welt mit Dynastien versorgt. Auch die preußische Dynastie entstammt einer süddeutschen Fürstenfamilie. Aber die Ver-

pflanzung hat vor einem halben Jahrtausend stattgefunden, und das Verwachsen einer solchen Familie mit dem Volksganzen erfolgt ganz wesentlich schneller. Wir haben das z. B. bei dem Bulgarenkönig selbst miterlebt. Also schon der Herrscher, der von außen her auf den Thron berufen wird, verschmilzt zu einer geistigen und Willenseinheit mit seinem Volke. Schon seine im Lande geborenen Söhne brauchen nicht mehr zu verschmelzen; denn sie sind selber schon aus dem Volke hervorgegangen, sie sind Teile des Volkes.

Die meisten Demokraten machen es sich gar nicht klar, welche ungeheuerliche vergötternde Meinung sie eigentlich von einem Monarchen haben, wenn sie sich denken, daß das ganze Geistesleben des Monarchen unabhängig vom Geistesleben des Volkes, dessen Monarch er ist, vor sich gehen könne. Das ist gänzlich unmöglich. Auch das Denken, Fühlen und Wollen des Monarchen findet seine Nahrung und die Bedingungen seines Wachstums ganz ausschließlich in dem Denken, Fühlen und Wollen des Volkes, dem er angehört. Wenn er irgendeinen bestimmten Willen, ein bestimmtes Gefühl, ja einen bestimmten Gedanken hat, so ist das ein Gedanke, der noch tausendfach sonst in demselben Volke vorhanden ist. Vielleicht ist es gar nur Zufall, wenn der Monarch diesen Gedanken zuerst ausspricht, diesen Willen zuerst kundgibt. Ja vielfach sind ihm andere schon mit dieser Kundgebung vorausgegangen. Also alles, was der Monarch sagt und tut, das tut eben ein Mitglied dieses Volkes. Das ist also nichts dem Volke Fremdes, das ist etwas aus dem Volke selbst Hervorgegangenes. Und wie jeder, der irgendeinen Gedanken ausspricht, der sich in Tausenden der Volksgenossen regt, im tieferen Sinne als Volksvertreter aufzufassen ist, wie nicht nur der gewählte Reichstagsabgeordnete, sondern auch jeder Schriftsteller und Künstler Volksvertreter ist, so ist auch der Monarch Volksvertreter, und er noch in einem höheren Sinne als jeder andere. Der Schriftsteller, der Künstler, der einen bestimmten Gedanken kundgibt, ist eben für diesen Gedanken Vertreter des Volkes. Und ebenso ist der König in einer ganz bestimmten Richtung Vertreter des Volkes. Seine von der Natur ihm zugewiesene Aufgabe ist es, alle die Gedanken

auszusprechen, alle die Gefühle zu stärken und aus ihnen Willenshandlungen zu machen, durch die das Volk innere Entzweiungen überwindet und sich fester zusammenschließt.

Wir haben uns hier sehr viel im Gedankenkreise des Kampfes ums Dasein bewegt. Innerhalb dieses Gedankenkreises ist es ganz besonders leicht, das zu begründen, was ich eben aussprach. Wir schließen bei jedem Lebewesen von der Betätigung auf den Charakter, und wir wissen, daß das Lebewesen mit aller Kraft das tun wird, was seiner Erhaltung förderlich ist, und das nach Möglichkeit meiden wird, was seiner Erhaltung schädlich ist. Wenden wir einfach diese Gedanken auf den König und seine Betätigung im Volke an. Die Macht und das Glück des Königs werden ganz und gar getragen von der Macht und dem Glück des Volkes. Wird ein Volk mächtiger, so ist auch der König mächtiger und angesehener, wird es durch Entzweiungen zerrissen und deswegen nach außen ohnmächtiger, so ist auch die Macht des Königs nach außen hin geringer geworden, und auch nach innen ist sie schwächer geworden.

Also der König ist durch seinen Selbsterhaltungstrieb genötigt, alles das zu tun, was ein Volk einig und stark macht, alles das zu meiden, was ein Volk entzweit. Und nun möchte ich die Kenner Platos erinnern an das von Plato aufgestellte Ideal des Herrschers. Er müsse in allen Lebensaltern daraufhin geprüft werden, ob er immer nur das tun würde und mit allen Kräften tun würde, was dem Staate nütze, und unter keinen Umständen das tun wolle, was dem Staate schade. Wenn dieses platonische Ideal eine richtige Forderung darstellt, dann ist der erbliche Monarch entschieden der beste Herrscher, der sich denken läßt. Auf ihn trifft die Forderung wortwörtlich zu, auf den gewählten Monarchen, wie die Vereinigten Staaten ihn haben, trifft sie nicht zu; denn bis zu dem Augenblicke seiner Wahl hat er vielfach ganz andere Interessen als die des Staatsganzen, und wenn seine Amtsdauer abgelaufen sein wird, dann wird er wieder andere Interessen haben. Und das ist denn doch nicht ohne Wirkung auf seine Betätigung innerhalb der Amtsdauer.

Und wenn man denn wirklich, wie wir es bei den Gedanken-

gängen des Mammonismus mehrfach getan haben, das Menschheitsleben nur als Fortsetzung des gesamten Naturlebens auffaßt, so wird man sich erinnern, daß die übrigen Lebewesen durch ihre Triebe vollkommen sicher in ihrer Selbsterhaltung geleitet werden, schon ehe Überlegung hinzukommt. Lassen wir diese Gedanken überhaupt einmal gelten, so ist kein Grund abzusehen, weshalb wir gerade vor dem Königtum mit ihnen haltmachen sollten. Und so werden wir von vornherein vermuten, daß der erbliche König triebhaft das, was dem Heile des ganzen Volkes, also wie wir sahen, auch der Selbsterhaltung des Königs am dienlichsten ist, herausfinden wird, kurz gesagt, daß die Erbweisheit einfach ein darwinistischer Gedanke ist.

Aber wenn wir diese Dinge nun einmal naturwissenschaftlich, etwa biologisch, auffassen, so sehen wir uns schon innerhalb dieser Betrachtungsweise über den Menschen als Einzelwesen hinausgeführt. Der Inhalt dessen, was die Erbweisheit ausmacht, die Tätigkeit, die durch sie geleitet werden soll, beschränkt sich nicht auf die Erhaltung eines einzelnen Lebewesens, sondern setzt voraus, daß dieses Lebewesen seiner ganzen innersten Einrichtung und seinem innersten Streben nach vorzugsweise für andere tätig ist. Wer im naturwissenschaftlichen Denken nicht geübt ist, der glaubt schon damit aus dem naturwissenschaftlichen Denken herauszugeraten. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Die wirklich naturwissenschaftliche Betrachtung kennt eine so feste Abgrenzung des Einzelwesens, wie der Laie sie annimmt, überhaupt nicht. Selbst Geburt und Tod stellen für sie keine scharfen Grenzen dar. Ein durchaus lebendiger, wenn auch winziger Teil des mütterlichen und ein ebensolcher Teil des väterlichen Körpers vereinigen sich zu einem neuen Lebewesen, das also das Leben dieser beiden Körper unmittelbar fortsetzt. Und wenn dann Mutter und Vater sterben, so wird nur ein Teil ihres Körpers aufgelöst, wenn es auch der Masse nach der weitaus größte Teil ist. Aber ganz vernichtet wird weder der mütterliche noch der väterliche Körper, wenn Kinder da sind. In diesen leben beide biologisch unzweifelhaft weiter. Und auch die Vernichtung ist ein sehr flüssiger Begriff; sie ist auch nur

eine Form des Stoffwechsels, der auch während der Lebenszeit den gesamten Körper mehrfach erneut. Wie oft das geschieht, darüber sind die Naturwissenschaftler vielfach verschiedener Meinung; wir wollen hier für unsere Betrachtung einmal beispielsweise annehmen, daß der Körper durchschnittlich alle sieben Jahre vollständig erneut werde. Dann hat ein siebzigjähriger lebender Körper schon zehn solche vollständigen Vernichtungen hinter sich, und es macht im Grunde nicht viel aus, daß nun die elfte in etwas anderer Weise und in vielleicht etwas beschleunigtem Verfahren stattfindet.

Aber noch in anderer Weise zwingt die naturwissenschaftliche Betrachtung uns, die Meinung aufzugeben, daß der Einzelkörper eines einzelnen Lebewesens etwas von der ganzen übrigen Natur Abgesondertes sei. Wir wissen jetzt, daß unser eigner Körper aus einer ungeheueren Menge verhältnismäßig selbständiger Einzelwesen, den Zellen, besteht, deren jede für sich arbeitet und die dann doch in ihrem Zusammenwirken diese große Einheitlichkeit des Gesamtkörpers herstellen, die den Laien dazu bringt, das Einzelwesen als etwas Besonderes aus der ganzen Natur herauszuheben. Die naturwissenschaftliche Entdeckung der lebendigen Zelle hat im vorigen Jahrhundert ganz außerordentliche Wirkungen gehabt. Die Ähnlichkeit eines einzelnen menschlichen Körpers mit einer Volksgesamtheit drängte sich geradezu gewaltsam auf; sie ist in geistvollster Weise bis ins einzelste durchgeführt, z. B. in der Schrift von Schäffle, „Bau und Leben des sozialen Körpers".

Begründer der Zellenbetrachtung ist übrigens Rudolf Virchow. Und da kann man wieder die wunderbaren Zusammenhänge des menschlichen Denkens sehen. Virchows wissenschaftliche Lebensaufgabe war, das Sonderleben dieser kleinsten Einzelwesen, aus denen unser Körper besteht, zu betrachten und ins Licht zu setzen, sie also zu diesem Zweck dem ganzen Körper gegenüber gewissermaßen zu vereinzeln und ihre individuelle Wichtigkeit hervorzuheben. Er war also für die Zellen das, was der Liberale im Staatswesen ist. Nebenbei aber war er auch wirklicher Politiker und auch da einer der bedeutendsten Führer des Liberalismus.

Die medizinische Wissenschaft in ihrer jetzigen Ent-

wicklung meint von ihm, daß er bei seiner Sonderbetrachtung der Zellen allerlei Gesamterscheinungen des ganzen Körpers etwas zu sehr beiseite gelassen habe, läßt also nicht mehr alle seine Lehrmeinungen gelten. Aber sie bestreitet in keiner Weise das ungeheuere Verdienst, das er sich durch Einführung dieser Betrachtungsweise erworben hat. Denn beim Einzelkörper war es umgekehrt wie beim Staatsganzen, da kannte jedermann das Ganze, und das Sonderleben der kleinsten Einzelteilchen mußte erst entdeckt werden. Beim Staate ist es genau umgekehrt; da sieht die gewöhnliche Betrachtung nur die Einzelteilchen, und das Gesamtleben muß erst entdeckt werden.

Es ist durchaus nötig, sich das klarzumachen, weil sich daraus ergibt, daß die angeblich naturwissenschaftliche Betrachtung des Mammonismus auf ganz veralteten, von der Naturwissenschaft längst aufgegebenen Anschauungsweisen beruht. Der Kampf ums Dasein ist gewiß in der Natur überall vorhanden, aber ihn als einzige oder auch nur hauptsächlichste Lebensform anzusehen, ist eine durchaus einseitige Betrachtungsweise. Mindestens ebenso wichtig ist die Betrachtung der Gesamtorganismen, die sich aus kleinsten Lebewesen durch gegenseitige Anpassung zusammensetzen. Jedes höher entwickelte Tier, jede Pflanze ist ein solcher Gesamtorganismus. Auch der menschliche Körper ist einer. Ebenso ist aber auch jedes größere Organ, wie etwa das Herz, die Lunge, der Magen, ein Gesamtorganismus. Das sind denn freilich Wesen, die abgetrennt von dem größeren Gesamtorganismus, dem sie angehören, nicht einzeln weiterleben können; aber dies Schicksal teilen sie ja mit jeder einzelnen Zelle, aus der der Körper besteht. Bienen- und Ameisenstaat sind andere bekannte Formen des Gesamtorganismus.

Das alles erkennen wir unschwer. Die Schwierigkeit beginnt erst, wenn wir uns selber zu Teilen eines solchen Gesamtorganismus umdenken sollen. Es bleibt uns aber, wenn wir das Verhältnis der Menschen zueinander richtig verstehen wollen, schließlich doch nichts anderes übrig. Die Dorfgemeinde ist ein solcher Gesamtorganismus. Zu dessen Leib gehören aber, wenn man genau zusieht, nicht nur die

Leiber der sämtlichen menschlichen Dorfinsassen, sondern auch die der Tiere, ja auch der Pflanzen und schließlich doch auch die durch den Menschengeist geregelte Stoffschichtung der Geräte, Werkzeuge und Häuser, ja schließlich auch der gesamte Grund und Boden, soweit er durch die vom Denken gelenkte Hand des Menschen und durch die Werkzeuge andere Formen des Daseins angenommen hat.

Und diese Dorfgemeinde gliedert sich nun auch wieder als Teil in eine höhere Gemeinschaft ein, die etwa durch eine Stadt mit mehreren umliegenden Dörfern dargestellt wird, diese wieder in eine Landschaft. Aber jeder dieser Gesamtorganismen hat die Möglichkeit, sich zu einem verhältnismäßig selbständigen Einzeldasein zu entwickeln, und viele von ihnen haben im Verlauf der Weltgeschichte von solchen Möglichkeiten Gebrauch gemacht. Aber auch die wiederum können durch neue Anpassung sich zu höheren Gesamtorganismen zusammenschließen. Bei solchen Zusammenschlüssen kommen gewiß auch Kämpfe vor, wie wir das ja aus unserer deutschen Geschichte aus Tausenden von Beispielen wissen. Aber die Kämpfe sind nicht das Wichtigste, nicht das Wesentliche bei der Sache, wie es nach der Redensart vom Kampf ums Dasein erscheint; das Wichtigste und Wesentlichste ist vielmehr die gegenseitige Anpassung, die den neuen Gesamtorganismus herstellt oder einen durch Kämpfe zerrissenen, also erkrankten Gesamtorganismus wieder gesund macht.

Wenn die einzelnen Teile die Anpassung immer wieder aufgäben und im Kampf um ihr eignes Dasein ihren Lebenszweck sähen, so würde der Gesamtorganismus beständig krank sein, in beständigem Fieber liegen. Und das ist tatsächlich der Zustand, in den er durch den Mammonismus gerät. Denn wir haben hier offenbar wieder die beiden Lebensformen, die wir durch alle ihre Gestaltungen zu verfolgen suchen. Die Anpassung, bei der jeder Teil sein Sonderdasein im Ganzen aufgehen läßt, ist ihrem innersten Wesen nach dasselbe, was wir in unseren vorigen Betrachtungen immer Militarismus genannt haben; und als Kampf ums Dasein, als das Bestreben jedes einzelnen Teiles, sich selbst auf Kosten aller anderen durchzusetzen, hat sich ja der Mammonismus selber uns vorgestellt.

Unsere jetzige Betrachtung aber bringt uns zu dem Gedanken, daß die Sozialgesetzgebung Kaiser Wilhelms I. vielleicht die Gesundung des deutschen Volkswesens aus einer schweren Erkrankung bedeutete und daß sie durch diese Gesundung das deutsche Volkswesen so stark machte, daß es sich in dem Weltkriege offenbar als stärkstes Einzelvolk der ganzen Welt gezeigt hat.

Derselbe Kaiser Wilhelm I. hat aber vorher drei Kriege geführt, darunter einen von der Art, die man als die schlimmste bezeichnet, einen Bruderkrieg. Aber gerade bei diesem Bruderkrieg wird es am deutlichsten, daß er um der Anpassung willen geführt worden ist und geführt werden mußte. Die einzelnen deutschen Stämme waren über ihr gegenseitiges Stärkeverhältnis im unklaren, und sie waren im unklaren darüber, welcher von mehreren Staaten seinen inneren Einrichtungen nach am besten zur Führung des Ganzen geeignet war. Der Krieg von 1866 entschied das rasch und sicher. Er war, wenn man will, eine sehr schmerzhafte, aber außerordentlich wohlgelungene medizinische Operation am deutschen Volkskörper. Die endgültige Heilung konnte freilich erst folgen, als ein Fremdkörper, der übermächtige französische Einfluß mit seiner Bedrohung und Einschüchterung Süddeutschlands, beseitigt war. Auch dieser Krieg sicherte nur die innerliche Anpassung und den Zusammenschluß des ganzen deutschen Volkes.

Und die rückschauende Betrachtung wird ergeben, daß eine Reihe von früheren Kriegen von der Weltenlenkung dazu bestimmt war, diese Anpassung vorzubereiten. Sie wird freilich auch andere Kriege aufzuzeigen wissen, die dieser Vorbereitung nicht dienten und die deshalb einfach als Erkrankungen, und zwar zum Teil als schwere Erkrankungen des deutschen Volkskörpers aufzufassen sind. Aus dieser Betrachtung würde sich ergeben, daß die Anpassung unter Umständen Kriege notwendig macht, daß aber diese Kriege niemals um des Krieges, sondern immer um der Anpassung willen geführt werden. Sie sind sämtlich Kriege um des Friedens willen, während der Kampf ums Dasein als dauernde Einrichtung der Krieg um des Krieges willen ist. Auch innerhalb dieser Betrachtung ergibt es sich als richtig: der Mili-

tarismus ist der Friede, der Mammonismus ist der Krieg schlechthin, der Krieg um des Krieges willen.

Aber wie ist es nun mit diesem Weltkriege? In welcher Weise soll er und wird er der Anpassung dienen? Sind doch jetzt schon alle Völker in sich geeinigt, wie kann da noch von weiterer Anpassung, von weiterem Zusammenschluß zu einem neuen Gesamtorganismus geredet werden?

Ja, wie nun, wenn es sich um einen späteren Zusammenschluß der ganzen Menschheit handelte? Wenn dieser Krieg die Aufgabe hätte, die Menschheit über die Kräfteverhältnisse aufzuklären, wie der von 1866 die Deutschen über die Kräfteverhältnisse aufgeklärt hat? Wenn schließlich — im unglücklichen Falle vielleicht erst nach mehreren Erschütterungen — die Völker der Erde sich zu einem Bundesstaat, einem Menschheitsreich aneinander anpaßten und zusammenschlössen, wie sich 1866 und 1870 die deutschen Staaten zu einem Deutschen Reich aneinander angepaßt und zusammengeschlossen haben?

Gewiß würden die Einzeleinrichtungen durchaus anders sein, aber der Grundzug könnte derselbe bleiben, wie er im Deutschen Reich auf das glücklichste gefunden und durchgeführt worden ist: Die gemeinsamen Aufgaben gemeinsam, die Sonderaufgaben jedes staatlichen Einzelorganismus von diesem in vollständigster Unabhängigkeit gelöst. Keine Beherrschung und Ausbeutung der übrigen Völker durch ein Herrschervolk! Aber vielleicht das Volk, das von den anderen einmütig als stärkstes anerkannt wird, als führendes Volk, als erstes unter gleichen.

Sind die deutschen Einzelstaaten durch Preußen unterworfen und ausgebeutet worden? In der ersten Zeit nach Gründung des Reiches und noch mehr vorher wurde diese Befürchtung vielfach geäußert. Jetzt spricht, von gelegentlichen bedeutungslosen Zänkereien abgesehen, kein Mensch mehr davon. Ein solches Verhältnis der Staaten untereinander ist also durchaus möglich, aber nur dann, wenn das führende Volk sich freizuhalten weiß von der Herrschaft der Trusts und der Milliardäre. Das ist nur möglich, wenn es eine erbliche Monarchie hat. Und wie unsere Väter dereinst einen

deutschen Erbkaiser ersehnten und erhofften, so ersehnen und erhoffen wir einen erblichen Friedensfürsten der Menschheit.

Zu den gemeinsamen Aufgaben gehört aber in erster Linie die Gesunderhaltung aller Einzelkörper, die sich zum Gesamtkörper aneinanderpassen und zusammenschließen. Da darf es keine Eiterbeulen, keine angefaulten Stellen geben. Die Gesundung des Volkskörpers, die in der großen Sozialreform des Deutschen Reiches angestrebt und zum Teil auch erreicht worden ist, muß für die ganze Menschheit angestrebt und erreicht werden. Wirtschaftliche Not und wirtschaftliches Elend muß aus der Menschheit verschwinden. Und zwar nicht so, daß etwa die höheren Klassen die niederen durch Barmherzigkeit und Wohltätigkeit aus dem schlechten Dasein emporhöben, sondern so, daß jedem einzelnen die Möglichkeit gegeben wird, seine Kräfte voll zur Entfaltung zu bringen, dadurch an der Gesamtarbeit teilzunehmen, diese zu fördern und ihre Ergebnisse zu erhöhen und dafür sein Sonderwohlsein als wohlverdienten Anteil in Empfang zu nehmen. Nur wem wirklich die Kräfte fehlen, bei dieser Arbeit mitzuwirken, nur der wird seinen Anteil ohne Gegenleistung empfangen; aber nicht als Gnadengabe der Wohltätigkeit, sondern aus seinem Menschenrecht heraus. Als Beitrag zu der das Gesamtleben fördernden Tätigkeit wird man aber nicht nur die Arbeit ansehen, die marktgängige Waren schafft, sondern alles, was Geist, Gemüt und Willen des Volkes erfrischt und belebt. Und dazu gehört vor allem anderen das Walten der Frauen und Mütter und das alle Lebenstaten vorbereitende freie Spiel der Kinder.

Und was wird nun aus der also zusammengeschlossenen Menschheit? Muß sie nicht, allen Gefahren entrückt, allmählich versumpfen und verrotten?

Ja, in solchen Fragen zeigt sich immer wieder, wie stark wir vom vorigen Jahrhundert her in der Meinung vom Kampf ums Dasein stecken. Es soll immer Kampf sein, anderes als Kampf gibt es nicht. Ich habe mich mit dieser Auffassung niemals befreunden können. Gewiß, ich habe mit allen Fibern meines Herzens im Geiste schon den Kampf 1870 mitgemacht, und der Weltkrieg hat auch mich so ge-

waltig gepackt, wie nichts anderes zuvor. Aber auch den Weltkrieg wünsche ich nicht als dauernden Zustand. Und im Friedensleben zu kämpfen, ist mir von jeher zuwider gewesen. Erspart geblieben ist es mir nicht, aber Freude gemacht hat es mir nie.

Meine Hauptfreude ist immer die an gelingender Arbeit gewesen. Und ich bin fest überzeugt — wir werden uns später noch weiter darüber unterhalten —, bei der ungeheueren Mehrzahl der Menschen ist das ebenso. Diese Freude kann der Menschheit auch durch den Dauerfrieden nicht genommen werden. Denn Arbeit gibt es noch für ungezählte Jahrtausende genug, bis es zur vollständigen Wahrheit geworden ist, daß die Menschheit die Erde beherrscht. Noch ungeheuere, vielleicht auch ungeahnte Kräfte des Erdganzen gilt es durch den Menschengeist zu durchdringen und so allmählich den Geist der Menschheit zum Erdgeist zu machen.

Darin findet mein Denken, soweit es sich auf irdische Dinge bezieht, zunächst seine Grenzen. Ich fühle keinerlei Bedürfnis, über diese Grenzen hinaus zu streben. Gewiß ist auch die ganze Erde schließlich nur ein beschränkter Raum, aber für ein paar Jahrzehntausende gibt sie noch ungezählten Milliarden unserer Nachkommen Gelegenheit genug zu freudiger Betätigung. Sollte sie noch zu höheren irdischen Aufgaben bestimmt sein, so werden das unsere Nachkommen zur rechten Zeit schon merken. Und wenn jemand vorahnend davon träumen will — ich verwehre es ihm nicht. Meinem Denken aber genügen, wie gesagt, die Aufgaben, die ich jetzt sehe.

*

Aber was sollen solche Träumereien innerhalb praktischer Untersuchungen, die auf die Zweckmäßigkeit unserer ganzen Lebensführung gerichtet sind? Wem es Spaß macht und wer sonst gerade nichts Besseres zu tun hat, mag ja solchen Hirngespinsten nachhängen. Es gibt noch viel, was man da hinzuträumen kann. Wenn man alle Kräfte der Erde beherrscht, dann kann man schließlich auch das Wetter und das Klima nach Belieben regeln und kann es regnen, schneien, die Sonne

scheinen und den Wind wehen lassen, wie es Menschheits-Bundesrat und Reichstag unter Genehmigung des Weltfriedensfürsten wünschen. Man kann die Pole abschmelzen, die Wüsten fruchtbar machen, ja Meere trockenlegen und so die Bebauungsflächen ungeheuerlich vermehren, die Erde Hunderte von Kilometern tief nach Schätzen durchforschen, die uns jetzt noch verborgen sind, ja wohl schließlich gar auf die Neigung der Erdachse und auf die Erdumdrehung einwirken.

Und wenn die Erde durch Vermittlung der Menschheit zu einem Erdgeist kommt, weshalb sollten die Nachbarplaneten sich nicht auch zu einem Marsgeist und einem Venusgeist aufschwingen und die Träumerei von einem Verkehr zwischen den Planeten zur Wirklichkeit machen? Unseren Nachkommen nach Billionen Jahren bliebe dann schließlich noch die Aufgabe, den Verkehr mit den Planeten anderer Sonnensysteme anzubahnen. Und so kann die Sache noch eine erhebliche Spanne Zeit weitergehen, wenn nicht inzwischen Johannes Schlaf durch die Krümmung des dreidimensionalen Raumes uns die Weltenfernen absperrt.

Aber irgendwelchen Nutzen haben solche Träumereien doch nicht. Eine Hausfrau, die sich überlegt, was sie zu Mittag kochen soll, hat nicht nur Nützlicheres getan, sondern auch, wenigstens während des Weltkrieges, größere Denkarbeit geleistet, als wer so zügellos in Zeit und Raum und Naturkräften herumkutschiert. Ums Mittagessen handelt es sich zunächst, dann um die sonstige Ernährung, um Kleidung und Wohnung und alle andere Lebensnotdurft, die sich bisher allen Träumereien und leider auch allen ernsten Bemühungen zum Trotz nicht für alle Menschen ausreichend beschaffen ließen. Und es ist leicht gesagt, daß nur der Mammonismus daran schuld wäre und daß eine militaristisch-sozialistisch eingerichtete Volkswirtschaft das Zauberkunststück fertigbringen würde, urplötzlich im zwanzigsten Jahrhundert das zu leisten, woran die vergangenen — nicht Jahrhunderte, sondern Jahrzehntausende gescheitert sind. Wer in solche Zukunftsträumereien so starke Wirklichkeitsdinge einflicht wie die Behauptung, daß man allen Menschen ein menschenwürdiges Dasein sichern könne, der hat die verdammte Pflicht und Schuldig-

keit, genau zu sagen, wie das zu machen ist, und zu beweisen, daß es auf diese Weise wirklich erreicht werden kann. Sonst sind solche Träumereien nicht so harmlos wie die Erdgeistphantasien; denn sie reizen und bestärken die Begehrlichkeit der Massen und stiften so durch ihr Friedensgerede neue fürchterliche Kämpfe an. — — —

Neue Kämpfe? Mir scheint, diese Kämpfe sind so alt, wie alles, was wir von der Weltgeschichte wissen. Wir sehen sie überall da, wo es Geldwirtschaft gibt. Sie gehören dazu. Ja, der militaristische Zukunftstraum war ja nicht der erste, dem wir hier nachgingen; vorher haben wir uns den mammonistischen angesehen, der auf Aufsuchen immer neuer Märkte und schließlich, wenn sie alle aufgefunden sind, auf wütenden, immer erneuten Konkurrenzkampf um diese Märkte hinauslief. Das ist doch der Krieg im Beharrungszustand; und nebenbei wird auch der Beharrungszustand des menschlichen Elends zugestanden. Dieses menschliche Elend hat aber erfahrungsmäßig bei einem bestimmten Grad die Neigung, explosiv zu wirken und mit der rohen Körperkraft in die feingeistigen mammonistischen Kämpfe einzugreifen.

Wer stachelt denn die Begehrlichkeit an? Wer den Menschen sagt: „Jeder von euch kann durch eigene Tüchtigkeit ein reicher Mann werden", oder wer ihnen sagt: „Wenn ihr alle zusammenhaltet und euch bescheidet, könnt ihr jedem von euch ein menschenwürdiges Dasein sichern"?

Also diese Vorwürfe sind ungerechtfertigt. Berechtigt ist nur die Forderung nach greifbaren Vorschlägen und nach verständlicher Begründung. Vielleicht wird es jetzt nach allem, was wir bisher besprochen haben, leichter sein, derartige Vorschläge zu machen, als es vorher gewesen wäre. Es wird jetzt schon verständlicher sein, was ich meine, wenn ich sage, wir brauchen mehr Militarismus als Mammonismus, mehr Frieden als Krieg, mehr Anpassung als Kampf ums Dasein. Aber wie wir damit aus den bestehenden Zuständen oder Übelständen herauskommen sollen, ist doch nicht ohne weiteres ersichtlich. Hat uns wirklich der Kriegssozialismus den Weg gezeigt? Anfangs schien es fast so; aber bald wurden Stimmen dagegen laut, und dann wurden sie täglich lauter. Und wenn

man sich jetzt in der deutschen Presse umsieht oder in Gesprächen herumhört, dann findet man, daß auf den Kriegssozialismus bei uns jetzt fast so sehr gescholten wird wie unsere Feinde auf den Militarismus schelten.

Aber gibt nicht die Ähnlichkeit dieser beiden Arten des Scheltens zu denken?

Ich meine, wer die Sachen unbefangen ansieht und sich nicht durch persönliche Nachteile oder entgangene Vorteile verstimmen läßt, der kann doch bei ehrlicher Prüfung zu gar keinem anderen Urteil gelangen, als daß der Kriegssozialismus unsere einzige Rettung gewesen ist. Hätten wir, wie viele Leute verlangen, das freie Spiel der Kräfte walten lassen, dann wäre eben unsere ganze Volkswirtschaft, unsere ganze Preispolitik in die Gänse gegangen, und wir hätten längst die Minderbemittelten zu Hungerrevolten gezwungen. Die Männer, die da mit kräftiger Hand zugegriffen und uns den Kriegssozialismus gegeben haben, die haben das Vaterland gerettet, und wir haben ihnen allzeit dafür dankbar zu sein. Das sollen wir doch bei allem Jammer über die Unbequemlichkeiten, die für viele von uns sich daraus ergeben haben, nicht vergessen.

Und dann liegt die Sache doch tatsächlich so: wo wirklich nicht bloß eingegriffen, sondern durchgegriffen ist wie bei der Getreide- und Brotversorgung, da ist es tatsächlich glänzend gegangen. Wir haben im Getreidepreis und im Brotpreis erträgliche Verhältnisse den ganzen Krieg hindurch gehabt, obwohl sich die allergrößten Schwierigkeiten geltend machten, die beim freien Spiel der Kräfte höchstwahrscheinlich die ganze Volkswirtschaft über den Haufen geworfen hätten.

Überall da aber, wo wir nicht durchgegriffen, sondern nur eingegriffen haben, oder da, wo wir das freie Spiel der Kräfte haben walten lassen, da sind Zustände eingetreten, von denen man ja nicht gerade sagen kann, daß sie unerträglich sind — denn wir ertragen sie alle und zum Teil mit gutem Humor —, aber die doch vielfach zu dem Urteil Anlaß geben, jeder andere Zustand wäre besser. Wo das freie Spiel der Kräfte gewaltet hat, da ist es überall so gegangen wie bei dem Bei-

spiel, das ich eben anführte, bei den Gänsen. Da gelten 1000% des Friedenspreises noch für einen mäßigen Aufschlag. 10 bis 12 Mark für ein Pfund Gänsefleisch sind keine Seltenheit mehr.

Wo man aber in das freie Spiel der Kräfte eingegriffen hat ohne durchzugreifen, und wo man daher mit dem Begriff der Wucherpreise und mit strengen Strafen etwas ausrichten will, da hat der Handel sofort, wie es im Kampfe natürlich ist, gegen Gewalt List gesetzt; und wir lesen es als die harmloseste alltäglichste Sache, daß bei der Festsetzung von Höchstpreisen die Ware vom Markte verschwindet.

Wenn die Engländer bezahlte Verderber gegen unsere Volkswirtschaft losgelassen hätten, was könnten die Besseres tun, als die Ware vom Markt verschwinden zu lassen? Also jeder, der sich in irgendeiner Form bei einer solchen Maßregel beteiligt, arbeitet für unsere schlimmsten Feinde gegen uns.

Und wer sind die bodenlos schlechten Menschen, die dieser schändlichen Tat fähig sind? Nun, sie zählen nach Millionen. Aber ich will hier nur zwei von ihnen namhaft machen, und die sind — der geneigte Leser und ich selbst!

Es ist wirklich so, jeder, der auch nur einmal einen solchen übermäßigen Preis gezahlt hat, der hat sich an dieser Missetat gegen das deutsche Volk mitschuldig gemacht. Wenn wir Verbraucher uns alle einmütig geweigert hätten, diese Preise zu bezahlen, dann wäre es eben den Händlern unmöglich gewesen, sie zu nehmen. Bei jeder Sünde, die im Kauf und Verkauf begangen wird, sind immer zwei Sünder. Wenn die Verbraucher zusammengehalten und die Mitschuld an der Sünde durchaus verweigert hätten, dann wären auch die Händler nicht in Schuld gekommen. Aber jeder von uns hat in dem Augenblick, wo er sich für einen höheren Preis einen längere Zeit entbehrten Genuß verschaffte, mehr an sein eigenes Behagen als an das Heil des ganzen deutschen Volkes gedacht. Wie können wir also, die wir uns dieser Sünde schuldig gemacht haben, dem Händler einen Vorwurf machen, der doch auch nichts anderes getan hat?

Von unserem Gelde soviel für uns selber auszugeben, wie

wir Lust hatten, haben wir immer als unser gutes Recht angesehen; aber niemals vor dem Weltkriege hat irgend jemand einem Händler das Recht bestritten, für seine Ware soviel zu nehmen, wie er bekommen konnte. Ja, es wurde ihm vielfach verdacht, wenn er weniger nahm. Ich meine nicht etwa, daß er dadurch in den Verdacht unrechtmäßigen Erwerbs kam, sondern das Gemeinschaftsgefühl der Händler verbot jedem einzelnen, zu niedrigen Profit zu nehmen. Die Händler nannten das „schleudern" und sahen es als ein unsittliches Verhalten an. Eine Schleuderfirma war ein sittlich minderwertiges Wesen.

Niemandem aber machte man einen Vorwurf daraus, daß er zu hohe Preise nahm. Nehmen wir das bekannteste Beispiel, die Wirtshauspreise. Dasselbe Bier kostete in verschiedenen Wirtshäusern ganz verschiedene Preise. Es wäre nie jemanden eingefallen, dem Wirt daraus einen Vorwurf zu machen. Wer die höheren Preise nicht zahlen konnte oder nicht zahlen wollte, der ging eben einfach nicht hin. Und daß solche Leute da nicht hingingen, das war zum Teil mit der Zweck der Sache.

Genug, die Begriffe des Preiswuchers und der Wucherpreise sind für Kriegszwecke eigens neu hergestellt, und ich würde es für besser gehalten haben, wenn man das nicht getan hätte. Ausgerichtet hat man jedenfalls so gut wie nichts damit. Wenn einem Mann nachgewiesen wird, daß er in ein paar Monaten durch Wucherpreise 80 000 Mark verdient hat, und er dann zur Strafe 20 000 Mark an die Justizkasse bezahlen muß, so ist das zwar eine Unannehmlichkeit, aber doch nicht gerade geeignet, den Mann von einer Wiederholung abzuschrecken. Wahrscheinlich wird er bei seiner Kalkulation ein viel höheres Risiko in Rechnung gestellt haben.

Genug, da sind Gesetze gegeben worden, Verordnungen erlassen worden, denen wir uns alle nicht gefügt haben. Und wenn auch die Gesetze den Kriegswucher verdammen, wir alle haben kein Recht, in eine sittliche Verurteilung der Kriegswucherer einzustimmen. Jeder von uns, der auch nur ein einziges Mal bei dieser Preisbildung mitgewirkt hat, indem er den geforderten Wucherpreis bezahlt hat, der hat seelisch

genau dasselbe getan, was dem Kriegswucherer schuld gegeben wird, er hat seinen persönlichen Wunsch, sein persönliches Behagen, seinen persönlichen Vorteil in diesem Augenblick über seine Pflichten gegen die Gesamtheit gestellt. Und das ist genau dasselbe, was mit Recht dem Kriegswucherer vorgeworfen wird.

Und dann mit den von dem Markte verschwundenen Waren: Wer ist denn, der nicht gelegentlich etwas „hintenrum" gekauft hat? „Man will doch nicht allein der Dumme sein." Ja, wir sind eben vom Frieden her immer gewöhnt gewesen, unseren eigenen Vorteil wahrzunehmen, und unsere theoretischen Überlegungen, daß das jetzt im Weltkriege doch eigentlich nicht mehr geziemend sei, wollen sich nicht so recht in die Praxis umsetzen. Wenn wir nun vollends sehen, daß andere Leute, deren Verhalten wir stets zu billigen gewohnt waren, trotz des Krieges bei der alten Praxis verharren, so fühlen wir uns erst recht von Fehl und Verantwortung frei. Zum mindesten denkt jeder von uns, seine eigenen kleinen Verfehlungen könnten auf das Ganze doch keinen merkbaren Einfluß haben. Aber da sich das Ganze aus lauter ebenso denkenden Einzelnen zusammensetzt, so ergibt sich eben als Gesamtheit der Kriegswucher als Volkseinrichtung. Und die Leute, auf die unser ganzer Zorn sich häuft, sind schließlich nur die Sündenböcke für die Verfehlungen, an denen jeder von uns sein wohlgemessenes Teil hat. Allerdings gehen diese Sündenböcke nicht in die Wüste; im Gegenteil, sie bleiben im Lande und nähren sich redlich und werden, wenn wir unsere mammonistischen Einrichtungen beibehalten, in den nächsten Jahrzehnten die Aristokratie des deutschen Volkes ausmachen. Dann haben wir eben die Aristokratie, die wir verdienen.

O, wir haben Prediger gehört, die uns ins Gewissen geredet haben, haben sie gelegentlich mit Zerknirschung angehört, und möglicherweise ist sogar der eine oder andere von uns für mehrere Tage gebessert worden. Aber dann kam doch wieder dieser oder jener Wunsch, dessen Erfüllung man sich nicht versagen konnte, und es blieb schließlich alles, wie es war.

Alles das, was ich eben hier gesagt habe, hatte keineswegs die Absicht, den Leser zu bekehren. Ich wollte ihn nur darauf aufmerksam machen, wie die Dinge wirklich sind und wie er selber ist. Im allgemeinen hält sich keiner für einen schlechten Kerl. Jeder ist der Überzeugung, wenn alle Menschen so wären wie er, dann müßte sich die Menschheit oder doch das Volk, das aus solchen Leuten besteht, verhältnismäßig leicht regieren lassen.

Und nun bitte ich auf das zu achten, was ich jetzt sage. Ich halte diese Meinung für durchaus begründet. Ich habe nichts dagegen, daß edle und tapfere Männer immer wieder in größerem oder kleinerem Kreise auf die Besserung der Menschen hinwirken. Aber ich muß bezeugen, ich habe die Erfahrung gemacht, auch mit den Menschen, so wie sie jetzt sind, also ohne daß man eine durchgreifende Besserung abwartet, läßt sich ganz gut auskommen, wenn man es nur richtig anfängt. Ja, es läßt sich mit den Menschen und aus den Menschen sehr viel mehr machen, als sie selber ahnen.

Und da sind wir denn wieder bei den Betrachtungen, von denen wir ausgingen. Nach dem Zeugnis unserer sachkundigsten Heerführer stehen da draußen Millionen von Helden aus unserem Volke, von denen ganz sicher kaum ein einziger von Zehntausenden sich jemals in seinem ganzen früheren Leben hat träumen lassen, daß irgend jemand ihn irgendwann einmal für einen Helden halten würde, noch weniger aber, daß er mit Recht diesen Ehrentitel verdienen würde. Und was hat ihn und die anderen nun zu Helden gemacht? Die Aufgaben, die uns gestellt waren, und die Einrichtungen, vermöge deren wir diese Aufgaben lösen konnten! Es war der Militarismus.

Nun, die Aufgaben, die an uns hier zu Hause während des Weltkrieges gestellt wurden, waren auch wirklich groß genug und hätten uns auch zu außerordentlichen Leistungen, zum Aufgeben unserer Sondervorteile und unserer persönlichen Behaglichkeit bringen können. Und einiges muß auch in dieser Hinsicht geleistet worden sein, sonst wäre nicht auch unseren Frauen und unseren Kindern das Heldentum zugesprochen worden. Nur das scheint mir sicher: In dem Augenblick,

wo einer den Kriegswucher unterstützt, da zeigt er sich nicht als Held. Da bricht die Sucht nach einem Sondervorteil in ihm durch, und er wird zum Mammonisten. Es wohnen eben bei uns zwei Seelen in jeder Brust, eine militaristische, die den Menschen zum Helden machen will, und eine mammonistische, die ihn den Kriegswucher begünstigen läßt. Und auf diese Doppelnatur der Menschenseelen müssen die Einrichtungen Rücksicht nehmen.

Die Heereseinrichtungen haben das getan. Sie haben in der Anpassung des einzelnen an den anderen, in der Einfügung des einzelnen in das Ganze das menschenmöglichste geleistet; aber sie haben es unter sorgfältigster Überlegung aller Einzelheiten in jahrzehntelanger Friedensarbeit getan. Wenn wir ohne diese wunderbare Schulung der Einheit zur Verteidigung des Vaterlandes aufgerufen worden wären, so hätten sich sicher auch Leute gefunden, die Wunder der Tapferkeit verrichtet hätten; aber die Fälle der Panik, die in jedem ungeübten Heere vorkommen, würden auch bei uns nicht gefehlt haben. Wenn wir, wie manche Leute es vor dem Kriege erstrebten, nur eine Miliz mit geringfügiger Ausbildung und ohne die gewaltige wissenschaftliche Ausbildung des Offizierkorps und Generalstabs gehabt hätten, so wären wir unzweifelhaft sowohl Frankreich wie Rußland, falls die nur ihre gegenwärtigen Einrichtungen gehabt hätten, unterlegen gewesen. Das Vertrauen zu der Führung wäre bald erschüttert gewesen, und unser Heer hätte unter keinen Umständen das Bild gewährt, aus dem sich schließen ließ, daß jeder einzelne ein Held war. Und doch könnten es ganz genau dieselben Menschen mit ganz genau denselben Charakterzügen gewesen sein. Erst unsere ganze Heereseinrichtung ist es gewesen, die dieses Ergebnis gehabt hat, die jeden einzelnen zum Helden gemacht hat.

Man muß sich dabei nur nicht denken, daß so eine Einrichtung etwas wäre, was nur von außen an den Menschen herankommt. Eine Einrichtung ist doch nur das Zusammenwirken einer großen Anzahl von Menschen, an dem jeder einzelne seinen bestimmten seelischen Anteil hat. Daß jeder entschlossen ist, so zu gehorchen, wie es zum Heile des

Ganzen erforderlich ist, daß jeder bereit ist, das Befehlen zu übernehmen und verantwortlich auszuführen, sobald die Umstände es so mit sich bringen, daß jeder seinen Geist darauf eingerichtet hat, alle derartigen Notwendigkeiten zu erkennen und seinen Willen so zu lenken, wie diese Notwendigkeiten erfordern, das alles zusammen ist der Militarismus. Er ist nicht etwas, was von außen, vielleicht gar feindlich an uns herantritt, sondern ein Teil unseres innersten Selbst, und nicht der schlechteste Teil. Aber geschult, gestärkt und wirksam gemacht ist er nur durch planmäßige Übung des Zusammenwirkens mit anderen.

Ist nun in diesem Militarismus die Selbständigkeit des einzelnen zerstört? Nun, die täglichen Berichte von der Front lehren das Gegenteil. Sie ist auf das höchste entwickelt, zu einer Höhe, von der wir hier zu Hause, von denen wir im Frieden überhaupt keine Ahnung haben. Was ein U-Boot-Kapitän, was ein Flieger leistet, stellt alles in Schatten, was kühnste wirtschaftliche Unternehmungslust jemals geleistet hat und jemals leisten wird. So schlimm ist die Aussicht, Pleite zu machen, denn doch nicht, wie die Unsumme von Gefahren, denen jeder U-Boot-Kapitän, ja jeder einzelne Mann auf dem U-Boote bei jeder Fahrt, jeder Flieger auf jedem Flug, ja jeder Unteroffizier und jeder Mann auf dem Patrouillengang entgegensieht. Es gehört zu der allgemeinen Begriffsverwirrung, die durch den Gelddienst in unser Volk und in unsere Sprache hineingekommen ist, daß wir mit dem Worte „Unternehmung" immer nur daran denken, daß jemand mit eigenem und kühn zusammengeborgtem anderen Gelde sich die Möglichkeit zu neuem, unerhörtem Geldverdienste schafft. Solche Dinge sind es wirklich nicht allein, die den Menschen, die den Geist, die den Charakter selbständig machen. Kühne Entschlüsse in den furchtbarsten Gefahren zu fassen, die Verantwortung für das unmittelbar bedrohte Lebensschicksal einer kleineren oder größeren Anzahl von Volksgenossen übernehmen, ist wirklich eine Tätigkeit, die hinter den Spekulationen auf die Weltmarktskonjunktur an Wert nicht zurücksteht. Es ist wirklich etwas daran an dem Begriff Held. Und in einer Hinsicht steht der Held denn doch noch über

dem umsichtig berechnenden wirtschaftlichen Unternehmer, im Heldentum steckt nicht die leiseste Spur von Ichsucht, im Unternehmer dürfte man bei sorgfältiger Forschung regelmäßig 51—100% davon auffinden.

Ja, aber wie ist es nun, lassen sich überhaupt wirtschaftliche Einrichtungen schaffen, bei denen die Ichsucht des Erwerbstätigen ausgeschaltet wird? Ist es irgendwie denkbar und möglich, das Heldentum in unser Wirtschaftsleben hineinzubringen, ohne dieses Wirtschaftsleben auf das allerempfindlichste zu schädigen?

Von allen Berufsständen wird das jetzt geleugnet. Und die es am stärksten leugnen, sind im dritten Jahre des Weltkrieges gerade die Landwirte, denen wir in unseren früheren Besprechungen doch wohl einen etwas höheren Grad von Anpassungsbestrebungen zuwiesen als etwa dem Händler, der keine Waren herstellt, sondern sie nur kauft und weiter verkauft. Gerade die Landwirte wehren sich am entschiedensten gegen die Eingriffe der Staatsgewalt in ihre wirtschaftliche Betätigung, und ihre Vorkämpfer betonen immer wieder in allen möglichen Tonarten, daß durch die Eingriffe der Staatsgewalt alles schlechter geworden wäre, als es ohne diese Eingriffe gegangen wäre. In den Blättern, die früher bei der Bekämpfung des Handels zu den Vorkämpfern gehörten, liest man jetzt tagtäglich das Hohelied des Handels, liest man Lobhymnen auf das freie Spiel der Kräfte, dasselbe freie Spiel der Kräfte, das im vorigen Jahrhundert die ganze deutsche Landwirtschaft dem Weltmarktsidol zum Opfer schlachten wollte und gegen das in den neunziger Jahren der Bund der Landwirte überhaupt gegründet worden ist. Das freie Spiel der Kräfte hört doch auf, wenn man den Waren des Weltmarktes durch einen Zoll an den Reichsgrenzen den Eintritt in den deutschen Markt verbietet, wenn man sie künstlich so belastet, daß das freie Spiel, der freie Wettbewerb mit dem im Inlande hergestellten Waren einfach unfair wird.

Nun, es geht den Landwirten so, wie es uns allen geht, nur daß sie in dieser einen bestimmten Hinsicht noch etwas schwerer zu leiden haben als wir alle. Es wird ihnen durch

das Eingreifen des Staates mancher Vorteil genommen. Der Händler aber, das freie Spiel der Kräfte, bietet ihnen überall, wo er sich ihnen naht, ganz ungeheuer viel größere Vorteile, als im Frieden jemals möglich war. Der Händler bietet für Erzeugnisse der Landwirtschaft geradezu ungeheuerliche Preise, weil er sie für noch viel ungeheuerlichere Preise wieder losschlagen kann.

Ja, das ist nun freilich eine wunderschöne Sache, wenn man für eine Ware, die man jahrzehntelang zu einem bestimmten niedrigen Preise verkauft hat, auf einmal das Fünf- bis Zehnfache, ja wohl noch mehr bekommen kann. Und wie außerordentlich glaubwürdig hört es sich an, wenn einem der Händler zungengeläufig versichert, daß man früher eigentlich immer für diese Ware zu wenig Geld bekommen habe. Und wenn nun diese herrliche Aussicht, ungeahnt große Preise zu bekommen, von dem bösen Staat urplötzlich durch ein plumpes Verbot beseitigt wird — ja, da soll der Mensch nicht ärgerlich werden! Da ist es nun nur noch nötig, daß bei den ungeheueren Schwierigkeiten, die diese neuen Kriegseinrichtungen machen, irgendeine Behörde sich versieht und Anordnungen erläßt, die am grünen Tisch gut ausgedacht, aber in der Praxis wirklich undurchführbar sind, dann heißt es: „Nun, da sieht man's ja, die Bureaukratie versteht nichts vom Wirtschaftsleben und will überall dreinreden. Ebenso wie sie hier etwas Undurchführbares befiehlt, ebenso verbietet sie uns zu unrecht, die hohen Preise zu nehmen, die das freie Spiel der Kräfte uns angeboten hat. Da hole der Teufel die Bureaukratie und den Staat, da ziehen wir das freie Spiel der Kräfte vor."

Ja, ist eine solche Denkweise nicht durchaus erklärlich? Und kann sie sich nicht auch bei einem sonst außerordentlich vaterlandsliebenden Manne finden?

Nun, sie findet sich in der Tat bei solchen Männern, ja bei Männern, die unzweifelhaft zu den Helden gehören; selbst bei Männern, die zu Führern des Volkes gerechnet werden müssen. Es sind ja zahlreiche Fälle davon in die Zeitungen gekommen. Ich erinnere zunächst nur an einen einzigen davon. Ein polnischer Graf ist zu einer Gefängnis-

strafe und zu einer sehr hohen Geldstrafe verurteilt worden, weil er solchen Staatsgeboten zuwidergehandelt und seinen Geldvorteil dabei zu stark wahrgenommen hat. Er war nicht nur ein Graf, sondern auch ein sehr tapferer Offizier. Und als man über ihn zu Gericht saß, da war auch sein Oberst unter den Zuhörern. Und als der Verteidiger des Grafen auf dessen Kriegstaten hinwies und das Gericht ermahnte, doch auf die Ehre eines solchen Helden nicht einen Makel zu werfen, da übermannte den Obersten im Zuhörerraum sein Gefühl, und er rief ein lautes Bravo in den Saal, so daß der vorsitzende Richter ihn aus dem Saale entfernen lassen mußte. Wer von uns wagt es, den ersten Stein auf diesen Mann zu werfen, für den sein Oberst in dieser Weise eingetreten ist?

Der Verstoß gegen den Buchstaben des Gesetzes muß gesühnt werden. Daran ist kein Zweifel. Zu einer moralischen Verurteilung des Mannes haben wir alle nicht die geringste Berechtigung. Ich gehe noch weiter. Ich möchte im Anschluß an alles früher Gesagte mit allem Ernst immer wieder hervorheben, daß wir zur moralischen Verurteilung auch der allerschlimmsten Kriegswucherer nicht die mindeste sittliche Berechtigung haben. Viel weniger noch als der, der seinen Bruder beleidigt hat, berechtigt ist, den Totschläger moralisch zu verurteilen. Auch den schlimmsten Kriegswucherer bewegen keine anderen seelischen Urtriebe als uns alle. Nur sind die Versuchungen, die an ihn herangetreten sind, größer gewesen als die, die an uns herangetreten sind. Man muß doch immer bedenken, daß einer zum Kriegswucherer, d. h. zu dem, was wir so nennen, nicht von heute auf morgen wird, sondern daß da ein sehr allmählicher Übergang stattfindet. Sind denn doch auch die Preise für das Pfund Gänsefleisch nicht von einem Tag zum andern von 60 Pf. auf 12 Mark emporgestiegen. Heut steigt's ein wenig, morgen wieder ein wenig usw., übermorgen nimmt man wieder ein bißchen mehr; dann sieht man, daß andere schon wieder etwas weiter sind in dem Mehrnehmen, die darf man sich doch im Wettbewerb nicht vorauskommen lassen, wenn man als wirtschaftlicher Hüter seines eignen Geldes erscheinen will.

Genug, so führt und drängt jeder den anderen. Und wie jeder einzelne von uns Verbrauchern, die wir die Wucher-

preise zahlen oder uns etwas „hintenrum" besorgen, sich dabei sagt: „Auf das kleine bißchen, was ich mir gönne, kommt es doch im großen Ganzen wirklich nicht an", und wie aus dem Zusammenwirken dessen, daß jeder einzelne so denkt, die gesamte Mitschuld der Verbraucher am Kriegswucher sich zusammensetzt, ebenso ist jeder einzelne der im eigentlichen Sinne Kriegswucherer genannten Leute sich bewußt, mit seinem Gebaren doch nur einen verhältnismäßig geringen Teil an der allgemeinen Preissteigerung zu haben und zu geben, und dazu fühlt er sich nun einmal berechtigt durch die wirtschaftlichen Grundsätze, die uns allen von Jugend auf eingeprägt worden sind, nach denen wir uns unser ganzes Lebelang gerichtet haben und von denen alle, die sich irgendwie mit der Theorie der Wirtschaftslehre beschäftigt haben, sogar ganz genau wissen, daß sie die Urgesetze des menschlichen Wirtschaftslebens überhaupt sind. Diese eingeprägten Wirtschaftsgesetze machen jedes Nachdenken über die Gesamtwirkungen, die das eigene Verhalten hat, überflüssig. Wir wissen ja, im freien Spiel der Kräfte regelt sich alles ganz von selbst. Selbst bei der tollsten Jagd aller einzelnen nach eigenem Vorteil stellt sich zu jedermanns Erstaunen schließlich als Endergebnis die herrlichste Wirtschaftsordnung her.

Da haben wir wieder den vollkommensten Gegensatz zum Militarismus. Der Militarismus vertraut in keiner Weise darauf, daß sich Ordnung im Zusammenwirken von selber herstellt. Er gibt sich in täglicher, mühseliger Tätigkeit und in gründlich arbeitender Wissenschaft die allergrößte Mühe, die große Ordnung, das im Großen und im Kleinen ungestörte Zusammenarbeiten, wirklich herzustellen. Und das gelingt ihm in einem Maße, das, wie dieser Weltkrieg gezeigt hat, geradezu ins ungeheuerliche geht. Es gelingt ihm, wie wir eben sahen, ohne daß die Selbständigkeit des Charakters wie des Denkens dadurch irgendwie gemindert wird. Es braucht nur, das hat eben der Weltkrieg gezeigt, die Gelegenheit zu kommen, dann wird aller Welt ersichtlich, wieviel Selbständigkeit des Charakters, wieviel eigenes Denken, welch hoher Mut der persönlichen Verantwortung nicht nur bei jedem Heerführer, sondern bei jedem Leutnant,

ja bei jedem Unteroffizier und schließlich in jedem einzelnen Manne steckt, und wie vorzüglich die militaristischen Einrichtungen es verstanden haben, diese natürlichen Gaben der Menschen herauszuarbeiten.

Sollte es nun gar nicht möglich sein, derartiges auch in wirtschaftlichen Dingen zu leisten? — — —

Ja, soll denn nun wirklich in der ganzen Volkswirtschaft wie im Heere alles bis aufs einzelste von oben her reglementiert werden? Soll keiner mehr herstellen, was er selber will, sondern nur das, was von oben befohlen wird? Wir haben ja gerade auch von der Landwirtschaft, der wir selbst den verhältnismäßig höchsten Grad der Vaterlandsliebe zutrauen, gehört, daß ihr solches Verfahren die ganze Lust an der Arbeit nehmen würde, ja — auch das ist leider gesagt worden — daß die Landwirte dadurch bewogen werden könnten, selbst im Weltkriege ihre Tätigkeit einzustellen oder einzuschränken. Die Leute, die in führender Stelle etwas derartiges öffentlich gesagt haben, die, scheint mir, haben nun wieder kein Recht, Steine auf die Munitionsarbeiter zu werfen, die auch die Arbeit eingestellt oder auch eingeschränkt haben, weil ihnen etwas in unserem Staatswesen nicht paßte.

Genug aber, ist es denn wirklich im Heereswesen so, daß alles bis ins kleinste von oben herunter vorgeschrieben wird? Hat nicht jeder Oberst, hat nicht jeder Hauptmann genau den Grad von Freiheit, der für das Gedeihen des Ganzen wünschenswert erscheint? Wird nicht jedem Patrouillenführer nur im allgemeinen seine Aufgabe gegeben, die Ausführung im einzelnen aber ganz und gar seinem eigenen Geist und Charakter überlassen? Wird etwa dem Flieger im Kampfe von seinem Vorgesetzten von der Erde aus zugefunkt, welchen Gegner er sich zur Bekämpfung aussuchen und in welcher Weise er an ihn herankommen soll?

Ich meine, es gibt sehr viel Selbständigkeit auch im Heerwesen, wenn es auch dem Laien oder dem, der nur wenig daran teilgehabt hat, mitunter anders erscheinen will.

Und wenn es militaristische Einrichtungen der Volkswirtschaft gäbe, so würde man überall da, wo freie Betätigung der einzelnen für das Gesamtwohl nützlichere Ergebnisse hat,

von jedem Befehl, ja von jedem Hineinreden, von jeder Bevormundung absehen. Das wäre durchaus im Geiste unserer Heereseinrichtungen gehandelt. Also etwa einem Bauer vorzuschreiben, welche oder wieviel Felder er mit Roggen, mit Weizen oder mit Gerste zu besäen habe, wieviel Tiere er zu halten habe, wann er mit der Feldbestellung, wann er mit der Ernte zu beginnen habe — ja nun, es kann im Krieg Lagen geben, bei denen es notwendig wird; aber es werden das immer Ausnahmefälle sein, und in ruhigen Zeiten wird kein Mensch an etwas derartiges denken, auch wenn die Volkswirtschaft durch und durch militaristisch eingerichtet, also durch und durch von der Rücksicht auf das Gesamtwohl geleitet wird. Ebenfalls wird er nur im Notfalle gezwungen werden, von seinen Erzeugnissen mehr für die Gesamtheit herzugeben, als er selber will. Und dieser Notfall ist ihm ja jetzt, wo im Frieden das freie Spiel der Kräfte noch schrankenlos waltet, auch nicht erspart geblieben.

Ja, was soll dann aber anders werden durch die militaristische Einrichtung, wenn all das, was wir eben besprochen haben, genau so bleibt, wie es gewesen ist? Und wie sollen die Charaktereigenschaften sich insoweit ändern, daß alle Anlage zum Kriegswucher unterdrückt und allein die zum Heldentum gepflegt wird, wenn an der täglichen Betätigung, die nach unseren Ausführungen die Erziehung zum Kriegswucher verschuldet, so ganz und gar nichts geändert wird? — —

Ja, es ist sehr schwer, den richtigen Weg zu dem zu finden, was ich jetzt sagen will, da ich bei allen meinen Lesern dabei auf überlieferte Meinungen stoße, die ihnen als die festesten Grundlagen ihres ganzen Denkgebäudes erscheinen, meiner Meinung nach aber nur Außenverzierung dieses Grundbaues sind, den sie ganz und gar nicht verschönern, geschweige denn stützen und tragen.

Ich meine, die ganze Tätigkeit des Landwirtes, die Feldbestellung, die Ernte, die Sorge für Tiere und Pflanzen ist in höchstem Maße ehrwürdig und gehört zu den Grundlagen alles dessen, was dem Leben der Menschheit überhaupt Wert verleiht. Es ist eine Tätigkeit, die das Leben eines geistig hochstehenden und durch und durch gebildeten

Menschen in jeder Hinsicht vollständig ausfüllen kann. Sie tut das meiner Überzeugung nach viel mehr als etwa irgendeine Fachwissenschaft. In diese Tätigkeit irgendwie gewaltsam hineinzugreifen, würde mir unzweckmäßiger erscheinen, als wenn man irgendeinem wissenschaftlichen Fachmann von Staats wegen vorschreiben wollte, wie er zu forschen und zu arbeiten hätte.

Aber zu dieser Tätigkeit des Landwirtes, die wir eben umschrieben, kommt nun eine zweite hinzu. Der Landwirt will sein Korn und sein Vieh verkaufen. Jedes Handelsgeschäft ist ein Kampf. Jeder der beiden Kämpfer sucht dem anderen den Vorteil abzugewinnen. In dem Augenblick, wo nun der Bauer mit dem Kornhändler feilscht, ist er nicht mehr der Bauer, sondern der Händler. Es ist gänzlich falsch, wenn man unter dem Begriff Händler nur die Leute versteht, die selber gar nichts herstellen, sondern nur kaufen und verkaufen. Sie sind in höherem Grade Händler als jeder andere, aber unsere volkswirtschaftlichen Einrichtungen haben uns alle ohne Ausnahme zu Händlern gemacht. Jeder von uns, der irgendwie am wirtschaftlichen Leben teilnimmt, hat dadurch eine Doppelnatur bekommen; er ist erstens Angehöriger seines eigenen Berufs, wie wir es eben beim Bauern sahen, zweitens ist er Händler, der den regelmäßigen Handelskampf mitkämpft, indem er immer sucht mehr Geld zu bekommen, als sein Gegner geben will, oder weniger zu geben, als der Gegner haben will.

Diese Doppelnatur des Menschen im Wirtschaftsleben ist übrigens eine nicht allzu neue Entdeckung. Auf das deutlichste klargelegt kann man sie schon in Platos Politeia finden. Dort wird ausgeführt, daß der Landwirt nicht nur die Landwirtschaft, der Schäfer nicht nur die Schäferei treibe, sondern daß jeder von beiden und ebenso jeder andere Erwerbsmann sich daneben noch einer zweiten Kunst bediene, die Plato Chrematistik, also Gelderwerbskunst nennt.

Der Bauer als Bauer ist freier Herr und König, und zwar ein König, der im Frieden lebt. Der Bauer als Händler ist ein König, der Krieg führt. Der Krieg dauert in jedem Fall nicht lange. In einem einzigen Feldzug, der nur wenige

Stunden dauert, mitunter noch kürzer ist, wird er erledigt, der Friede geschlossen. Aber sobald ein anderer Teil der Ernte, sobald ein Stück Vieh verkauft werden soll, wird er von neuem aufgenommen. Und eine Niederlage in diesem Kriege kann den Bauer um die Erträgnisse langer Arbeit bringen.

Und einen ähnlichen Krieg, wenn auch nach anderer Richtung hin, hat der Bauer zu führen, wenn er sich etwa Geräte oder Maschinen anschafft oder irgend etwas anderes, was auf seinem Bauerngut nicht wächst. Auch da bleiben ihm gelegentlich schwere Niederlagen nicht erspart. Und da werden Kämpfe gegen ihn mitunter angriffsweise geführt, wenn die Händler oder ihre Vertreter ihm ins Haus kommen und mit ihrer Redegewandtheit ihn dazu bringen, sich Sachen anzuschaffen, die er sich aus freiem Entschluß nicht angeschafft haben würde.

Aber schon beim Verkauf seines Getreides, seines eigenen Viehs ist er im Kriege nicht nur mit dem Händler, mit dem er gerade zu tun hat, sondern nach den Verkehrsformen, die wir jetzt allgemein haben, führt er dabei auch Krieg gegen seine nächsten Freunde und Nachbarn, die ja alle seine Konkurrenten sind. Beim Bauer mag das noch am wenigsten sichtbar werden, schon beim Handwerker wird es sichtbarer; da ist es eine böse Sache, wenn einer dem anderen die Kunden wegschnappt. Und bei größeren Fabrikationsbetrieben wird es immer klarer erkennbar. Da führen die Reisenden, von denen die gerissensten am angesehensten sind, den Kampf nicht nur gegen die Kundschaft, sondern auch gegen die Konkurrenz. Da haben wir schon den Krieg aller gegen alle.

Dieser Krieg wird nun nicht mit Schwert und Lanze geführt, sondern ausschließlich mit Worten. Durch die Worte werden beim Gegner Meinungen erzeugt und Meinungen bekämpft. Der Reisende beweist uns sonnenklar, daß wir die unglücklichsten Menschen von der Welt gewesen sind, weil wir die Waren, die er führt, bisher noch nicht besessen haben, daß erst durch ihren Ankauf uns eine Anwartschaft auf das Glück gegeben werde. Allerdings nur in dem Fall, daß wir

die Ware gerade von seiner Firma kauften. Der Kauf bei einer anderen Firma würde uns unzweifelhaft Unglück, jedenfalls weniger Glück bringen.

Es wird nun ganz gewiß bei diesen Anpreisungen auch sehr viel Wahres gesagt. Die wirklich guten Eigenschaften der angepriesenen Ware werden sachkundig hervorgehoben. Den Nutzen, der von ihr gepriesen wird, gewährt sie in vielen Fällen tatsächlich. Aber ich frage nun: im Zweifelfall, worauf kommt es dem Reisenden und seiner Firma mehr an, daß der Reisende bei seiner Anpreisung streng bei der Wahrheit bleibt, oder daß er die Ware tatsächlich verkauft? Und wenn der Verkauf nur durch eine geringere oder größere Abweichung von der Wahrheit zu erzielen ist, wird dann der Reisende und seine Firma zugunsten der Wahrheit auf den Verkauf verzichten? Ich rede nicht von groben handgreiflichen Lügen, auf denen man leicht ertappt werden könnte, obwohl auch diese bei Handelsgeschäften wirklich nicht gerade zu den Seltenheiten gehören. Ich frage nur ganz im allgemeinen: Ist es bei irgendeinem Handelsgeschäft üblich, daß dabei auf beiden Seiten rückhaltslos die ganze Wahrheit gesagt, nichts hinzugesetzt und nichts verschwiegen wird?

Ich bitte meine geneigten Leser an die Fälle zu denken, wo ihnen gelungene Handelsgeschichten erzählt wurden. Vielleicht von denen erzählt wurden, die selber stolz darauf waren. Ich erinnere mich noch eines Schreckens, den ich als junger, eifrig auch der Nationalökonomie beflissener Student bekam, als ein mit mir verwandter junger Kaufmann, übrigens ein in seinem ganzen Leben fanatisch rechtlicher Mensch, mir mit heller Begeisterung von seinem Chef erzählte. Es handelte sich um ein Kolonialwarengroßgeschäft. „Unser Chef, das ist ein Geschäftsmann! Der versteht, die Kunden zu beschummeln." Ich durfte natürlich meinen Schrecken nicht zeigen, um meinen Verwandten nicht zu verletzen, bekam aber im längeren Gespräch heraus, daß es sich hauptsächlich darum handle, bestimmte Meinungen über Herkunft und Beschaffenheit der Ware und über die augenblickliche und die bevorstehende Marktlage hervorzubringen oder, wenn sie

vorhanden waren, geschickt zu benutzen. Ich merkte dann auch, daß es ein Geschäftsmann durchaus nicht übelnahm, in dieser Weise „beschummelt" worden zu sein, sondern daß er sich höchstens darüber schämte. Aber erst viel später begriff ich, daß die Handlungsweise auch moralisch durchaus berechtigt war, weil es sich eben um einen Kriegszustand handelte.

Ein Feldherr handelt doch nicht unmoralisch, wenn er den Feind täuscht. Wenn es ihm gelingt, dem Feinde ganz falsche Meinungen über die wirkliche Kriegslage beizubringen, und wenn er durch diese falsche Meinung des Feindes ihn vollständig besiegt, so hat er doch nicht unmoralisch gehandelt, sondern eben als Kriegsmann seine Schuldigkeit getan. Ich nehme ein ganz beliebiges Beispiel heraus. Im Siebenjährigen Kriege waren doch bekanntlich nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth die Russen von den Österreichern zu Friedrich dem Großen übergegangen. Aber kaum waren sie eingetroffen, da kam Gegenbefehl von der Kaiserin Katharina, sie sollten zwar nicht zu den Österreichern, aber nach Hause zurück. Da erbat Friedrich der Große von dem russischen General als persönliche Gefälligkeit, daß er nur ganz kurze Zeit stehen bleiben solle. Und er griff inzwischen die Österreicher an. Diese wußten noch nichts davon, daß die Russen nicht mehr ihre Feinde waren, mußten sich auch gegen diese sichern, und so wurde es Friedrich dem Großen leichter, die Schlacht zu gewinnen. Wer wird sagen wollen, das sei kein rechtmäßiger Sieg gewesen, weil Friedrich der Große doch die Österreicher betrogen habe?

Im Krieg ist Täuschung erlaubt, allerdings immer innerhalb gewisser Grenzen. Da bilden sich im Laufe der Jahrhunderte allgemeine Bräuche heraus, die von beiden Seiten geachtet werden. Als nichtswürdiger Betrug gilt es z. B., wenn man seine eignen Truppen in die Uniform der Feinde steckt und so eine Überrumpelung möglich macht, weil die Feinde glauben, daß ihre eignen Leute zu ihnen zurückkehren. Aber Zieten ist einmal mit seinem Regiment durch die österreichische Armee durchgeritten und hat dabei einen hohen österreichischen Offizier gefangen genommen, weil das

Regiment neue Uniformen hatte, die der Österreicher noch nicht kannte und die denen eines österreichischen Regimentes ähnlich waren. So ritt der Österreicher zutraulich heran und unterhielt sich freundschaftlich mit Zieten, worauf dieser ebenso freundschaftlich einging, bis man glücklich aus der österreichischen Armee herausgelangt war. Dann aber rief Zieten: „Nehmt ihn gefangen, er ist ein Österreicher." Auch das haben wir Preußenkinder immer mit Begeisterung und ohne Mißbilligung gelesen; vielleicht werden da schon die Österreicher anders denken. Genug, die Betrügerei muß sich innerhalb bestimmter, allgemein angenommener Grenzen halten. So gilt das im Kriege und so gilt das auch im Handel, der eben auch hierin wesenseins mit dem Kriege ist.

Daß nun die künstliche Erzeugung falscher Meinungen für eine ungeheure Anzahl von Handelsgeschäften die allerstärkste Einwirkung auf die Preisgestaltung hat, das kann doch kein Mensch leugnen, der das freie Spiel der Kräfte im Handel wirklich kennt. Und da ist es nun im höchsten Maße merkwürdig, daß die Theorien des Wirtschaftslebens von dieser Verfälschung der Meinungen so gut wie gar nichts zu wissen scheinen. Diese Theorien der Preisbildung ziehen weder die Unkenntnis der Menschen noch die Geschicklichkeit, falsche Meinungen zu erzeugen, in genügendem Maße in Betracht. Man meint so im großen und ganzen, diese Fehler müßten sich schließlich gegenseitig beseitigen. Es wäre sehr gut, wenn alle Fehler, die die Menschen haben, sich daran auch ein Beispiel nähmen und sich gegenseitig beseitigten, dann würden wir ja in der besten aller Welten leben. Wer aber nicht weiß, welchen Einfluß künstlich hergestellte falsche Meinungen oder, deutlicher ausgedrückt, Schwindel und Mache auf die Preisgestaltung haben, der möge sich irgendwo einen alten Zeitungsband verschaffen und hintereinanderweg für ein ganzes Jahr die Börsenberichte durchlesen. Da wird er reichlichen Stoff zum Nachdenken finden.

Ich möchte immer wieder betonen, es fällt mir nicht im Traume ein, den Leuten, die sich an diesen Dingen beteiligen, mögen es auch die „schlimmsten" Börsenspekulanten sein, irgendwelchen moralischen Vorwurf über ihr Verhalten zu

machen. Keiner von uns hat das mindeste Recht, irgendeinen Stein auf sie zu werfen. Sie handeln aus denselben Trieben heraus, aus denen wir alle handeln, und bedienen sich nur solcher Waffen, die wir allgemein für erlaubt halten.

Freilich, in meiner Jugend war es noch anders. Da galt noch in weiten Kreisen der Bürgerschaft der Börsenspekulant für einen unmoralischen Menschen. Das war zum Teil gewiß die Folge des großen siebziger Börsenkrachs, aber der Hauptsache nach doch eine etwas andere Weltauffassung des Bürgertums, die sich noch nicht zur rücksichtslosen Anerkennung des freien Spiels der Kräfte durchgerungen hatte. Es wurde damals der eigentlichen wirtschaftlichen Betätigung im Verhältnis zu dem damit untrennbar verbundenen Gelderwerb doch noch ein höherer Wert beigemessen als jetzt. Und so galt denn das reine Geldgeschäft als eine nur innerhalb sehr bestimmter Grenzen erlaubte Sache. Wo es diese Grenzen überschritt, da wurde es anrüchig. Darüber sind wir in den letzten Jahrzehnten weit hinausgekommen, jetzt geniert sich kein Mensch, ob bürgerlichen, adligen oder fürstlichen Standes, mehr, an der Börse zu spekulieren.

Aber nicht nur in der Täuschung des Gegners ist der Handel wesensgleich mit dem Kriege, sondern auch darin, daß er keine Rücksicht nimmt auf den Schmerz, den man dem Gegner bereitet. Ich meine hier nicht den natürlichen und erklärlichen Wunsch jedes Geschäftsmannes, die Konkurrenz totzuschlagen, obwohl auch da in Rücksichtslosigkeit mitunter sehr Bemerkenswertes geleistet wird. Der körperlichen Ausführung stellen sich, wie gesagt, polizeiliche und juristische Bedenken entgegen; aber Preisunterbietungen, bis der Gegner bankerott ist, sind doch wirklich keine seltene Erscheinung. Allerdings werden sie nicht vom einzelnen gegen den einzelnen angewendet, sondern von einem Zusammenschluß gegen den einzelnen, der sich nicht mit angeschlossen hat.

Aber das meine ich hier nicht, sondern eine besondere Art der Geschäftsgebarung, die wirklich wesensgleich mit sehr schlimmen Dingen der Kriegführung ist. Außer der Tötung und der Körperverletzung gelten als Schrecknisse des Krieges, daß man seiner Habe beraubt wird oder sie

zerstört sieht und daß man aus seinem Heim vertrieben wird. Beides aber findet sich in dem Krieg aller gegen alle, den wir „freies Spiel der Kräfte" oder Handel nennen. Allerdings erst in den feineren und verwickelteren Formen des Handels. Der Reisende, der einem eine Ware aufreden will, hört öfter schließlich als letzte Waffe des halb schon Herumgeredeten den Satz: „Ich kann jetzt nichts kaufen, ich habe kein Geld." Darauf antwortet er: „Das macht gar nichts, Sie brauchen nicht gleich zu bezahlen, wir geben Ihnen in kulantester Weise Kredit."

So gibt er die Ware nicht für Geld, sondern für eine Schuldverpflichtung, nach der der Käufer später zu bestimmter Zeit das Geld zu bezahlen hat. Der Käufer wird Schuldner, der Verkäufer wird Gläubiger. Und woran glaubt er nun? Etwa an das Wort des Schuldners? O nein, das würde die allerschlimmsten Folgen haben, auch für ihn selbst, da er in kurzer Zeit wegen Verschwendung entmündigt werden würde. Nein, er glaubt an die Wirksamkeit der Zwangsvollstreckung. Wenn der Schuldner nicht zahlt, so werden die Gerichte des Staates angerufen, und die verurteilen dann den Schuldner zur Zahlung. Und wenn er dann auch noch nicht zahlt, weil er es nicht kann, weil er das Geld nicht hat, das er zur rechten Zeit zu haben hoffte, was geschieht dann? Dann nimmt ein Halbbeamter, der seinen Auftrag vom Gläubiger, seine Zwangsgewalt vom Staate hat, dem Schuldner einen Teil seiner Habe weg, einerlei ob das Herz des Schuldners gerade an diesem Stück der Habe hängt oder nicht. Dasselbe, was uns im Kriege vom Landesfeind geschieht, das geschieht hier dem Schuldner von seiten des Handelsfeindes.

Die Wirtschaft, der Haushalt jeder Familie ist ein Gesamtkörper, dessen Nerven nicht an der Haut der beteiligten Menschen endigen, sondern durch jedes einzige Stück der Wirtschaft hindurchziehn. Wenn da ein Stück gewaltsam herausgerissen wird, so gibt das einen heftigen Schmerz.

Jedes Stück unseres Hausstandes ist durch tausend Erinnerungen mit unserem Seelenleben verknüpft, es ist ein Teil unseres Selbst geworden. Mann und Frau sind nicht nur

seelisch in ihren Kindern zusammengewachsen, sondern mit ihren Kindern zusammen in ihrem ganzen Hausstand mit allem, was dazu gehört. Das alles zusammen ist ein durch und durch beseelter Gesamtkörper geworden. Die siamesischen Zwillinge hatten auf der Haut des Sehnenbandes, das ihre beiden Körper vereinigte, eine Stelle, an der sie eine Verletzung beide gleich stark fühlten. Dieses Stück war also von ihnen beiden gleich stark beseelt. Genau in demselben Sinne aber ist jedes Stück des Hausstandes von allen Mitgliedern der Familie aus beseelt: denn wenn es entzwei oder verloren geht, empfinden sie alle Schmerz darüber. Das ist doch eine alltägliche Erfahrung; bei jedem Stück Geschirr, das zerbricht, bei jedem Stück Möbel, das an Altersschwäche oder an Verwundungen zugrunde geht, regen sich diese Empfindungen. Und in dieses durchseelte Gebilde greift nun der Gläubiger hinein und reißt irgendwelche Stücke davon heraus, verwundet also auf das empfindlichste den beseelten Körper des Hausstandes um deswillen, weil ein Mitglied dieses Hausstandes, allerdings das hauptsächliche, der Hausvater, einer Verpflichtung, Geld zu zahlen, nicht nachgekommen ist. Ist das Kultur oder Barbarei?

Ja, wir sind alle so daran gewöhnt, das ist etwas so Alltägliches, daß wir über die moralische und seelische Berechtigung niemals nachgedacht haben. Ebenso allgemein bekannte und anerkannte Einrichtungen, also im Grunde auch ebenso natürliche, waren früher die Hexenprozesse, die Folter und die Sklaverei. Die Sklaverei war sogar genau in demselben Sinne die unerläßliche, ja gar nicht wegdenkbare Grundlage des ganzen Wirtschaftslebens viele Jahrtausende hindurch. Wir sind noch jetzt überzeugt und erziehen unsere Jugend zu dem Glauben, daß das Römer- und Griechentum die höchste Blüte der Kultur darstellen. Und innerhalb dieser Kultur gehörte die Sklaverei zu den unerschütterlichen Grundgesetzen des Wirtschaftslebens und damit auch zu den Denkgesetzen der Kultur.

Also auch solche Dinge lassen sich, wenn sie auch Jahrtausende als unentbehrliche Einrichtungen der Menschheit gegolten haben, schließlich doch abschaffen. Denn jetzt be-

trachten wir alle die Sklaverei als eine barbarische Einrichtung. Noch in dem Weltkriege gehörte es zu dem schlimmsten Vorwurf, den ein Kriegführender dem anderen machte, daß er irgendwelche Gefangene ähnlich wie Sklaven behandelt habe. Also ein Zustand, der die Sklaverei zur wirtschaftlichen Voraussetzung hat, wird jetzt nicht mehr als Kulturzustand anerkannt. Sollte es nicht auch möglich sein, daß eine Zeit kommt, in der man einen Zustand, der die Zwangsvollstreckung in der eben geschilderten Form zur Grundlage hatte, nicht mehr als Kulturzustand anerkennt?

Vielen meiner Leser schwebt jetzt schon einige Zeit lang das Bild Shylocks vor Augen, der sich in der Schuldverschreibung das Recht gesichert hatte, seinem Schuldner, wenn er nicht zur verabredeten Frist zahle, ein Stück Fleisch zunächst dem Herzen auszuschneiden. Damit ist auf das schärfste das Wesen einer solchen Schuldverschreibung gekennzeichnet. Jeder Gläubiger, der solche Zwangsvollstreckung vollziehen läßt, ist ein Shylock, dem es gleichgültig ist, welche Schmerzen sein Opfer empfindet, gleichgültig auch, ob das Opfer sich vielleicht daran verblutet. Aber nach den geltenden Gesetzen ist Shylock im Recht, und er wird ganz ersichtlich um sein gutes Recht geprellt. Kein Jurist wird anders über den Fall urteilen können. Und doch, der Dichter urteilt ganz anders darüber, und die Millionen Leser und Zuschauer, die das Drama gehabt hat, haben sämtlich anders darüber geurteilt. Bei ihnen brach ein moralisches Empfinden durch, das den Buchstaben des Gesetzes gleichgültig beiseite schob, das sich selbst also für höher berechtigt hielt als das Gesetz. Die Grundsätze, auf denen Porzia das Urteil aufbaut, wonach schließlich Shylock der Schuldige wird, weil er seinem Schuldner nach dem Leben getrachtet habe, stellt sich dar als die erste Ankündigung einer neuen Auffassung der seelischen Grundlagen des Wirtschaftslebens. Wir haben diese neue Auffassung auf dem Theater alle mit Beifall aufgenommen; aber in die Gesetzgebung, die das Wirtschaftsleben regelt, haben wir sie noch nicht eingeführt. Da stehen wir durchaus noch auf seiten Shylocks.

Ja, wir sind schlimmer als Shylock. Bei diesem Mann

spielt noch ein menschliches Motiv mit, dem wir eine gewisse Berechtigung nicht versagen dürfen. Ihm ist dieser Gläubiger der schlimme Feind, den er haßt, weil er sich früher von ihm niedergedrückt fühlte. Er will also Schmerz, der ihm zugefügt worden ist, durch Schmerz vergelten. Ganz anders steht in 999 unter 1000 Fällen der Gläubiger in unserm Wirtschaftsleben seinem Schuldner gegenüber. Der Gläubiger hat regelmäßig eine große Anzahl solcher Außenstände, die er anfangs durch höfliche, dann durch grobe Mahnungen und schließlich durch Klage und Zwangsvollstreckung eintreibt. Das ist bei den meisten Geschäften unvermeidlich, bei denen, die ihre Waren durch Reisende vertreiben oder sonst durch Überredung aufnötigen lassen, aber alltäglich. Einem solchen Gläubiger bedeuten die 100 Mark, die ihm der einzelne schuldet, durchaus keinen Seelenschmerz, sondern nur einen Buchungsposten, der geschäftsmäßig erledigt werden muß. Dem Schuldner als Persönlichkeit steht der Gläubiger vollkommen gleichgültig gegenüber. Es fällt ihm nicht im Traume ein, an den Seelenschmerz, den er dem Schuldner macht, überhaupt nur zu denken.

Wenn nun die 100 Mark durch Zwangsvollstreckung eingetrieben werden, so haben sie sich zunächst um Gerichts- und Anwaltkosten vermehrt, und dann ist in Betracht zu ziehen, daß das aus dem Hausstand herausgerissene Stück versteigert werden muß, also in der ungeheueren Mehrzahl der Fälle weit unter dem Werte bezahlt wird. Es muß aber soviel herauskommen, daß Schuld und Kosten gedeckt sind. So ist die Wunde, die in den Hausstand gerissen wird, sehr viel größer, als der Betrag der Schuld. Für die 100 Mark müssen Gegenstände herausgerissen werden, die einen Anschaffungswert von mindestens 500—600 Mark, vielleicht noch einen höheren haben. Der Schuldner wird also schon nach dem reinen Geldwert außerordentlich viel mehr geschädigt, als der Gläubiger im besten Falle Nutzen davon hat. Aber der Gläubiger, der den Betrag seiner eigenen Forderung mit allen Zinsen und Zinseszinsen bis auf den Pfennig genau ausrechnet, ist vollkommen gleichgültig gegen den Mehrverlust, den er auf diese Weise dem Schuldner

zufügt. Und das alles sind Sachen, die vollständig kaltblütig geschäftsmäßig tagtäglich abgemacht werden. Und nun vergleichen wir auf der einen Seite Shylock, der einem einzelnen Feind ein vermeintlich erlittenes Unrecht in Form Rechtens grausam vergelten will, und einen Geschäftsmann, der hunderten, ja tausenden seiner nächsten Mitmenschen kaltblütig großen Seelenschmerz zufügt, weil das eben zu seinem täglichen Gelderwerb gehört. Wer von beiden steht sittlich höher?

Und dann — der Fall Shylock ist ein Einzelfall; er wird als eine Ungeheuerlichkeit dargestellt, die sich so leicht nicht wieder ereignen wird. Die Zwangsvollstreckung gehört aber in unserer Wirtschaftsführung zum täglichen Brot. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob es eine wirklich vollständige Statistik der Zwangsvollstreckungen gibt. Ich weiß nicht einmal, ob auch nur die Zahlen regelmäßig für das Deutsche Reich zusammengestellt werden. Eine vollständige Statistik müßte aber außerdem die Schuldsummen zusammenzählen, um derenwillen Zwangsvollstreckung ausgeführt wird, und sie müßte die wirklichen Werte der gepfändeten oder zum mindesten doch der nachher wirklich versteigerten Gegenstände feststellen. Nehmen wir einmal an, die Schuldforderung beträgt 100 Mark und sie wird gedeckt durch Versteigerung von Gegenständen, die einen Wert von 500 Mark darstellen. Das ist ein sehr günstiges Durchschnittsverhältnis, in sehr vielen Fällen wird der Wert der gepfändeten und versteigerten Gegenstände im Verhältnis außerordentlich viel größer sein. Aber selbst bei einer verhältnismäßig so günstigen Rechnung müßte man nach allen Grundsätzen, die bei statistischen Berechnungen von Volksvermögen, von Verlusten usw. üblich sind, hier einen reinen Wertverlust von 400 Mark feststellen. Anders ausgedrückt: ohne Zwangsvollstreckung entstünde für den Gläubiger ein Schaden von 100 Mark. Der wird wieder gutgemacht; aber es wird dadurch dem Schuldner ein viermal so großer Schaden zugefügt. Sowohl der Schaden des Gläubigers wie der Schaden des Schuldners ist nach der üblichen nationalökonomischen Betrachtungsweise zugleich auch ein Schaden der Gesamtheit.

Bei der üblichen Statistik der Volksvermögen würden beide Posten gleichermaßen als Minusposten in Betracht zu ziehen sein. Das bedeutet also, der Schaden, den die Gesamtheit aus der Zwangsvollstreckung erleidet, ist immer ein Vielfaches von dem Schaden, den die Zwangsvollstreckung wieder gutmachen sollte.

Hätte man die hier vorgeschlagene Statistik nach dem Frankfurter Friedensschluß 1871 begonnen und bis zum Beginne des Weltkrieges fortgeführt, so würde man also den Gesamtschaden, den die deutsche Volkswirtschaft aus dieser Art der Regulierung gehabt hat, zusammenzählen können. Man würde da zu einer Zahl kommen, der gegenüber selbst die märchenhaft hohen Kosten des Weltkrieges gering erscheinen würden. Das würde also bedeuten, daß der innere Krieg, den wir auf diese Weise tagtäglich gegeneinander führen und der unserer Meinung nach nur dazu dienen soll, unsere Volkswirtschaft in Ordnung zu halten, daß der sehr viel höhere Kosten verursacht als der gewaltigste Völkerkrieg, der ja doch in jeder Hinsicht über die kühnsten Phantasien aller einzelnen und aller Völker hinausgewachsen ist.

Also die Friedensbestrebungen, die nur die Kriege zwischen den Völkern vermeiden wollen und bei denen denn doch auch die Rücksicht auf die großen materiellen Verluste, die der Krieg herbeiführt, eine große Rolle spielen, die ziehen nur den geringeren Teil der Kriegsverluste in Betracht; wirklich durchgreifende Friedensbestrebungen müßten sich vor allen Dingen gegen den wirtschaftlichen Kleinkrieg richten, den wir tagtäglich gegeneinander führen und bei dem sich durch Summierung ganz erheblich höhere Kosten herausstellen.

Aber die inneren Beziehungen zwischen dem täglichen Wirtschaftskrieg und den großen Völkerkriegen beschränken sich nicht auf die Wertvernichtung. Sie sind vor allen Dingen rein seelischer Natur und umfassen die seelischen Beziehungen der Menschen zueinander. Wir alle sind jeden Augenblick bereit, jedem unserer Mitmenschen aus verhältnismäßig geringfügigen Gründen einen großen Seelenschmerz zuzufügen. Wir gehen mit der Zufügung dieses Seelen-

schmerzes genau so weit, wie die Gesetzgebung des Staates es gestattet. Wir müssen uns klarmachen, daß da unser eigener Wille nur durch die Gesetzgebung in Schranken gehalten wird, daß er ohne die Schranken seiner innersten Natur nach wesentlich weitergehen würde. Wenn die Gesetzgebung auf einmal feststellte, wer 100 Mark nicht zur rechten Zeit bezahlt, der soll zur Strafe so angeseher werden, als ob er das Dreifache schuldig sei, und dem Gläubiger soll das Recht gegeben werden, diesen dreifachen Betrag im Wege der Zwangsvollstreckung einzutreiben, so würde unser Schädigungswille ohne weiteres bis zu dieser neuen Schranke vorschreiten. Es ist bekannt, daß auch ohne diese Gesetzesbestimmung in mancherlei Geldgeschäften durch besonders geschickte Abmachungen ganz Ähnliches erstrebt und vielfach auch erreicht wird. Genug, der Wille, den Gegner, und das ist in diesem Fall jeder unserer Mitmenschen, mit denen wir Geschäfte abschließen, zu schädigen, ist an und für sich unbegrenzt. Genau so wie im Völkerleben der Wunsch jedes Volkes, das andere, mit dem es irgendwie in Zwiespalt gerät, zu schädigen, unbegrenzt ist. Selbstverständlich kommen daneben auch Friedensschlüsse und Bündnisse vor, wenn beide Völker oder beide Geschäftsmänner dabei besser wegzukommen glauben. Aber der Grundzug ist und bleibt Krieg aller gegen alle, sowohl im Völkerleben wie im Geschäftsleben.

Und daraus ergibt sich doch klar, daß ein Volk um so geneigter zur Kriegführung sein wird, je stärker in ihm alle die einzelnen sind, die ihrer ganzen Gesinnung nach jeden Augenblick zur Kriegführung bereit sind. Eine selbstverständliche Vorbedingung ist da, die Kriegführung muß Aussicht auf große Vorteile bieten. Aber in solchem Fall wird auch da die Staatsgewalt, d. h. die physische Kraft der Gesamtheit, der man angehört, aufgeboten, um die von den Geldgeschäften erhofften Vorteile zu sichern, ganz genau so wie es der Einzelgläubiger dem einzelnen Schuldner gegenüber im Wege der Zwangsvollstreckung tut. Und der Staat gehorcht in dem einen wie in dem anderen Falle, sofern nur die Leiter der größeren Geldgeschäfte den entscheidenden Einfluß in ihm haben, wie es in Republiken und in parla-

mentarischen Regierungen der Fall ist. Auch hier erscheint uns der Kriegswille als rein mammonistische Willensrichtung.

Nur ganz nebenbei möchte ich auf etwas hinweisen, das in dieser Arbeit nicht ausführlich behandelt werden kann, daß nämlich das ganze Verhältnis des Gläubigers zum Schuldner strengeren sittlichen Anforderungen gegenüber nicht Stich hält. Es bereitet sich auch da entschieden ein Umschwung unserer Gesinnung vor. Wir können jetzt schon in Zeitungsartikeln öfter das Wort Schuldknechtschaft lesen. Es umfaßt eine ungeheuere Summe von Seelenschmerz, von Erniedrigung und von Entsittlichung. Es würde eine sehr lohnende Aufgabe für einen ethischen Schriftsteller sein, alle diese Dinge einmal gründlich zu untersuchen und zu beleuchten. Erst dadurch würde vollständig klar werden, welches Herzeleid wir einander tagtäglich antun, ohne daß es uns die geringsten Gewissensbeschwerden verursacht. Ehe wir unsern Willen nicht ganz und gar aus dieser Richtung herausgebracht haben, eher wird es auch zwischen den Völkern niemals einen dauernden Frieden geben. Solange wir tagtäglich selbstverständlich darauf eingestellt sind, unseren Vorteil wahrzunehmen ohne Rücksicht auf alle Seelenschmerzen, die wir unseren Volksgenossen bereiten, solange werden wir erst recht nicht auf größere Vorteile verzichten, die wir von Niederwerfung und Unterjochung fremder Völker erhoffen. Wer aber hat gewohnheitsmäßig fremde Völker unterjocht, wir oder die Engländer? —

Also sollen wir vielleicht in uns gehen, unsere Wünsche nach solchem Vorteil abtun und freiwillig darauf verzichten, unsere Außenstände einzutreiben? Würde das nicht, selbst wenn es möglich wäre, dahin führen, daß überhaupt keinem Menschen mehr etwas geborgt würde und daß dadurch sehr viel größeres Elend in der Welt entstünde?

Nun, zunächst ist schon das Insichgehen in dieser Hinsicht eine ganz unmögliche Forderung. Solche Kraft mag unter Zehntausenden vielleicht einer haben; in Zeiten einer ganz gewaltigen Gemütsbewegung, besonders religiöser Art, mag sich derartige Gesinnung auch vorübergehend weiter ausbreiten, es bleibt eben immer nur vorübergehend, und im

übrigen passen wir Menschen uns regelmäßig den Willenseinrichtungen der Gesamtheit an, innerhalb deren wir leben.

Diese Willensrichtungen und Willenseinrichtungen sind zunächst einmal immer unbewußt, wenigstens insoweit sie Gesamterscheinungen sind. Sind sie einmal bewußt geworden, so nennt man sie Gesetze oder auch im engeren Sinne Einrichtungen. Unsere jetzigen wirtschaftlichen Gesetze und Einrichtungen sind nun, wie wir gesehen haben, ganz und gar darauf aufgebaut, daß jeder einen größeren Anteil an dem vom ganzen Volke gemeinsam Erarbeiteten anstrebt, als ihm die anderen zuerkennen wollen, daß jeder also darauf ausgeht, einen Vor-Teil zu erringen. Wäre das wirklich die Willensrichtung, die unser ganzes Seelenleben beherrschte, dann wäre dagegen überhaupt nichts anzufangen.

Wir haben aber gesehen, daß daneben eine andere Willensrichtung besteht, vermöge deren jeder einzelne sich als Teil des großen Ganzen fühlt und vermöge deren er nicht nur jeden Vor-Teil, ja sogar einen Teil seines berechtigten Anteils, ja mehr noch, sich selbst und sein ganzes irdisches Leben zu opfern bereit ist, wenn es für das Wohl der Gesamtheit notwendig erscheint. Der Weltkrieg hat uns gezeigt, daß diese Willensgrundrichtung bei uns ganz außerordentlich viel stärker ist, als wir jemals vorher angenommen haben. Es ist also möglich, Gesetze und Einrichtungen zu schaffen, die diese zweite Grundrichtung unseres Willens nicht so vollständig vernachlässigen, als die bisherige Gesetzgebung das getan hat.

Wir haben schon mit einiger Ausführlichkeit darüber gesprochen, daß ein Schritt auf diesem Wege schon in der sozialen Gesetzgebung der achtziger Jahre getan ist, und daß das sofort zu einer erheblichen Gesundung des ganzen Volkslebens geführt hat. Wäre es nun nicht möglich, auf diesem Wege soviel weiter zu gehen, daß der fürchterliche fortdauernde innere Krieg, von dem wir eben gesprochen haben, durch einen Friedensschluß oder durch eine Reihe von Friedensschlüssen beseitigt wird? Und würde nicht dann erst, wenn jedes der Völker zu einem derartigen inneren Frieden gelangt ist, die Möglichkeit zu einem wirklich

dauernden Völkerfrieden gegeben sein? Würden nicht dann wenigstens die Völkerkriege auf die Fälle beschränkt werden, wo wirklich unvereinbare Lebensinteressen zweier Völker eine gütliche Entscheidung unmöglich machen?

Aber wäre nicht dazu doch eine Umkrempelung jedes einzelnen von uns notwendig? Wir haben soviel von der Erziehung zur Heldenhaftigkeit gesprochen, die dieser Weltkrieg geleistet hat; aber gerade daß die Ergebnisse dieser Erziehung uns so außerordentlich erstaunt haben, das scheint doch dafür zu sprechen, daß im Frieden in unseren Willenseinrichtungen herzlich wenig vorhanden ist und betätigt wird, was dafür in Betracht kommt, d. h. also, daß unsere ganze Friedenstätigkeit, soweit sie wirtschaftlicher Art ist, doch wohl von der Willensrichtung bestimmt wird, die wir Mammonismus nennen.

Nun, wir haben schon, als wir in dieses Gebiet der Betrachtungen eintraten, auf die Doppelnatur unserer wirtschaftlichen Tätigkeit aufmerksam gemacht. Gewiß, wir alle sind Händler, aber die meisten von uns sind es im Nebenberuf, und der Fehler ist nur der gewesen, daß wir unseren Nebenberuf als den Hauptberuf angesehen haben. Und das ist ein Fehler, der sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr verstärkt hat. Und nur dieser Nebenberuf, nur unser Händlertum hat uns zur Kriegführung gegen alle unsere Volksgenossen veranlaßt. Wenn dieser Krieg durch dauernde Friedensschlüsse beseitigt würde, so würde dadurch eben nur unser Verhalten im Nebenberuf anders gestaltet werden, das im Hauptberuf würde ganz und gar nicht davon berührt werden.

Da muß wieder auf eines hingewiesen werden, das wir in den vorstehenden Ausführungen bei jeder Gelegenheit, die sich irgend dazu bot, schon gestreift haben. Auch innerhalb des Krieges aller gegen alle machen sich hier und da Bündnisse, Zusammenschlüsse wünschenswert, die zunächst auf gemeinsame Vorteile abzielen, also eigentlich von der mammonistischen Grundrichtung ausgehen, die aber dann in ihrer weiteren Ausgestaltung doch getragen werden von der anderen Willensgrundrichtung, die wir gelegentlich den Anpassungstrieb

nannten. Der großartigste dieser Zusammenschlüsse ist der der Arbeiterschaft. Und je großartiger solch ein Zusammenschluß ist, um so mehr nimmt er militaristischen Charakter an. Aber die Zusammenschlüsse finden sich auch überall sonst, ganz besonders unter Konkurrenten. Da kommt es denn zu Syndikaten, Kartellen und zu Trusts, die zunächst immer einen Zusammenschluß vieler Einzelnen zu gemeinsamer Kriegführung gegen andere darstellen, die innerhalb dieses Zusammenschlusses aber notgedrungen doch wiederum den Anpassungstrieb in recht weitem Maße walten lassen müssen. So bekämpfen sich jetzt Kartelle verschiedener Wirtschaftsgruppen, es kämpfen verschiedene Kartelle der Unternehmer gegen das große gemeinsame und noch mancherlei einzelne Kartelle der Arbeiter, und es wäre, wenn sich die Sache so weiter entwickelt, nicht ganz undenkbar, daß schließlich die ganze Volkswirtschaft nicht mehr aus sich wahllos bekämpfenden Einzelnen, sondern aus einer größeren Anzahl sich gegenseitig bekämpfender Kartelle bestünde. Kampfmittel ist dabei überall in erster Linie die Feststellung des Preises der Waren oder Leistungen, die jeder dieser Zusammenschlüsse gewährt.

Da hätten wir also schon eine beschränkte Anzahl von Kriegführenden. Wäre es nicht möglich, zwischen denen zum Frieden zu gelangen? Ich meine, die Leute, die sich den Kopf über einen Weltfrieden zerbrochen haben, über Einrichtungen, vermöge deren man die großen Völker veranlassen könnte, ihre gewaltigsten Lebensinteressen irgendwelchen Schiedsgerichten zu unterwerfen, die können sich doch gegen den Gedanken nicht wehren, daß es innerhalb eines einzelnen Volkes wohl möglich sein könnte, irgendwelche schiedsgerichtliche Einrichtungen zu schaffen, die einen dauernden inneren Volksfrieden ermöglichten.

Man hat da vor allen Dingen immer zu kämpfen mit dem Schreckgespenst des Sozialismus, das ja im Weltkriege nahezu Fleisch und Blut gewonnen zu haben scheint. Man denkt, die Beseitigung des freien Spiels der Kräfte — womit man den Krieg aller gegen alle beschönigend zu bezeichnen meint, ohne die Bosheit der deutschen Sprache zu bemerken, die da zugleich eine vernichtende Verurteilung dieser Bestrebungen

enthält — diese Beseitigung könne nur dazu führen, daß der Staat nunmehr bureaukratisch jeden einzelnen Wirtschaftsbetrieb regeln wolle. Das ist ganz und gar nicht die Meinung. Der Staat will nur dafür sorgen, daß sich die Wirtschaftsbetriebe nicht gegenseitig zerfleischen und vernichten. An diese gegenseitige Zerfleischung und Vernichtung sind wir seit Jahrtausenden gewöhnt, und wir finden ebensowenig etwas dabei, wie unsere Vorfahren etwas bei den Hexenprozessen, bei der Folter und bei der Sklaverei gefunden haben. Wenn wir uns über die Stumpfheit unserer Vorfahren gegenüber diesen älteren Erscheinungen wundern, so können wir dieses Wundern nun gleich ausdehnen auf unsere Stumpfheit gegenüber den noch fortbestehenden nicht minder schrecklichen Einrichtungen, und dann können wir uns vielleicht entschließen, auch die Kräfte frei walten zu lassen, die uns von derartigen Barbareien endgültig befreien.

Alles, worauf die Willensrichtung großer Volkskreise geht, kann durch Gesetzgebung eingeführt werden, also auch die Kartellierung der Berufsstände. Die soziale Gesetzgebung und anderes hat da schon vielerlei vorgearbeitet. Und wenn so jeder Berufsstand ein in sich geschlossenes, also auch selbstbewußtes Wesen geworden ist, in mancher Hinsicht einem Staate ähnlich, so können die Abgesandten dieser Berufszweige zu einem Volkswirtschaftsrat zusammentreten, dessen Einrichtung der des Bundesrats ähnlich zu denken wäre. Und die Aufgabe dieses Volkswirtschaftsrates wäre die Feststellung aller Preise mit Einschluß der Arbeiterlöhne. Man müßte bei der Einführung einer solchen Einrichtung von einem ganz bestimmten Preisstande ausgehen, vielleicht von dem, den alle Waren gerade in dem Augenblick haben, wo die Einrichtung ins Leben tritt. Doch sind auch andere Gestaltungen denkbar. Und dann dürften Preisveränderungen nicht etwa durch einfache Mehrheitsabstimmungen festgestellt werden; das käme immerhin auf eine ungeheuerliche Vergewaltigung der Minderheiten heraus, und das kann nicht die Absicht dieser Einrichtungen sein. Vielmehr ist die Preisfeststellung für die von irgendeinem Berufsstande zu liefernden Waren unzweifelhaft als ein bestimmtes Recht dieses

einzelnen Berufsstandes in seinem Verhältnis zur Gesamtheit aufzufassen. Etwas derartiges haben wir in der Reichsverfassung auch, da heißt es im zweiten Absatz des Artikels 78: „Diejenigen Vorschriften der Reichsverfassung, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältnis zur Gesamtheit festgestellt sind, können nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaates abgeändert werden." Das ist also ein verfassungsmäßiger Grundsatz, der im Deutschen Reich schon so lange besteht, wie das Deutsche Reich selbst. Und dieser Grundsatz könnte nun ganz sachgemäß auf das Verhältnis der einzelnen Berufsstände im Volkswirtschaftsrat angewendet werden. Herabsetzung der Preise ist nur unter Zustimmung des herstellenden Berufsstandes selber möglich, Herabsetzung der Löhne, Verschlechterung der Arbeitsbedingungen nur unter Zustimmung der Arbeiterschaft.

Damit wäre dauernder innerer Friede gesichert. Was dabei wegfiele, wäre alles das, was jetzt durch Preisschwankungen erreicht wird, damit freilich auch eine Summe von Möglichkeiten, außerordentlich schnell reich zu werden. Im übrigen würde aber eigentlich herzlich wenig verändert, und für die meisten in Betracht kommenden Betriebe wäre sogar das Ziel der Sehnsucht erreicht, es würde für den Betrieb so sein, als wenn er einen langjährigen Lieferungsvertrag zu genau feststehenden Preisen abgeschlossen hätte.

Hier wendet man ein: Wer garantiert aber dem Betriebe, daß ihm immer seine Waren auch wirklich abgenommen werden? Daß nicht die Konkurrenz irgendwie bevorzugt wird?

Nun, mir scheint, die Bevorzugung der Konkurrenz ist schon durch die allgemeine Kartellierung ausgeschlossen. Die umfaßt es auch jetzt schon, daß die Regelung der Lieferungen von dem Kartell besorgt wird und daß nicht die Mitglieder des Kartells einander gegenseitig in unzulässiger Weise Konkurrenz machen können. Ebenso bringt die Kartellierung es auch schon mit sich, daß nicht etwa neue konkurrierende Betriebe nach Belieben geschaffen werden können. Das alles ist also etwas, was nicht erst durch diese Vorschläge neu geschaffen werden soll, sondern was sich in unserem be-

stehenden Wirtschaftsleben ganz von selbst schon entwickelt hat und was wir nur herübernehmen.

Über die gegenseitige Belieferung mit Waren wird am besten auch unmittelbar im Volkswirtschaftsrat verhandelt werden können. Es braucht ja nicht so zu sein, daß jeder Berufszweig dort nur einen Vertreter hat, dem Stimmführenden können nach Bedarf Hilfskräfte zur Seite gestellt werden, soviel ihrer für alle derartigen Verhandlungen notwendig sind. So dürfte es dahin kommen, daß alle Lieferungsaufträge durch den Volkswirtschaftsrat gehen und dort dahin gelenkt werden, wo sie hingehören. Das setzt nun freilich einen Grad gegenseitiger Offenheit voraus, wie er bei dem jetzt üblichen Verschleierungs- und Verdunklungssystem geradezu befremdend erscheint; aber all diese Verschleierungen und Verdunkelungen haben doch im wesentlichen nur den Zweck, solche Extraprofite zu ermöglichen, wie man sie durch Preisschwankungen erzielen kann. Und da derartige Möglichkeiten unter diesen neuen Einrichtungen wegfallen, so fällt auch der Hauptgrund der Verheimlichung, der Verdunkelung und des gegenseitigen Anlügens weg. Jeder Berufszweig kann ganz offen sagen, wieviel er herstellen kann und in welcher Frist er es herstellen kann. Er schädigt sich durch diese Offenheit unter den neuen Einrichtungen in keiner Weise — allerdings immer unter der Voraussetzung, daß nicht etwa fremde Volkswirtschaften nach Belieben da hineinpfuschen dürfen, daß nicht etwa urplötzlich ein Händlerkartell große Vorräte im Ausland bestellen kann, weil sie dort billiger zu haben sind als im Inlande.

Denn das gehört vor allen Dingen zum inneren Frieden, daß sich die ganze deutsche Volkswirtschaft selbst als ein Gesamtwesen betrachtet, so daß das Leid eines einzelnen Teiles unmittelbar als Leid des Ganzen aufgefaßt wird. Das widerspricht den vor dem Weltkriege herrschenden Auffassungen, wie wir gesehen haben, am allermeisten. Da meinte man, wenn ein ganzer Erwerbszweig, etwa die deutsche Landwirtschaft, zugrunde ginge, so wäre das ein Malheur, das eben ein paar Millionen Einzelne beträfe, die sich dann zu den Mißerfolgen im Kampf ums Dasein rechnen könnten.

Ein Gesamtkörper aber betrachtet den Verlust eines Beines nicht als ein Sonderpech, das die das Bein zusammensetzenden Knochen, Muskeln, Nerven und Zellen betroffen hat, sondern als Verstümmelung des ganzen Körpers überhaupt und fühlt auch im ganzen Körper den Schmerz, der den Verlust des Beines begleitet.

Greifen wir irgendein Beispiel heraus, um daran etwas genauer zu zeigen, was wir meinen. Die Ersetzung der Handweberei durch Maschinenarbeit würde in einem derartig militaristisch eingerichteten Volkswesen auf die Dauer natürlich auch nicht zu vermeiden gewesen sein. Sie würde aber nicht in dieser barbarischen rücksichtslosen Weise geschehen können, wie es unter den mammonistischen Einrichtungen geschehen ist, daß soundso viel Leute einfach an den Bettelstab gebracht wurden. Denn die Weber hätten ja ein verfassungsmäßiges Recht auf die Preise gehabt, die sie vorher erzielt hatten. Es wären also Verhandlungen mit ihnen nötig gewesen, die dahin geführt hätten, sie in besonderer Weise, wahrscheinlich durch vorteilhafte Überführung in andere Berufe, zu entschädigen.

Also vollkommen wirksam wird dieser Friedensschluß dann sein, wenn es gelingt, die Einwirkungen des Auslandes wenigstens insoweit fernzuhalten, als sie diesen Frieden stören könnten. Dazu ist allerdings erforderlich, was jetzt übrigens von vielen Seiten schon vorgeschlagen wird, daß die Ein- und Ausfuhr nicht mehr rein mammonistisch, nicht mehr einzig und allein im Hinblick auf den Vorteil einzelner Geldbesitzer geregelt wird, sondern daß diese beiden wichtigen Dinge Aufgabe der Gesamtheit werden. Wir haben im Kriege gelernt, daß es möglich ist, im Inlande ganz außerordentlich viel mehr Rohstoffe zu gewinnen, als wir vorher gedacht haben. Wir wollen diese Lehre nicht vergessen, sondern uns fernerhin nach ihr richten. Und wir wollen Rohstoffe aus dem Auslande nur dann einführen, wenn es unbedingt erforderlich ist; und dann wollen wir bedacht sein, daß wir diese Rohstoffe mit unserer Ausfuhr bezahlen. Das muß die Aufgabe des Handels zwischen Volk und Volk sein, und wahrscheinlich werden in späterer Zeit darüber auf Jahr-

zehnte hinaus feste Staatsverträge abgeschlossen werden, die an die Stelle der jetzigen Handelsverträge treten.

Besonders wichtig scheint mir nun aber der Grundsatz, nach dem wir unsere Ausfuhr zu behandeln haben. Der darf in Zukunft nur der sein: Unsere Ausfuhr ist dazu da, unsere notwendige Einfuhr zu bezahlen. Sie ist einzig und allein dazu da, nicht um irgendwelchen einzelnen irgendwelche größeren oder kleineren Profite zu verschaffen.

Damit setzen wir uns nun in den allerentschiedensten Gegensatz zu den Meinungen, die bisher unser ganzes Wirtschaftsleben beherrscht haben. Das rastlose Produzieren, für das dann rastlose Händler rastlos Absatzgebiete suchen, das muß vollständig aufhören. Wir haben ja gesehen, wohin es geführt hat; diese Sinnesweise hat ganz unmittelbar den Weltkrieg herbeigeführt. Dabei hatten wir sie bei uns noch gar nicht so vollständig entwickelt. Das, was wir als Ausfuhr vor dem Weltkriege geleistet haben, geht nicht wesentlich über das hinaus, was auch unter den hier vorgeschlagenen neuen Einrichtungen in Zukunft möglich sein wird. Die Engländer haben uns auch weniger um dessen willen überfallen, was wir ihnen bisher schon an Märkten abgenommen hatten, als um der viel größeren Verluste willen, die sie in Zukunft von uns befürchteten.

Die Engländer als rein mammonistisches Volk betreiben die Volkswirtschaft ganz und gar im Sinne der Ausbeutung aller Völker durch den Handel. Sie sahen in uns einen neuen furchtbaren Konkurrenten hochkommen und fühlten sich verpflichtet uns totzuschlagen, ehe die Konkurrenz ihnen wirklich gefährlich werden könnte. Gesetzt den Fall, wir erstreiten im Weltfrieden die Möglichkeit, unseren ungezügelten Ausfuhrhandel weiter zu treiben, und es gelingt uns, die Engländer allmählich von ihren Märkten zu verdrängen, dann werden wir eben in allem die Erben der Engländer sein. Und genau so wie der englische Welthandel zum englischen Weltimperialismus geführt hat, zur militärischen Unterjochung der Gebiete, die sich auf andere Weise nicht gutwillig ausbeuten lassen, geradeso werden wir dann zum Weltimperialismus kommen und alle möglichen ganz fremden Völker genau

so zu unterjochen versuchen, wie es die Engländer mit den Iren, mit den Indern, mit den Buren, mit den Ägyptern getan haben. Und wir werden vielleicht, wie die Engländer, Glück damit haben, bis irgendein anderes Volk uns wieder durch größere Bedürfnislosigkeit auf dem Weltmarkte unterbietet — im Chinesentum liegen z. B. unbegrenzte Möglichkeiten dazu — und dann werden wir einen Weltkrieg anzetteln, um dieses Volk zu vernichten, ebenso wie England diesen Weltkrieg angezettelt hat, um uns zu vernichten. Ist das eine wünschenswerte Aussicht?

Nein! Aber das ist auch gänzlich undenkbar. Dazu sind wir viel zu vernünftig, zu friedfertig, zu edel.

Du lieber Himmel, an Versicherungen der Vernunft, der Friedfertigkeit, des Edelmutes hat es doch weiß Gott bei den Engländern auch nicht gefehlt! Da können unsere Friedensfreunde und Handelsliebhaber lange ihren Geist anstrengen, ehe sie so viele Lobsprüche auf uns zusammenhäufen, wie die Engländer immer auf sich zusammengehäuft haben. Also gerade der Gedanke an unsere Vernunft und an unsern Edelmut ist das sicherste Zeichen, daß diese Eigenschaften uns nicht hindern werden, es genau ebenso zu machen, wie es die Engländer gemacht haben.

Der Handel, auch der Welthandel hat ganz gewiß eine großartige Bedeutung in der Weltgeschichte gehabt. Er hat wirklich die Völker einander näher gebracht und damit das Seinige dazu beigetragen, die Einigung der Menschheit vorzubereiten. Und sein Ruhm wird in alle Zeiten bestehen bleiben, insoweit er diesen Zwecken und den Völkern gedient hat. Zur Gefahr, und da allerdings zur ungeheuerlichen Gefahr, ist er erst dadurch geworden, daß er zu herrschen begann. Das ist nicht seines Amtes. Kein einzelner, kein Berufsstand eignet sich zum Herrscher über ein Volksganzes, wenn die Grundrichtung seines Willens dahin geht, für sich Vorteile herauszuschlagen.

Diese Vorteilsucht ist eine Bestrebung, die jeder Selbstbeschränkung unfähig ist. Wir haben das ja im Weltkriege erst wieder an der märchenhaften Steigerung aller Einzelpreise gesehen, die sich auf allen Gebieten zeigte, wo das

freie Spiel der Kräfte weiter waltete. Und wir haben es vor allen Dingen darin gesehen, daß sie den ganzen Weltkrieg mit all dem ungeheueren Elend in der frivolsten Weise angezettelt hat. Frivol sage ich in Erinnerung an das Wort Greys, England wird von dem Weltkriege nicht viel mehr zu leiden haben, wenn es daran teilnimmt, als wenn es neutral bleibt.

Aber noch ein sehr ernster Einwand drängt sich meinen Lesern auf. Wir sind doch von Jugend auf belehrt worden, daß alle Entwicklung unserer Volkswirtschaft, aller Reichtum auf der Ausfuhr beruht. Wenn wir also diese Ausfuhr freiwillig aufgeben, so heißt das doch auf Entwicklung, auf Reichtum vollkommen verzichten. Und Reichtum bedeutet doch nicht nur Anhäufung von Geld, sondern es bedeutet doch auch Volkswohlsein. Nur ein reiches Volk kann wirklich allen seinen Gliedern ein menschenwürdiges Dasein sichern, also müssen wir nach Reichtum des Volkes, wenn auch vielleicht nicht in demselben Maße nach Reichtum der einzelnen, streben, und dazu bedürfen wir eben der Ausfuhr. Wer sie beschränken will, ist ein Volksfeind.

Nun, auf einige Folgerungen aus diesen Einwendungen sind wir hier gelegentlich schon eingegangen. Ich erinnere nochmal daran. Haben die großen reichtumanhäufenden Händlervölker wirklich die wirtschaftlich gesundeste Bevölkerung? Das Gegenteil ist der Fall, neben dem großen Reichtum geht überall großes Elend einher. Das scheint denn auch Naturgesetz zu sein, wenn man denn einmal unsere Volkswirtschaft von Naturgesetzen regeln lassen will.

*

Wir wollen aber die Frage nach dem Reichtum hier vorläufig beiseite lassen und aus dem militaristischen Denken heraus fragen, welche Anforderungen wir zunächst einmal an die Volksgesundheit stellen. Wenn wir die Volksgesundheit vollkommen in jeder Weise gesichert haben, dann, meine ich, haben wir für das Volk mehr getan, als wenn wir ein

paar tausend Leuten die Möglichkeit geben, Millionäre zu werden und aus diesen wieder einem oder ein paar Dutzend die Möglichkeit, Milliardäre zu werden. Millionäre sind allerdings noch durchaus angenehme Volksmitglieder, aber Milliardäre wird man vielleicht später als Krebsschaden am Volkskörper bezeichnen.

Nun, das wichtigste Erfordernis für die Gesundheit des ganzen Volkes ist zunächst einmal, daß jeder satt zu essen hat. Das ist im Deutschen Reiche mit Hilfe der sozialen Gesetzgebung nahezu erreicht worden. Es ist aber unzweifelhaft, daß eine noch etwas bessere Ernährung wünschenswert wäre, als sie bisher erreicht werden konnte. Ebenso müßte jeder ausreichend gekleidet sein und menschenwürdig wohnen. Daran fehlt doch bisher noch allerlei. Jedes Kind müßte seelisch und körperlich frei wachsen können. Es darf vor allen Dingen nicht so frühzeitig in die Arbeit eingespannt werden, daß seine Entwicklung dadurch benachteiligt wird. Auch davon ist schon sehr vieles erreicht, immerhin bleibt noch mancherlei zu tun. Dann muß jede Familie und jeder einzelne in der Familie an den allgemeinen Kulturgütern des Volkes Anteil haben. Dazu gehört vor allem auch, daß er in ausreichender Menge solche Geräte im Gebrauch hat, wie sie der Kulturhöhe des Volkes entsprechen.

Das ist eine Forderung, die wir vom Volksganzen aus stellen, das bitte ich ganz besonders zu bemerken. Es handelt sich nicht etwa um Wohltaten, die wir einzelnen zufließen lassen wollen. Jede einzelne Zelle des Volkskörpers muß gut ernährt sein, in gutem Lebenszustand sein, nur dann hat der Körper seine Vollkraft. Genau so ist es mit dem Volksganzen auch. Und der Volksgeist verlangt ebenso, daß seine Einzelteilchen in keiner Weise der Verkümmerung ausgesetzt sind. Eine wirkliche Volksgesundheit wird also erst dann hergestellt sein, wenn kein Haushalt mehr auf den notwendigen Bedarf beschränkt ist, sondern wenn überall eine gewisse Wohlhabenheit herrscht. Wohlhabenheit aller ist für das Volksganze unendlich viel mehr wert als Reichtum einzelner.

Ich bitte zu beachten: das sind militaristische Anforderungen, die wir an die Volkswirtschaft stellen. Ob

und wie wir ihnen genügen können, muß später erörtert werden. Als militaristisch sind sie ohne weiteres dadurch erkennbar, daß sie für unser Heer gerade jetzt im Weltkriege allgemein anerkannt und im wesentlichen auch durchgeführt sind. Selbstverständlich soweit es die Kriegsverhältnisse gestatten. Und wo sich Entbehrungen nötig machen, da werden sie nicht etwa nur von den Ärmsten getragen, sondern von allen gleichmäßig. Das ist militaristisches Grundgesetz. Daran wird auch dadurch nichts geändert, daß hier und da Abweichungen vorgekommen sein sollen. Und doch wird keiner auf die Meinung verfallen, der Militarismus täte das, um die einzelnen Soldaten zu verhätscheln und zu verweichlichen. Das sind vielmehr wohl die einzigen Vorwürfe, die dem Militarismus noch niemals von seinen Gegnern gemacht worden sind. Dagegen begegnen einem sofort diese Vorwürfe, sobald man diese militaristischen Vorschläge für das ganze Volk macht. Da wissen die weisen Leute sofort, daß durch ausreichende, sorgenfreie Ernährung mit Notwendigkeit allgemeine Verweichlichung erzeugt würde, daß die Menschen, denen es so gut ginge, unter keinen Umständen mehr hinreichend arbeiten würden.

Nun, beim Heer ist jedenfalls das Gegenteil der Fall, die Leute leisten Dinge, die wir vor dem Kriege allgemein für unmöglich gehalten haben würden.

Ja, die leisten sie unter militärischem Zwang!

Nun, glaubt man wirklich, die wenigen Zehntausende von Offizieren könnten die vielen Millionen Soldaten zu diesen ungeheueren Leistungen zwingen, wenn diese Leistungen nicht dem innersten Willen dieser Soldaten entsprächen? Das ist ein ganz unsinniger Gedanke. Und niemals ist er so vollständig widerlegt worden wie gerade in diesem Weltkriege. Gewiß, die Führer fordern von den Soldaten das Höchste; aber sie fordern nichts, was der Soldat nicht bereit ist zu leisten. Er geht ja von vornherein in den Krieg hinein mit dem festen Entschluß, wenn es sein muß, sein ganzes Leben zum Opfer zu bringen. Solange er dies Opfer nicht selbst darbringt, erscheinen ihm die anderen Opfer, die wirklich von ihm verlangt werden, verhältnismäßig geringfügig und

jedenfalls nicht so, daß sie irgendwie ihm die Freude an seinen Taten trüben könnten.

Die Freude an der Tat, die Freude am Gelingen ist die einzige sichere Belohnung, die der Soldat davonträgt. Selbst die Anerkennung seiner Vorgesetzten, mag sie sich nun in Worten oder in Ehrenzeichen kundgeben, ist verhältnismäßig zufällig; die berufensten Stellen haben selber gesagt, daß derartiges nicht jedem zuteil werden könne, der es verdient hätte. Aber die Freude an der Tat, die Freude am Gelingen wird jedem zuteil. Und um wieviel sie mehr wirkt, als das, was nach unseren nationalökonomischen Lehrmeinungen einzig und allein als Antrieb zur Tätigkeit in Betracht kommt, als der Trieb, Geld zu verdienen, das zeigt sich im Unterschiede dessen, was unsere Soldaten an der Front geleistet haben, von dem, was im Frieden an Arbeit geleistet wird.

Ja aber, die Friedensarbeit schafft Werte, die Arbeit des Kriegers schafft keine Werte!

Mit Verlaub! Die Kriegerarbeit von 1870 hat die Grundlage geschaffen für die ganze Reichtumsentwicklung Deutschlands in den vergangenen Jahrzehnten. Sollte diese Grundlage wirklich wertlos gewesen sein? — Aber es kommt uns an dieser Stelle des Gedankenganges weniger auf die geschaffenen Werte an als auf die Arbeitsleistung, auf den Grad der Anstrengung, die dabei betätigt wird. Denn darauf zielt ja der Verweichlichungseinwand; der Grad der Anstrengung würde geringer werden, würde verschwindend gering werden, wenn man den Menschen die Geldsorgen abnähme.

Nun, in den Riesenschlachten da draußen wird das Handeln keines einzigen der dabei Mittätigen irgendwie von Geldsorgen bewegt, und trotzdem wird so Ungeheuerliches geleistet, wie es im Frieden geradezu undenkbar scheint. — Trotzdem? — Vielleicht meint der eine oder der andere, man sollte sagen: gerade darum!

Das ist freilich richtig: Diese gewaltigen Leistungen werden von den Einzelnen nicht nur erwartet, sondern auch verlangt. Nicht in jedem einzelnen Fall. Viele der rühmlichsten Heldentaten werden auch vollkommen unverlangt geleistet. Aber im großen Ganzen gehört die Forderung, das

Verlangen dazu, dem Tätigkeitstrieb des einzelnen im Heere die Richtung zu geben. Dasselbe werden wir, wenn wir die Volkswirtschaft militaristisch behandeln wollen, auch auf die Volkswirtschaft anwenden müssen. Wir werden von jedem einzelnen Leistungen verlangen, ja, wir werden von ihm verlangen, daß er das Beste leistet, was er seinen besonderen Kräften nach leisten kann.

Das bedeutet aber für die Volkswirtschaft: Wir werden dafür zu sorgen haben, daß jeder die Arbeit findet, für die er sich am meisten eignet. Und dann werden wir es volkswirtschaftlich so einzurichten haben, daß aus jedem einzelnen die größtmögliche Menge von Tätigkeit herausgewirtschaftet wird. Und das wird auf das sorgfältigste wirtschaftlich und ärztlich zu untersuchen sein. Es handelt sich dabei z. B. um die Frage: Wird ein Mann, der in einem bestimmten Beruf 40 Jahre lang tätig ist, in dieser Zeit mehr leisten bei zehnstündiger oder bei achtstündiger täglicher Arbeitszeit? Sollte sich dabei wirklich herausstellen, daß bei zehnstündiger Arbeitszeit ein Mehrbetrag für die Volkswirtschaft herauskäme, was mir nach den bisherigen Erfahrungen sehr unwahrscheinlich vorkommt, so würde weiter in Betracht zu ziehen sein, was der Mann noch außerdem als Familienvater in Erziehung seiner Kinder und als tätiger Teilnehmer am Kulturleben seines Volkes leistet und ob das nicht durch die tägliche zweistündige Mehrarbeit ganz erheblich mehr beeinträchtigt wird, als der kleine Gewinn an Arbeitstätigkeit beträgt.

Also derartige ärztliche und wirtschaftliche Untersuchungen werden von der Wissenschaft angestellt werden, und die wissenschaftlichen Ergebnisse werden bei den Beratungen im Volkswirtschaftsrat in Betracht gezogen werden, genau so wie sorgfältige ärztliche und militärische wissenschaftliche Untersuchungen allen unseren militärischen Maßnahmen zugrunde liegen.

Aber wenn nun einer allen schönen Redensarten zum Trotz doch nicht arbeiten will! Was dann?

Je nun, leider Gottes finden sich auch in dem tapfersten Heere einige Feiglinge. Sie werden im Heere furchtbar streng bestraft, wenn sie ihre Eigenschaft zur Unzeit zeigen.

Selbstverständlich müssen sich für den Arbeitsfeigling auch Nachteile aus seinem Verhalten ergeben. Die Fürsorge für den einzelnen wird nur durch die gemeinsame Tätigkeit aller ermöglicht. Wer sich von dieser allgemeinen Tätigkeit teilweise oder ganz absondert, dem wird auch diese Fürsorge naturgemäß teilweise oder ganz entzogen werden müssen.

Im übrigen wird die militaristische Volkswirtschaft auf das sorgfältigste bedacht sein, alles, was jetzt an großen wirtschaftlichen Einrichtungen vorhanden ist, nicht nur aufs beste zu pflegen, sondern weiter auszubauen und durch neue Einrichtungen zu ergänzen. Wie Gewaltiges der Militarismus darin leisten kann, das wissen wir durch unzählige Schilderungen über alles das, was hinter der Front entstanden ist, wo doch eine ungeheuere Summe von solchen Einrichtungen geschaffen worden ist, die man früher nur in einer wohlgegliederten Volkswirtschaft zu finden gewohnt war. Also das könnte der Militarismus sogar mit rein militaristischen Mitteln leisten; aber vielleicht finden sich andere Formen dafür, die für den Friedenszustand mehr geeignet sind.

*

Ja nun — bisher aber schwebt all dieses utopistische Gerede vollständig in der Luft; denn es ist gar nicht abzusehen, wie wir allen Arbeitern im ganzen Deutschen Reiche diesen Grad der Behaglichkeit gewähren sollten, der hier als Grundlage der neuen Einrichtungen vorausgesetzt wird. So etwas gibt es nicht, so etwas kann es niemals geben. Es ist ja immer viel zu wenig dagewesen, selbst wenn man das Einkommen der reichen Leute vollkommen gleichmäßig an alle armen Leute verteilen wollte! Es ist ja schon wer weiß wie oft ausgerechnet und nachgewiesen worden, daß jeder einzelne Arme dadurch nur eine ganz verschwindende Erhöhung seines Einkommens zu erwarten hätte. Und wenn vollends alle Quellen des Reichtums verstopft werden sollten dadurch, daß man auf die beständige Steigerung der Ausfuhr verzichtet, so ist im Gegenteil zu befürchten, daß die Einnahmen allgemein zurückgehen und daß die Leute noch

schlechter gestellt sein werden als früher. Denn beim vollkommenen Stocken der Ausfuhrindustrie geht doch auch die Arbeitsgelegenheit zurück; es wird Arbeitslosigkeit in einem Umfange eintreten, wie wir sie bisher nicht geahnt haben; und wenn wir dann noch Hunderttausende von Arbeitslosen ohne Gegenleistung mit durchfüttern müssen, so verringern sich doch die Aussichten immer mehr, daß jeder auch nur etwas bekommt. Wenn kein Geld ins Land kommt, dann können wir auch keins unter uns verteilen. Das sieht jedes Kind ein, und nur hirnverbrannte Utopisten begreifen so etwas nicht. —

In der Tat, wir begreifen so etwas nicht. Und unser Hirn ist leider durch den Weltkrieg noch mehr verbrannt worden. Wir haben während des ganzen Weltkrieges erlebt, daß überhaupt kein Geld ins Land kam, ja wir waren seelenfroh, daß unsere $2\frac{1}{2}$ Milliarden beruhigt in der Reichsbank lagen und nicht weniger wurden. Und obwohl gar kein Geld ins Land kam, haben wir so viel Geld unter uns verteilt, daß die Leute, die davon etwas abbekamen — und es waren schließlich nahezu alle im ganzen deutschen Volke —, davon sogar alljährlich nahezu 25 Milliarden dem Staate borgen konnten, aus dem, was sie bei dieser allgemeinen Geldverteilung *erübrigt* hatten! Ist das nicht die reine Hexerei? Ist das nicht schlimmer als alles, was hirnverbrannte Utopisten sich jemals ausgedacht haben? Es kommt nichts, gar nichts herein, und aus diesem Nichts *machen* wir nicht nur, sondern *erübrigen* wir sogar jährlich etwa 25 Milliarden?

Da sieht man, wie das Geld alle Begriffe verwirrt.

Wir wollen also zunächst einmal die Geldfrage ganz beiseite lassen und uns nur die Arbeitsleistungen und ihre Ergebnisse ansehen. Also die ärmeren Klassen unserer Bevölkerung haben nicht genug von den Kulturgütern, die wir ihnen zuweisen wollen. Mit den Nahrungsmitteln geht es verhältnismäßig noch am besten, wenngleich auch da etwas mehr wünschenswert wäre. Aber schon mit den Häusern sieht es schlimmer aus; mit den Möbeln, mit dem Geschirr, mit allerlei Gerät und Werkzeug, was im Hause gebraucht wird, Kleidung, Wäsche usw., da ist es auch sehr oft schlecht

bestellt. — Ja, und was nicht da ist, das muß man doch eben kaufen, und dazu ist doch Geld notwendig!

Bitte, wo muß man es kaufen? Na selbstverständlich im Laden. Bitte, entstehen die Sachen im Laden? Nein, selbstverständlich nicht, sie entstehen in Werkstätten, in Fabriken; und für Bauten wird das Holz im Walde gefällt und die Ziegel werden aus der Erde geholt.

Ganz recht. Und wer macht das?

Ja nun, Arbeiter machen das.

Ja nun, Arbeiter sind ja aber gerade das einzige, was wir in übergroßer Menge zur Verfügung haben! Noch eben wurden uns freundlich die brotlos gewordenen Arbeiter der Ausfuhrindustrien zur Verfügung gestellt. Wenn die bisher Geräte und Webwaren für die Ausfuhr geliefert haben, so können sie statt dessen doch jetzt Geräte und Webwaren für die Volksgenossen herstellen, die derartige Dinge nötig haben. Und so ist es doch überall. Die Bedürftigkeit der Volksgenossen und die Arbeitslosigkeit der Volksgenossen heben einander gegenseitig auf. Sobald Bedürfnisse da sind, ist auch Arbeitsgelegenheit da. Und solange wie es irgendwie noch Volksgenossen gibt, die noch etwas mehr an Sachgütern gebrauchen könnten, als sie haben, solange ist auch Arbeitsgelegenheit für Volksgenossen da.

Ja, das Unglück ist nur dies, daß die Leute, die die Sachgüter brauchen könnten, sie nicht bezahlen können, und daß die anderen, die sie herstellen sollen, doch Geld für ihre Arbeit haben müssen.

Je nun, wenn das so ist, dann ist es eben eine schlechte Einrichtung, und dann wird es unsere Aufgabe sein, diese schlechte Einrichtung zu verbessern. Und — wir haben sie schon verbessert durch die allgemeinen Grundsätze, die wir der militaristischen Volkswirtschaft gaben. Jeder hat zu leisten, was er zu leisten fähig ist. Damit gewinnen wir alle die Sachgüter, die wir nötig haben. Und jeder hat alles zu bekommen, was er als Kulturmensch gebraucht. Da haben wir für unsere gesamte Herstellung das allerbeste Absatzgebiet.

Es ist ja dies Absatzgebiet neuerdings schon mehrfach entdeckt worden, und man hat es mit dem Namen des inneren

Marktes belegt. Allzuviel durfte man bisher nicht davon reden, sonst würde man sich den Bannstrahl der Ausfuhrschwärmer zugezogen haben. Denn der innere Markt kam selbstverständlich im Vergleiche mit dem Weltmarkt ganz und gar nicht in Betracht. Die militaristische Volkswirtschaft wird das umgekehrt ansehen, die wird durchaus den inneren Markt als Hauptsache betrachten und den Weltmarkt ganz und gar nur als Aushilfe benutzen.

Aber wie wird es dabei nun mit dem Gelde?

Ja, das ist eine merkwürdige Sache. Vielleicht nehmen wir es daher, wo unsere Volksgenossen das Geld hergenommen haben, aus dem sie jährlich 25 Milliarden erübrigen konnten. Das scheint doch eine sehr gute und sehr ergiebige Quelle zu sein. Und wenn das Reich gleich selber an dieser Quelle geschöpft hätte, wozu es denn doch schließlich ebenso gutes Recht hatte, wie die vielen Einzelnen, die da schöpften, dann hätte das Reich schon während des Weltkrieges alljährlich die 25 Milliarden gehabt und hätte sie sich nicht erst bei den Einzelnen zu borgen brauchen. Dann gäbe es überhaupt keine Reichskriegsschuld.

Und woher ist denn nun dieses Geld gekommen? Ja, lediglich daher, daß jeder die Waren, die er in seinem Besitz hatte, seinen Volksgenossen und besonders dem Reiche sehr viel teurer anrechnete, als das im Frieden üblich gewesen war. Freilich mußte jeder auch selber etwas kaufen, und da wurde er nun von den verkaufenden Volksgenossen geradeso behandelt, wie er sie behandelte. Aber immerhin, schließlich blieb jedem doch etwas übrig; und aus der Gesamtsumme dessen, was die Einzelnen erübrigt hatten, ergab sich eben der große Betrag, der dem Reiche geborgt werden konnte. Etwa alle halbe Jahre wurde solche Anleihe aufgenommen, und damit bezahlte dann das Reich das, was es in diesem halben Jahre bei den Einzelnen entnommen hatte. In Wirklichkeit hatten also die Einzelnen ihre Sachgüter und ihre Tätigkeiten dem Reiche leihweise gegeben und dafür als Gegenwert die sichere Aussicht auf hohen Zinsgenuß erhalten.

Wer ist nun aber das Reich? Das Reich sind wir selber! Wir selber haben also auch diese Zinsen zu bezahlen!

Genug, wir haben die gegenseitige Verrechnung der Lieferungen und Leistungen in der Weise vorgenommen, daß wir vielen unserer Volksgenossen auf lange Zeit hinaus einen großen Vorzugsanspruch auf alles gewährt haben, was wir gemeinsam erarbeiten. Dieser Vorzugsanspruch verteilt sich über das ganze Volk, aber doch in recht ungleichem Maßstabe. Wäre es nicht besser gewesen, wir hätten von vornherein gesagt: Während des Krieges muß jeder einen Teil von dem, was er leistet, unmittelbar für das Reich leisten? Also wenn das, was jeder einzelne für sich selber auf seine Preise aufschlug, nicht ihm, sondern unmittelbar dem Reich zugute gekommen wäre? Dann wäre er nicht geschädigt worden und das Reich hätte keine Schulden zu machen brauchen.

Diese Dinge habe ich in einem besonderen Buche „Kriegsrechenwirtschaft" *) ausführlich dargelegt, und zwar zu einer Zeit, wo die Vorschläge ganz gut noch für den Krieg hätten benutzt werden können. Ich möchte hier nur noch einmal kurz darauf hinweisen, daß wir während des Krieges tatsächlich unsere ganze Wirtschaft ohne Geld geführt haben. Die 2½ Milliarden Gold in der Reichsbank haben tatsächlich nur zur seelischen Beruhigung gedient; unmittelbar eingegriffen haben sie in unsere innere Volkswirtschaft niemals. Die Noten, die die Reichsbank hat drucken lassen, gaben während der Kriegszeit keinerlei Anspruch auf eine Goldzahlung, sondern nur Ansprüche auf Waren- und Arbeitsleistungen. Und Deckung für die Banknoten war wie gesagt nur in der Einbildung das Gold, in Wirklichkeit war es die Leistungsfähigkeit der ganzen deutschen Volkswirtschaft.

D. h. also der einzelne, der selbst leistete, vertraute auf die Leistungsfähigkeit des Ganzen, eine im Grunde doch wohl selbstverständliche Sache. Jeder verlangte für die Leistung, die er der Gesamtheit beisteuerte, einen Anspruch auf Gegenleistungen, die aber auch nur in Sachgütern oder Arbeitsleistungen bestehen konnten. Der Banknote genannte Zettel begrenzte ungefähr die Höhe dieses Anspruches. Die Bank-

*) Berlin 1916. Verlag von Martin Warneck.

noten waren also nur äußerliche Hilfsmittel bei gegenseitiger Verrechnung der Leistungen. Und da waren sie nicht ganz sichere Hilfsmittel zum mindesten auf all den Gebieten, wo noch das freie Spiel der Kräfte zügellos waltete. So bedeutete ein Zwanzigmarkschein in den ersten Kriegstagen noch einen Anspruch auf etwa 25 Pfund Gänsefleisch, gegen Ende des dritten Kriegsjahres aber nur einen Anspruch auf knapp 2 Pfund. Das kam daher, daß man im freien Spiel der Kräfte dem Verkäufer die Souveränität der Preisbestimmung läßt. Im Frieden und in der nationalökonomischen Theorie ist die Souveränität beschränkt erstens durch die Konkurrenten — die Theorie nennt das „durch das Angebot" — und zweitens durch das Nachlassen der Nachfrage. Das zweite kam im Kriege gar nicht in Betracht, und das erste zeigt sich im Leben keineswegs so beharrlich wie in den theoretischen Lehrmeinungen. Beim Gänsefleisch hat die Konkurrenz nur dazu geführt, daß jemand, der da hörte, der Nachbar hat 7 Mark fürs Pfund Gänsefleisch bekommen, sofort den Versuch machte, ob er nicht 8 Mark bekäme.

Also diese Souveränität der Preisbestimmung stört die ordnungsmäßige vernünftige Abrechnung, und wir werden vom militaristischen Standpunkt aus verlangen, daß derartige Störungen vermieden werden. Sie sind ohne weiteres vermieden durch unseren Vorschlag, daß die Preise im Volkswirtschaftsrat durch Verhandlungen der Berufsstände untereinander festgesetzt werden. Es muß also festgesetzt werden, wieviel der Hersteller erhält, wieviel der Großhändler und wieviel der Kleinhändler erhält. Das letzte wäre der Preis, den der Verbraucher zu erlegen hat.

Nun hat, wenigstens in verschiedenen Geschäftszweigen, nach der Behauptung der Beteiligten an der Steigerung der Preise hauptsächlich der Großhandel gewirkt. Ich denke mir das nicht so, daß die Großhändler ganz besonders gewinnsüchtige Menschen wären — denn darin geben wir anderen alle ihnen ganz und gar nichts nach —, sondern daß sie vermöge ihrer Stellung in der Volkswirtschaft die beste Gelegenheit haben, gewaltige Unterschiede zwischen Kaufs- und Verkaufspreisen herzustellen. Denn ein großzügiger Groß-

händler ist am besten imstande, rings um sich Zufriedenheit zu verbreiten, indem er erstens dem Hersteller viel höhere Preise bietet, als der bisher jemals bekommen hat — auf diese Weise ist ja jetzt der größte Teil der Landwirtschaft von zum Teil grimmiger Feindschaft gegen den Handel bekehrt worden zur begeisterten Anhängerschaft — und nach der anderen Seite hin kann der Kleinhandel auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß er gefahrlos den Preis beträchtlich über den Satz hinaus erhöhen kann, zu dem man ihm die Ware liefert.

Die große Öffentlichkeit hat sich das ganz ruhig gefallen lassen; sie hat sich gesagt, es ist Krieg, es sind außergewöhnliche Verhältnisse, also wundern wir uns nicht, wenn wir für die Waren mehr bezahlen müssen, d. h. also, wenn wir den rechnungsmäßigen Anspruch, den wir an die Leistungen der Volkswirtschaft haben, durch souveränes Belieben der Händler erheblich gekürzt, ja unter Umständen bis auf ein Zehntel und weniger herabgesetzt sehen. Und mit dieser Gefügigkeit und Nachgiebigkeit haben wir die Kriegsmillionäre geschaffen.

Wie wäre es nun aber gewesen, wenn wir für die Kriegszeit den Großhandel verstaatlicht hätten, d. h. ihn nicht etwa Regierungsräten und anderen Beamten überlassen hätten, sondern einfach die Großhandelsbetriebe mit allen ihren Angestellten von Reichs wegen übernommen hätten, und zwar so, daß wir allen darin Beschäftigten vom Chef bis zum Lehrling hinunter eine Erhöhung des Einkommens von vornherein zugebilligt hätten? Der Chef hätte außerdem prozentual am Umsatz beteiligt bleiben können. Dann wäre der Aufschlag, den der Großhandel nahm, nicht mehr zur Züchtung von Kriegsmillionären verwendet worden, sondern unmittelbar dem Volksganzen zugute gekommen, zunächst einmal also zur Deckung der Kriegskosten verwendet worden. Die Höhe des Aufschlages wäre nicht in das souveräne Belieben der Großhändler gestellt worden, sondern in sorgfältiger Erwägung der vom Volkswirtschaftsrat ausgearbeiteten Vorschläge von Bundesrat und Reichstag im Reichshaushaltsvoranschlag festgesetzt worden.

Wer es nun beklagen sollte, daß soviel freie, selbständige Tätigkeit, wie sie sich im Großhandel zeigt, auf diese Weise zerstört werden sollte, der muß darauf hingewiesen werden, daß bei der allgemeinen Kartellierung für den Großhandel überhaupt nicht mehr recht Raum übrig bleibt. Der Handel ist überall da nötig und nützlich, wo es sich darum handelt, sich im Dunkeln zurechtzufinden. Solange kein Mensch weiß, wo die Waren stecken, da erwirbt sich der Handel ein Verdienst, wenn er sie auffindet. Wenn aber die verschiedenen Berufsstände kartelliert sind und offen miteinander verhandeln, ja durch Lieferungsverträge zu langjährigen Friedensschlüssen gelangt sind, dann ist damit auch alle derartige Dunkelheit beseitigt und die Lieferungen kommen auch ohne Vermittlung des Großhandels an die richtige Stelle. Überall wo Trusts bestehen, ist ja durch diese der Großhandel ohne weiteres mit aufgesogen. Nach unseren Vorschlägen bleibt er bestehen als Güterverteilungsstelle, also allerdings mit einer Verwaltungstätigkeit. Wir würden diese Einrichtung auch während des Krieges durchaus den Kriegsgesellschaften vorgezogen haben, schon weil für diese unter großen Bemühungen neue Geschäftslokale und Vorratsräume aufgesucht werden mußten, während sie für den Großhandel durchweg schon vorhanden waren.

Also betrachten wir noch einmal zusammenfassend unsere bisherigen Vorschläge. Jeder Leistungsfähige wird zu den ihm möglichen höchsten Leistungen herangezogen. Der Austausch der Leistungen wird im Großen durch Verhandlungen zwischen den in sich zusammengefaßten Berufsständen ins Werk gesetzt. Bei der Ausführung dieses Austausches greift an geeigneter Stelle die Gesamtheit, also das Reich, ein und nimmt den nötigen Teil der Leistungen für Zwecke der Gesamtheit in Anspruch. Ist das ein Jahr in dieser Weise gehandhabt, so hat sich damit schon ein vorläufiger Wirtschaftsplan nicht nur für das Reich, sondern für die gesamte Volkswirtschaft herausgestellt und wir können dann für jedes folgende Wirtschaftsjahr den Wirtschaftsplan durch Beratungen im Volkswirtschaftsrat und im Reichshaushaltsgesetz im voraus feststellen.

Es ist übrigens, das möchte ich auch hier betonen, nicht daran gedacht, daß der Betrieb so vollständig zentralisiert werden sollte, wie man das immer dem Sozialismus zum Vorwurf macht. Ja ich denke mir die Sache nicht einmal in der Weise zentralisiert, wie es jetzt in den Kriegsgesellschaften geschehen ist. Wir haben ja beim Militär für jede einzelne Waffe auch eine Zentralisation; aber etwa der Generalinspekteur der Pioniere wird doch niemals in die Befehle eingreifen, die ein Divisionskommandeur den seiner Division gerade zugeteilten Pionieren erteilt. Das Militär ist also von einer schematischen Zentralisierung weit entfernt. Der Befehlshaber einer Armee erläßt wiederum keine Sonderbefehle für die einzelnen Kompagnien. Genug, das Sonderleben und die Sonderverantwortlichkeit jedes Teiles im großen Heereskörper ist auf das beste gewahrt, ohne daß die Einheitlichkeit im mindesten darunter zu leiden hätte. Von diesem Vorbilde kann auch die Volkswirtschaft etwas lernen. Der Selbständigkeit jeder Division, die ja alle Waffengattungen in sich vereinigt, muß die Selbständigkeit jedes einzelnen Wirtschaftsbezirkes entsprechen, der alle wirtschaftlichen Waffengattungen, d. h. alle Berufsstände in sich vereinigt.

Also was wir eben für die Volkswirtschaft im großen besprachen, das muß sich in jedem einzelnen Wirtschaftsbezirk im kleinen wiederholen. So stellt sich die Sache für das Denken dar, im Leben, in der praktischen Durchführung wird man genau das Umgekehrte beobachten; aus dem selbständigen Leben der einzelnen Wirtschaftsbezirke wird sich das Gesamtleben der ganzen Volkswirtschaft zusammensetzen. Und wenn auch die allgemeinen Preisbestimmungen für das ganze Reich vom Volkswirtschaftsrat, Bundesrat und Reichstag genehmigt werden müssen, so ist doch wohl denkbar, daß den einzelnen Wirtschaftsbezirken ein gewisser Spielraum gelassen wird. Jedenfalls hat aber jeder Wirtschaftsbezirk zunächst den Austausch der Leistungen seiner Angehörigen zu vermitteln und der Reichsstelle allerdings nicht nur mitzuteilen, sondern auch darzulegen, in welchen Beziehungen er Überschußbezirk, in welchen anderen er Bedarfsbezirk ist. Diese Darlegungen sind für die Reichsmitte

dasselbe, was für den Generalstab einer Armee die Meldungen der Divisionen sind. Auf Grund des Gesamtbildes, das sie gewähren, lassen sich die erforderlichen Anordnungen treffen.

Innerhalb jedes Bezirkes verhandeln die Bevollmächtigten der Berufsstände miteinander auf Grund persönlicher Bekanntschaft sowohl über die Preise, soweit den Bezirken darin Spielraum gelassen ist, wie auch über die zur Lieferung benötigten Mengen und die Wege, die die zu liefernden Waren zu nehmen haben. Und dann würden sich zwischen die Wirtschaftsbezirke und die Reichsstelle noch größere Wirtschaftsgebiete zu einheitlicher Verwaltung und Lenkung der Austauschsendungen einschieben. Die Reichsstelle würde also alle ihre Forderungen zunächst an diese größeren Wirtschaftsgebiete richten, und die würden sie nach ihrem besten Ermessen auf ihre Wirtschaftsbezirke verteilen. Und auch die würden an die einzelnen Wirtschaftsbetriebe überhaupt nicht oder jedenfalls nur im äußersten Notfall mit Befehlen herangehen. Die Forderung, eine bestimmte Menge Roggen oder Weizen oder Gerste oder eine bestimmte Anzahl von Rindern oder Schweinen zu liefern, würde sich an die gesamte Landwirtschaft des Bezirkes richten, und diese hätte die Verteilung der Anforderungen an die einzelnen Betriebe vorzunehmen. Und so in jedem anderen Berufszweige auch. Es würde sich auch da also im Grunde alles nach der beliebten nationalökonomischen Theorie von Angebot und Nachfrage vollziehen, nur daß Angebot und Nachfrage nicht wie jetzt unter sorgfältiger Wahrung des Geheimnisses und größtmöglicher Verdunkelung des Tatbestandes stattfände, sondern in vollster Öffentlichkeit durch freie Aussprache im Bezirkswirtschaftsrat. Jeder einzelne soll sich insoweit dem Wohle der Gesamtheit anpassen, daß er auf alle die Sondervorteile verzichtet, die sich nur durch Verdunkelung des Tatbestandes und durch Täuschung seiner Volksgenossen erzielen lassen. Ist das wirklich ein übermenschliches Verlangen?

*

Ja, aber gesetzt auch, die Mehrzahl aller Wirtschaftstätigen fügt sich widerstandslos diesen Einrichtungen, ja nimmt mit einiger Begeisterung daran teil, — eine Minderzahl wird sich immer auch finden, die sich doch von ihrem Sondervorteil nicht abbringen läßt. Soviel sollten wir doch nun aus der Kriegszeit gelernt haben. Wie es immer Leute geben wird, die sich etwas hintenrum besorgen wollen, so wird es immer auch Leute geben, die diesen hintenrum etwas verschaffen und dabei noch mehr für ihren eigenen Geldbeutel sorgen als für das Wohl dessen, dem sie in entgegenkommender Weise ihre Waren zur Verfügung stellen. Es hat sich ja doch im Kriege gezeigt, daß alle Waren vom Markte verschwinden, sobald man den Leuten verbietet, übermäßige Vorteile zu nehmen. Das ist nun einmal Naturgesetz und daran würden die hier vorgeschlagenen Einrichtungen auch nichts ändern.

In der Tat, wir haben mit der bisherigen Gestaltung unserer Vorschläge den Mammonismus noch nicht aus unserer Volkswirtschaft vertrieben. Er sitzt nicht nur in unserem Herzen noch fest — und da kriegen wir ihn ganz gewiß nicht heraus, solange wie sich irgendwelche Gelegenheit zur äußeren Betätigung für ihn findet —, nein, wir haben bisher immer noch Einrichtungen beibehalten, die ihm nicht nur überall Eingang verschaffen, sondern geradezu die Herrschaft sichern. Wir haben dem Mammonismus noch nicht die Waffe aus der Hand gewunden, mit der er kämpft und siegt, die für ihn ganz dasselbe ist, was Gewehre, Kanonen und Munition für das Heer sind. Diese gewaltige, unwiderstehliche Waffe des Mammonismus ist das Geld. —

Aber wir haben doch vorhin selber gesagt, daß wir die ganze Kriegswirtschaft ganz ohne Geld geführt haben, daß die 2½ Milliarden Gold auf der Reichsbank tatsächlich ganz und gar nicht auf unsere innere Volkswirtschaft eingewirkt haben, daß alle unsere Zahlungsmittel eigentlich überhaupt kein Geld mehr, sondern nur Formen der Verrechnung unserer gegenseitigen Leistungen seien!

Ganz recht, nur Formen der Verrechnung; aber leider noch durch und durch mammonistische Formen. Der Leser

hat selbst unseren Ausspruch, daß die eigentliche Deckung der Banknoten nicht das Gold in der Reichsbank, sondern die Leistungsfähigkeit unserer ganzen Volkswirtschaft sei, mit leichtem Stutzen, vielleicht sogar mit Befremden aufgenommen. Uns allen steckt der Mammonismus so im Blute, daß wir uns eine Verrechnung ohne Geld gar nicht denken können. Und so nimmt doch jetzt jeder eine Banknote, zum mindesten eine größere, doch mit der entschiedenen Zukunftshoffnung, daß irgendwann einmal wieder dieses farbige Stück Papier in blinkendes Gold umgewandelt werden kann. Auf dieser Hoffnung, auf diesem Glauben beruht die ganze Macht des Mammonismus. In dem Augenblick, wo wir zu der Einsicht kommen, daß wir eine gegenseitige Verrechnung unserer Leistungen vornehmen können, ohne daß irgendwie das Gold oder die Aussicht auf Gold sich hineinmengt, in diesem Augenblick ist die Herrschaft des Mammonismus zertrümmert, der gewaltigste Götze der Menschheit, der länger, tiefer und inniger verehrt und angebetet worden ist als irgendein anderer, ist zerbrochen und in seiner ganzen inneren Nichtigkeit erkannt. — — —

Ach, das sind ja alles leere Redensarten, die kaum bei dem einen oder anderen weltfremden Phantasten Beifall finden werden. Mit solchen Redensarten beseitigt man den Kapitalismus gewiß nicht, der Gewaltiges für die Kultur ausgerichtet hat und noch Gewaltiges auszurichten berufen ist. Diese Art Sozialismus ist längst auch von den Sozialisten selber aufgegeben worden. Damit sind keine politischen Geschäfte mehr zu machen!

Mit Verlaub, wer hat denn hier von Kapitalismus gesprochen? Ich nicht. Ich habe ganz ausdrücklich immer nur das Wort Mammonismus gebraucht und immer nur mit dem Begriff Mammonismus verhandelt. Die Berechtigung oder Nichtberechtigung des Kapitalismus steht auf einem ganz anderen Blatt; hier haben wir sie bisher in keiner Weise in Frage gestellt. Wir haben bei allen unseren Ausführungen vorausgesetzt, daß alle Betriebe so, wie sie sind, bestehen bleiben, also daß das Privateigentum am Kapital nicht die geringste Veränderung erfährt.

Es handelt sich da um eine Begriffsverwirrung, ja eine Begriffsverschiebung, die von mammonistischer Seite in unsere öffentliche Meinung und zum Teil doch auch wohl in unsere Wissenschaft hineingebracht worden ist und die zu den vielen Verdunkelungen gehört, ohne die der Mammonismus nun einmal nicht leben und wirken kann. Es handelt sich um die Doppelbedeutung des Begriffes Kapital. Damit ist einmal eine Geldsumme gemeint, die man ausleiht, um Zinsen dafür zu bekommen. Das ist die Grundbedeutung des Wortes. Dann aber bezeichnet man seit einiger Zeit und in der neueren Wissenschaft allgemein mit demselben Wort einen Wirtschaftskörper, also die Gesamtheit der Grundstücke, der Baulichkeiten, der Maschinen, der Geräte und sonstigen Einrichtungsgegenstände, die den Wirtschaftskörper eines Betriebes ausmachen. Die Gleichsetzung dieser beiden ursprünglich ganz verschiedenen Begriffe ist nur in der mammonistischen Weltordnung möglich, deren Grundgesetz lautet: alles muß für Geld feil sein. Ein Grundsatz, der allerdings auch schon bei uns sehr weite Geltung gefunden hat. Man denke an die tiefe sittliche Entrüstung, die im modernen Menschen der Begriff Majorat oder Fideikommiß erregt, der da besagt, daß dies oder jenes wirtschaftliche Gut nicht jederzeit für Geld feil sein soll. In England ist man noch etwas weiter als hier, da gab es feile Offiziersstellen; und die Vereinigten Staaten, die uns fünfzig Jahre voraus sind, haben nicht nur feile Politiker, sondern auch feile Beamte, ja gelegentlich auch schon feile Gerichtsurteile und feile Kongreßbeschlüsse. Die Regierung eines Volkes durch derartige Parlamentsbeschlüsse ist der Höhepunkt mammonistischer Kultur.

So sind denn auch unsere größten industriellen Betriebe der Theorie nach feil. Jeder, der Geld genug hat, kann sie sich kaufen – der Theorie nach. Wirklich auch in der Praxis? Sollte auch nur irgendeiner unser führenden Großindustriellen bereit sein, sein ganzes Werk, seine ganze Lebensaufgabe meinetwegen an irgendeinen amerikanischen Milliardär zu verkaufen, wenn der eine genügend große Summe dafür bietet?

Das bezweifle ich auf das allerentschiedenste. Jeder der

Herren sieht das Werk, dem er vorsteht, einigermaßen mit denselben Augen an, mit dem ein Fürst sein Land ansieht. Fürsten aber hat man bisher niemals ihr Land abkaufen können, wenn man nicht mit Waffengewalt nachhalf.

Genug, vom Kapitalismus, vom Kapital in dem Sinne, in dem es vom Sozialismus bekämpft wird, rede ich in dieser Schrift überhaupt nicht, sondern nur vom Geld in allen seinen Formen, von dem Aberglauben, der Austausch wirtschaftlicher Leistungen könne nur erfolgen, wenn man ein seltenes Edelmetall als Zwischenglied, als Austauschware hineinschiebe.

Den ungeheueren Nutzen, den das Geld auf niederen Stufen der Kulturentwicklung gehabt hat, leugne ich ganz und gar nicht. Ebensowenig wie ich die Bedeutung der Rechenbretter für die Zeiten leugne, in denen man unser indisches Zahlensystem mit der Bedeutung der Stellen und der Null nicht kannte. Aber ebensowenig wie die Menschheit bei höherer Kulturentwicklung an das Zählbrett gebunden blieb, ebensowenig kann sie dauernd daran gebunden bleiben, daß eine bestimmte Austauschware nötig ist, um die gegenseitige Verrechnung der Leistungen zu ermöglichen.

Es ist bekannt oder jedenfalls leicht begreiflich, daß die Herrschaft des Geldes darin beruht, daß es niemals in ausreichender Menge da ist. Dadurch kommen die Geldbesitzer immer wieder in die Lage, Geld herleihen zu dürfen, und dadurch kommt ein ganz sonderbares neues Element in den Austausch hinein. Wenn ich irgend jemandem ein noch so dickes Buch borge, so werde ich niemals von ihm verlangen, daß er mir neben diesem dicken Buch auch ein dünneres dafür wiedergebe. Wenn ich ihm einen Regenschirm borge, so werde ich niemals verlangen, daß er mir zu dem Regenschirm noch einen Sonnenschirm zurückgibt. Ausgeborgtes Geld aber kriegt immer Junge. So nannten es wenigstens noch die Griechen. Wir sagen Zins dazu, und das bedeutet, daß der Gläubiger über den Schuldner ein Herrenrecht bekommt; der Schuldner hat ihm, wie dem Landesherrn, eine Abgabe zu zahlen. Ein Urrecht des Geldes ist das nicht, obwohl es sich überall sehr bald eingestellt hat, wo das Geld

eine größere Bedeutung annahm. Aber noch Dr. Martin Luther hat das Zinsnehmen durchaus mißbilligt.

Doch diese Dinge, die da früher gewesen sind, die Meinungen, die man früher gehabt hat, gehen uns hier nichts an, wenn das Geld wirklich volkswirtschaftlich etwas leistet, so muß sein Besitzer für diese Leistungen auch irgendeinen Gegenwert bekommen. Wir müssen den Gegenwert nur dann versagen, wenn sich die Leistungen des Geldes da einschieben und aufdrängen, wo es nicht notwendig ist.

Und notwendig ist es für den inneren Verkehr der Volkswirtschaft durchaus nicht. Im Gegenteil, da ist es ein Notbehelf, der durch die ganze Weiterentwicklung der Technik längst überflüssig geworden ist. Die Unzulänglichkeit des Geldes ist längst so groß geworden, daß man der künstlichsten Mittel bedarf, um seine Herrschaft noch zu verlängern. Dazu gehören die Noten aller Art; dazu gehören vor allem auch die Wechsel. Aber auch das genügt längst nicht mehr, und nicht erst im Weltkriege, aber in diesem ganz besonders stark, erschallt der Ruf nach dem bargeldlosen Zahlungsverkehr, für den die Banken im Giroverkehr und in ihrem Abrechnungswesen und namentlich auch die Postscheckämter vorgearbeitet haben.

Da hat nun die militaristische Volkswirtschaft einzugreifen und das ganz von selbst Entstandene weiter auszubauen. Wenn jeder Mensch im Deutschen Reich sein Postscheckkonto hat, dann kann der Austausch der Leistungen ganz und gar durch Verrechnung erfolgen, und dann bedürfen wir der jetzt umlaufenden Banknoten überhaupt nicht mehr. Sie würden einfach sämtlich außer Kurs gesetzt, und es gäbe keine andere Zahlung mehr als die Überweisung von einem Postscheckkonto auf das andere.

Es ist mit solchen Einrichtungen eine sehr merkwürdige Sache. Ich bin fest überzeugt, daß sich die äußeren Umwandlungen, die dadurch eintreten werden, in der Praxis als viel geringer herausstellen, als irgend jemand vorher annimmt. Die innere Umwandlung des ganzen Wirtschaftsverkehrs aber wird wiederum viel ungeheuerlicher sein als die meisten Menschen vorher denken. Denn auf den ersten Blick wird

es nicht jedem klar sein, daß durch diese einfache Einrichtung mit einem Schlage die Macht des Mammonismus zertrümmert ist, ganz besonders auch die Macht, die er auf unser Gemüt ausübt.

Es ist nicht bloß die dämonische Gewalt des Goldes, die damit beseitigt wird, obwohl auch sie in unserem Leben keine ganz geringe Rolle spielt; aber alles, was sonst mit dem Mammonismus zusammenhängt, ist denn doch viel bedeutender und stärker. Nein, es ist vor allem die ungeheuere Erschwerung, ja vielleicht die Unmöglichkeit, in Zukunft auf verbotene Weise Geld zu gewinnen. Das betrifft den einzelnen. Für die Gesamtheit aber, auf die es uns im militaristischen Denken ja sehr viel mehr ankommt, ergibt sich die Möglichkeit, das ganze Wirtschaftsleben klar zu durchschauen. Vom Markt verschwindende Waren gibt es überhaupt nicht mehr. Was der Erzeuger selber aufißt, kommt ja so wie so nicht auf den Markt. Aber alles was durch Tausch in den Besitz eines anderen übergeht, das geht auch durch die Bücher der Volkswirtschaft.

*

Damit gehen wir denn freilich über das Postscheckwesen schon hinaus. Die Buchführung der Volkswirtschaft muß noch weitere Verrichtungen auf sich nehmen. Man kann kurz zusammenfassend sagen, es seien alle die, für die man die Kriegsgesellschaften begründet hatte. Die hatten doch in erster Linie die Aufgabe, das Vorhandensein der Waren festzustellen und dann die Waren dahin zu leiten, wo man glaubte, daß sie nötig seien. Die Aufgabe war militaristisch, die Ausführung zum großen Teil mammonistisch; denn jede Kriegsgesellschaft galt in der Volkswirtschaft als ein besonderes Unternehmen, das anderen Unternehmen Konkurrenz machte und das vor allen Dingen allen übrigen Betrieben und sonstigen Geschäften sowie auch allen Verbrauchern genau so gegenüberstand, wie jedes andere Geschäft das auch tut, d. h. also im wirtschaftlichen Kriegszustand. Deshalb fühlte jeder sich berechtigt, sich den Anforderungen dieser Kriegsgesellschaften

zu widersetzen. Und da mit Gewalt nichts auszurichten war, weil die Kriegsgesellschaften mit Staatsgewalt versehen waren, so griff man selbstverständlich zur List, zur Täuschung. Das sind ja im Kriege erlaubte Waffen. Jeder freute sich, wenn er dem Spürsinn irgendeiner Kriegsgesellschaft ein Schnippchen geschlagen hatte.

Daß die Kriegsgesellschaften auch mit Behörden in Konflikt gerieten, erwähne ich nur nebenbei, ebenso daß sie genötigt waren, die Güter aus den gewohnten Bahnen hinaus zu lenken und daß sie außerstande waren, für die neuen Bahnen, die sie den Gütern anwiesen, immer rechtzeitig die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Alle diese Notwendigkeiten ergaben sich daraus, daß man keine andere Möglichkeit der Güterleitung sah als den Besitzwechsel. Deswegen suchte man solchen Besitzwechsel, wo es nötig schien, zu erzwingen und, wo es anders nötig schien, durch strenge Verbote und Strafandrohung zu verhindern. Das alles hatte doch nur den Zweck, daß man die Waren im Auge behalten wollte und daß man über ihren Verbleib jederzeit unterrichtet sein wollte. Alles was im freien Verkehr blieb, das verlor man vollständig aus den Augen. Man hatte kein Mittel, festzustellen, wo es blieb oder wohin es verschwand.

Man hätte nun vielleicht daran denken können, eine Anzeigepflicht für Verkäufe herzustellen. In gewissem Sinne und in beschränktem Umfange ist das wirklich geschehen. Man hat für manche Handelszweige den Schlußscheinzwang eingeführt. Um vollkommenen Überblick zu erhalten, hätte man das zur allgemeinen Einrichtung machen müssen, und damit wären eben auch die Grundlagen einer Buchführung der Volkswirtschaft gegeben gewesen. Aber wie hätte man die Durchführung dieser Maßregeln erzwingen wollen? Wie hätte man das Hintenrumverkaufen verhindern wollen? Ist doch auch so unter der sorgfältigsten Aufsicht und trotz der angedrohten hohen Strafen der verbotene Güterverkehr und der damit verbundene Preiswucher in recht umfangreichem Maße betrieben worden. Hier und da hat man einen Missetäter erwischt, aber die Strafe nahm ihm, wie wir schon gelegentlich erwähnten, nur einen kleinen Teil des errungenen Gewinnes

weg, und wo wirklich jemand einmal dem Gefängnis verfiel, da empfand er es sicherlich als schweres Unrecht, daß gerade er büßen mußte, während doch seiner Meinung nach viele andere genau ebenso schuldig waren.

Alles das rührt nur davon her, daß die vom Gelde hergenommene Zahlungsweise die Verheimlichung jeder Art des Wirtschaftsverkehrs ermöglicht. Es läßt sich bis zu einem hohen Grade verheimlichen, daß man überhaupt kauft oder verkauft, und es läßt sich ganz besonders der Preis verheimlichen, den man zahlt oder nimmt. Sobald der Käufer den Laden verlassen hat, kann es das scharfsichtigste Auge dem Geld in der Ladenkasse nicht mehr ansehen, ob es auf erlaubte Weise oder durch verbotenen Preiswucher da hineingekommen ist. Auch gestohlenes Geld ist von ehrlich erworbenem in keiner Weise zu unterscheiden und ist genau so kaufkräftig wie dieses. In den vielen Jahrtausenden, in denen in vielen Kulturländern die Geldwirtschaft geherrscht hat, ist das Geld immer jenseits von gut und böse gewesen. Und das ist auf Gebieten, wo Treu und Glauben herrschen soll, eine sehr gefährliche Eigenschaft.

Es ist nun aber klar, wenn wir militaristische Ordnung in die Volkswirtschaft hineinbringen wollen, so muß jede Warenbewegung gemeldet werden. Der wirtschaftliche Generalstab oder das Organ, das in der Volkswirtschaft den Generalstab des Heeres vertritt, muß in jedem Augenblick über die Gruppierung der Waren ganz genau so unterrichtet sein, wie der Generalstab des Heeres in jedem Augenblick über die Gruppierung der Truppen unterrichtet sein muß. Zeigt sich in diesen Kenntnissen irgendein Mangel, so kann unabsehbares Unglück daraus entstehen. Für das Heer ist das längst bekannt und anerkannt, in der Volkswirtschaft aber sind wir von Jugend auf an die allgemeine Dunkelheit so gewöhnt, daß uns die große Gefahr, die darin für das Ganze liegt, nur sehr mühsam klargemacht werden kann.

Der ganze dazu nötige Meldedienst läßt sich aber durch Ausbau des Postscheckwesens und durch seine Verbindung mit den Verrichtungen, die bisher den Kriegsgesellschaften anheimgefallen sind, aufs beste einrichten. Ich will ver-

suchen, die Grundzüge dieser Einrichtungen anzugeben. Es handelt sich für mich dabei um Vorschläge, die ich schon Jahrzehnte vor dem Weltkriege gemacht habe, weil ich schon damals der Überzeugung war, daß der Mammonismus die Zeit seiner Berechtigung überlebt hat und daß die ganze Entwicklung dahin geht, die Geldwirrtschaft in die reine Rechenwirtschaft umzuwandeln. Das größte Buch, in dem ich diese Vorschläge niedergelegt habe — es war nicht das erste und nicht das einzige —, hat noch den Titel „Der Zukunftsstaat als sozialistische Monarchie" *). Doch war der Gebrauch des Wortes sozialistisch dabei nur ein Entgegenkommen gegen die Leserschaft; in dem Buche selbst habe ich die Unrichtigkeit des Begriffes „sozialistisch", soweit es sich um durchführbare Einrichtungen handelt, nachgewiesen und ihn durch den richtigen Begriff „volksorganisch" ablösen lassen. Auch die innigen Beziehungen dieses Begriffes zum Militarismus sind dort schon angedeutet, wenn auch die überwältigend große Entwicklung des Militarismus, die sich in diesem Weltkriege gezeigt hat, von mir ebensowenig wie von irgendeinem anderen — immer die Militärs selber ausgenommen — vorausgesehen worden ist.

Das Postscheckwesen wird natürlich von Grund auf umgestaltet, wenn es nicht mehr eine beliebige neben vielen andern bestehende Einrichtung ist, deren man sich bedienen oder nicht bedienen kann, je wie man will, sondern wenn jedem, der innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches lebt, ohne weiteres ein Konto, oder sagen wir deutsch, eine Rechnung zugeteilt wird. Erst dann können wir mit Aussicht auf wirkliche Durchführung bestimmen, daß gültige Zahlungen innerhalb des Deutschen Reiches nur durch Übertragung von einer Rechnung auf die andere stattfinden können. Damit wäre von selbst gegeben, daß alles, was bisher als Barmittel umläuft, mag es nun Kassenschein, Banknote oder Scheidemünze sein, seine Gültigkeit verliert. Jeder, der solche Zahlungsmittel im Besitz hat, kann sie an den zuständigen Stellen abliefern, der Betrag wird ihm auf sein Postscheck-

*) Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1910.

konto, wie man bisher sagt, in seiner Rechnung im Buchführungsamt, wie wir sagen können, gutgeschrieben. Jeder Geldumlauf hat aufzuhören.

Den Leser, der hier etwa den Boden unter seinen Füßen schwinden fühlt, möchten wir doch darauf hinweisen, daß die jetzt täglich in den Zeitungen zu findenden Mahnungen, man solle zum bargeldlosen Zahlungsverkehr übergehen, doch auch auf einen ähnlichen Zustand hinstreben, daß hier also nichts vorgeschlagen ist, was nicht in der nachgewiesenen Willensrichtung der an der Volkswirtschaft hauptsächlich Beteiligten liegt. Wir werden uns über einige Einzelheiten auch später noch etwas näher unterhalten können.

Zunächst aber müssen wir noch etwas Neues, was über das Postscheckwesen hinausführt, in die Buchführung der Volkswirtschaft bringen. Es muß grundsätzlich bei jeder Überweisung der Rechtsgrund für die Überweisung angegeben werden. Es muß also draufstehen, ob es sich um Zahlung für erhaltene Waren oder geleistete Arbeit, ob es sich um Lohn oder Gehalt, schließlich ob es sich um Darlehn oder Geschenk handelt. Bei Waren muß eine vollständige Rechnung eingeliefert werden, wie sie im Geschäftsverkehr schon längst üblich sind, aber in Zukunft ist sie von dem Empfänger der Waren zu quittieren, der damit bescheinigt, daß er diese Waren wirklich erhalten hat und die Zahlung dafür von seiner Rechnung auf die des Lieferanten überweist.

Damit gewinnen wir im Buchführungsamt das Urmaterial für eine vollkommene Statistik des Warenverkehrs. Diese Statistik braucht nur noch sachgemäß bearbeitet zu werden, um wirklich jede Stelle der Volkswirtschaft, für die es zu wissen nötig ist, über die Warenbewegung ständig auf das genaueste ebenso zu unterrichten, wie Divisionen, Armeen und oberste Heeresleitung jederzeit über die Truppenbewegungen unterrichtet sind. Und auf Grund dieser genauen Kenntnis lassen sich Befehle erteilen, die wirklich sachgemäß sind und daher unter allen Umständen auch ausgeführt werden können. Ich bin überzeugt, daß man da vor allen Dingen sehen wird, daß man mit sehr viel weniger Befehlen auskommen kann, als sich bei unvollkommener Kenntnis der

Sachlage als nötig erwiesen haben. Unkenntnis der Sachlage hat sich auch im Militärwesen gelegentlich als verhängnisvoll erwiesen. Die typische Formel dafür ist im französischen Heere im Kriege von 1870 gefunden worden. Sie lautet: Ordre, contreordre, désordre. Und so gestaltete sich die Sache um deswillen, weil die Befehlenden niemals genau über die Sachlage unterrichtet waren. Überall, wo das so ist, werden die Folgen ähnlich sein.

Wie sich diese Dinge schon hätten in die Kriegswirtschaft einführen lassen, das habe ich in meinem schon erwähnten Buche „Kriegsrechenwirtschaft" gezeigt, wo jeder, der sich dafür interessiert, auch noch weitere Einzelausführungen finden kann. Ich möchte nur, wie auch in dieser Schrift, so auch hier noch einmal betonen, daß es mir nicht im entferntesten einfällt, die Leistungen der Männer, die unsere Kriegswirtschaft geleitet haben, herabzusetzen. Ich kenne die Schwierigkeiten, die sich diesen gewaltigen Leistungen entgegenstellten, vielleicht genauer als mancher andere, da ich seit mehr als 30 Jahren bestrebt bin, alle diese Dinge bis in die Einzelheiten durchzudenken. Und ich bin immer wieder erstaunt gewesen, in wie hohem Grade es ermöglicht worden ist, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. Die allgemeine Unzufriedenheit, die sich nicht immer sehr liebenswürdig äußert, kann mich darin um so weniger anderen Sinnes machen, als ich sie lange vor dem Weltkriege vorausgesagt habe. Ich habe schon vor vielen Jahren betont, daß die Leiter einer volksorganischen Volkswirtschaft nicht im entferntesten auf dieselbe Geduld und Nachsicht rechnen könnten, die alle Welt unsern hergebrachten mammonistischen Einrichtungen entgegenbringt. Diese Voraussage ist vollkommen eingetroffen. Einige Unannehmlichkeiten, die aber doch wirklich weder die Gesundheit noch die Sittlichkeit irgendwie gefährden, erscheinen uns unerträglich und geben uns zu den herbsten Urteilen über die Regierenden Anlaß, die das nicht hätten vermeiden können: aber Milliarden von Zwangsvollstreckungen, Millionen von Konkursen, Exmissionen, Verbrechertum und Prostitution aus Not, die alle erscheinen uns als unbedeutende Schönheitsfehler des vergötterten Mammonismus.

Also alle für die Leitung der Volkswirtschaft nötigen Einzelangaben haben wir in der Buchführung. Es muß nun nur noch eine sehr schnell arbeitende Statistik hinzukommen. Rechnungsführer und Statistiker müssen Hand in Hand arbeiten, und ehe die gebuchte Überweisung die Buchführungsstelle wieder verläßt, müssen die durch sie etwa nötig werdenden Zählkarten ausgeschrieben sein. Und die Zählungen müssen, soweit es nötig ist, täglich, sonst wöchentlich oder monatlich oder was sonst für Termine notwendig sind, erfolgen.

Die Anzahl der Beamten ist, wie ich in der „Kriegsrechenwirtschaft" nachgewiesen habe, nicht so groß, wie die Leser beim ersten Lesen vermuten, und es stehen aus den Berufen, die durch diese Einrichtung entlastet werden, Arbeitskräfte genug zur Verfügung. Ganz besonders möchte ich da auf die Hilfskräfte hinweisen, die wir aus den Kriegsgesellschaften hierzu heranziehen können. Sie hätten ähnliche Arbeit zu verrichten, wie bisher, nur daß die Arbeit in mancher Hinsicht fruchtbarer wäre. Denn ihre Aufgabe wäre es, die Meldungen über die ihrer Fürsorge unterstellten Waren entgegenzunehmen, zweckentsprechend zu ordnen und zusammenzustellen.

Es handelt sich da überall um verhältnismäßig einfache Arbeiten, deren Schwierigkeit jedenfalls weit geringer ist, als die der Arbeiten des wirklichen militärischen Generalstabes oder etwa des Eisenbahnwesens und der Post. Wenn der geneigte Leser vor den Schwierigkeiten dieser Buchführung der Volkswirtschaft zurückschreckt, so bitte ich ihn, in ein paar Mußestunden einmal zu versuchen, bis ins einzelne festzustellen, wie er etwa die Reichspost einrichten würde oder wie er sich denkt, daß die Reichspost mit der richtigen Leitung aller Briefe und sonstigen Sendungen eingerichtet sei. Oder er möge sich auch nur aus der Friedenszeit einen Fahrplan der Eisenbahnen hernehmen und sich denken, daß er die Aufgabe hätte, einen solchen Fahrplan bis in alle Einzelheiten durchzudenken.

Jede dieser Aufgaben ist schwieriger als die, die wir hier dem Buchführungsamte der Volkswirtschaft zumuten. Und jede dieser Aufgaben ist gelöst worden, und zwar glänzend

gelöst worden. Es würde heißen, von dem militaristisch geschulten Denken und der militaristisch geschulten Arbeit unserer Volksgenossen viel zu gering denken, wenn man glauben sollte, wir wären diesen Aufgaben nicht gewachsen. Durch Lösung der Aufgaben käme aber wirklich militaristische Ordnung in die Volkswirtschaft hinein. Den Leitern der Volkswirtschaft läge das ganze Getriebe der Volkswirtschaft bis ins Innerste hinein durchleuchtet vor Augen, wie dem Generalstabschef die ganze Heereseinrichtung vor Augen liegt.

*

Die inneren Einrichtungen der Vertrustung würden in verschiedenen Berufen verschieden sein, in der Landwirtschaft ganz anders als im Bergbau. Im Bergbau würde die Förderungsmenge verteilt werden, wie es im Kohlensyndikat längst üblich ist. In der Landwirtschaft ist für jeden einzelnen Betrieb eine viel größere Freiheit erforderlich. Doch wären Verabredungen landwirtschaftlicher Körperschaften, wie man durch den Anbau am besten den Anforderungen, die die Volkswirtschaft stellt, gerecht werden könne, wohl denkbar und zweifellos besser als staatlicher Anbauzwang. Jedenfalls wäre da aber nötig, daß der wirkliche Anbau und in angemessenen Zeiten die Schätzung der Erträge angemeldet wird. Wie man das ohne Belästigung erreichen kann, habe ich in der Kriegsrechenwirtschaft gezeigt.

In der voraussichtlichen Ernte, in der Förderung der Bergwerke und der aus den Vorjahren bekannten Leistungsfähigkeit der Betriebe und aller in der Volkswirtschaft tätigen Menschen haben wir das Jahreseinkommen der Volkswirtschaft. Daraus nimmt die militaristische Volkswirtschaft im Kriege vorweg, was sie für das Heer gebraucht. Der Rest wird an die übrige Bevölkerung verteilt. Das ist nicht etwas, was hier als neu vorgeschlagen wird, sondern das ist das allein mögliche Verfahren, das wir und nicht nur wir, sondern sogar unsere Feinde während des ganzen Krieges beobachtet haben, nur daß wir uns den klaren Sachverhalt durch die Verdunkelung, die das Geld um sich verbreitet, nach

bester Möglichkeit unklar gemacht haben. Jedem einzelnen wurde und wird ja nach der Schätzung, die man seinen Leistungen zuteil werden läßt, der Anspruch auf einen Anteil an diesem Volkseinkommen zugewiesen. Dafür ist die Geldzahlung die übliche Form.

Nur daß in der mammonistischen Wirtschaft diese Schätzung nicht durch gegenseitige Vereinbarung unter vollständiger Klarstellung der Sachlage erfolgt, sondern durch Willkür der einzelnen unter möglichster Verschleierung und Verdunkelung der Sachlage. Daraus, also gerade aus der Verkehrsform der Geldzahlung und der Willkür in der Preisfestsetzung, ist alles Unheil entstanden, unter dem unsere Kriegswirtschaft gelitten hat. Aus dieser mammonistischen Verkehrsform ergibt sich, daß der einzelne durch geschickte Benutzung irgendwelcher unerwartet entstehenden Schwierigkeiten seinen Anteilsanspruch beliebig vergrößern kann. Diese Gelegenheit bietet sich dann aber wieder auch anderen. Verlangen heute die Munitionsarbeiter höheren Lohn, so lassen morgen die Landwirte die Gänsepreise steigen und dann können natürlich weder Stiefel noch Anzüge, weder Papier noch Kohlen, weder Holz- noch Eisenwaren, weder Seife noch Ersatzkaffee oder gar Konserven zurückbleiben.

Und wo das Wettklettern der Preise ja noch zu langsam gehen sollte, da bringt es der Zwischenhandel in Schwung. Der verblüfft und begeistert den Landwirt und sonstigen Erzeuger durch den hohen Wert, den er in allen ländlichen und anderen Produkten entdeckt, und zahlt Preise, die Ben Akiba ins Unrecht setzen, weil sich von teuer eingekauften Waren noch unverhältnismäßig höhere Profite nehmen lassen. So geht es auf allen Gebieten, bis dann irgendwo einem Blitzstrahl gleich ein Höchstpreis weitere rechtmäßige Hoffnungen zerschmettert. Dann tauchen die Güter ins gefällige Dunkel der Tiefe und führen einen Unterseekrieg gegen die Ordnung der Volkswirtschaft.

Abgesehen von diesen Fällen und einigen Berufsständen, die wie die Beamten die Preise für ihre Leistungen nicht willkürlich erhöhen können, prellen in diesem Preiserhöhungsspiel eigentlich alle einander gegenseitig. Wenn alle Waren

und Leistungen gleichmäßig auf das Zehnfache des Preises steigen, so hat in der geschlossenen Volkswirtschaft jeder einzelne keinen Deut mehr, als wenn sie auf der ursprünglichen Höhe geblieben wären.

Nur die Beamten also und wenige andere Berufsstände sind die Geprellten dabei, soweit einzelne in Betracht kommen. Der hauptsächlich Geprellte dabei aber ist das Reich. Denn unserem mammonistischen Empfinden nach leistet das Reich ja gar nichts. Es gibt uns nichts, wofür es von uns eine Gegenleistung erwarten könnte. Denn daß es mit Aufwand aller Kräfte unser Land, unser Leben, unser Eigentum schützt, das ist ja selbstverständlich, das ist keine wirtschaftliche Leistung. Im Gegenteil, das Reich schröpft uns, wir müssen Teile unserer Anteilsansprüche, die wir nach göttlichem Recht - Mammon ist unser Gott -- an die Volkswirtschaft haben, dem Reich abtreten. So etwas nennt man Steuern.

Aber darin hat unsere Geduld ihre Grenzen. Das Reich sollte uns so viele Anteile abfordern, daß es dadurch alles bekommt, was es braucht, um unser Leben, unser Vaterland zu schützen? So dumm sind wir nicht, daß wir uns das gefallen ließen. Aber — wir wollen es ihm borgen! Wir wollen auf unsere Anteile an das Volkseinkommen in recht großem Umfange zugunsten des Reiches verzichten, wenn uns das Reich am Einkommen späterer Jahre erheblich größere Anteile zugestehen will. Das bedeutet es doch, wenn wir dem Reich Geld zu 5% auf 10 Jahre borgen. Wir wollen dann für jede 100 Mark nicht weniger als 150 Mark wiederhaben.

Das merken wir gar nicht, daß wir dadurch auch nur die Verteilung des Jahreseinkommens der Volkswirtschaft etwas anders regeln, aber das Volkseinkommen selbst ganz und gar nicht ändern können. Da hindert unser Gelddenken uns unmittelbar an der Erkenntnis; es spiegelt uns vor, daß das Geld sich unabhängig von allem volkswirtschaftlichen Geschehen in irgendeiner geheimnisvollen Weise selber vermehrt. Dabei spielt doch aber immer der Gedanke an die Ausfuhr und an die Erschließung neuer Märkte mit, was bei der gezwungenermaßen geschlossenen Wirtschaftsweise der Kriegswirtschaft gänzlich außer Ansatz bleiben muß.

Alle diese Verdunkelungen und Willkürlichkeiten fallen in der militaristischen Volkswirtschaft weg. Im Augenblick, wo die Ernte herein ist, und im großen Umfange nach Schätzungen schon früher, weiß die Volkswirtschaft, über welche Stoffe sie verfügen kann. Die Leistungsmöglichkeiten der Betriebe und der einzelnen sind ebenfalls aus den Vorjahren bekannt, und so läßt sich ein vollkommen klarer Überblick über das Volkseinkommen gewinnen. Zu dieser Klarheit rechnen wir in erster Linie, daß das Volkseinkommen nicht etwa nur in einer Geldsumme angegeben wird. Das würde ja in der Kriegswirtschaft schon die allertollste Selbsttäuschung ergeben haben. Wenn wir uns gegenseitig alle Preise auf das Zehnfache hinaufgetrieben haben, so ist danach unser Volkseinkommen rechnungsmäßig zehnmal so groß geworden!

Also die militaristische Feststellung des Volkseinkommens muß als Einzelposten haben soundso viel Roggen, soundso viel Weizen, soundso viel Gerste, bei soundso viel vorhandenen Arbeitern soundso viel Kohlen und in derselben Weise eine Aufzählung aller übrigen Rohstoffe, sowie auch der nach Maßgabe der vorhandenen Arbeitskräfte möglichen Warenherstellung. Dabei ergibt sich nun während des Krieges die Notwendigkeit, soundso viel von diesen Rohstoffen und von dieser Herstellung für das Heer zu verwenden. Das übrige steht zur angemessenen Verteilung zur Verfügung. Und nun erst, auf Grund dieses vollständigen Überblickes ist eine gerechte Einteilung des Volkseinkommens, d. h. der hergestellten Güter und der Leistungen möglich.

Die vollkommenste Klarheit und Durchsichtigkeit ist unerläßliche Voraussetzung dafür. Sie ist es, die in der Kriegswirtschaft gefehlt hat, weil der Geldverkehr jede Art der Verschleierung und Verdunkelung möglich macht. Und das ist es eben, was der Militarismus von der Volkswirtschaft verlangen muß und wodurch er sie unzweifelhaft auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit erheben wird: Dies Verschleiern und Verdunkeln, das gegenseitige Täuschen und Belügen muß beseitigt werden, muß ersetzt werden durch Einrichtungen vollkommener gegenseitiger Offenheit. Der Mammonismus sagt, ohne Verschleierung und Verdunkelung, ohne Bezugs-

geheimnis, ohne Kundengeheimnis, ohne Geschäftsgeheimnis überhaupt geht es nicht. Denn sein Grundsatz bleibt, daß der Mensch für den Menschen ein Wolf sei. Der Militarismus aber sagt, man braucht nicht Wolf zu sein, man kann auch Kamerad sein.

Versuchen wir nun also, uns weiter klarzumachen, wie diese Verteilung vor sich geht. Die Großstädte und die Industriebezirke sind für alle Lebensmittel und viele andere Dinge, z. B. Kohlen, reine Bedarfsbezirke. Am besten wäre es, wie gesagt, wenn für jeden solchen Bedarfsbezirk auf längere Zeit feste Verträge mit bestimmten Lieferbezirken geschlossen würden. Dabei käme es auf räumliche Nähe und auf gute Verbindungen, besonders auf Wasserverbindungen an. Der Großwirtschaftsverband Berlin würde also eine größere Anzahl von Landkreisen zur Lieferung des Brotgetreides, der Futtermittel, des Schlachtviehes und eine Anzahl Kohlenzechen umfassen. Da nun der Bedarf an Brotgetreide wahrscheinlich größer ist als der an Futtermitteln, so würden etliche Landkreise sich zwar für Brotgetreide, aber nicht für Futtermittel dem Großwirtschaftsverband Berlin anschließen. Ebenso würde Werder vielleicht nur einen Teil seiner Obsternte an Berlin, andere Teile an andere Wirtschaftsverbände abgeben.

So dürfte sich ein Netz solcher Verträge über die ganze Volkswirtschaft spannen, und dadurch würde jedesmal für Jahre hinaus den Waren ein fester und sicherer Weg vom Hersteller zum Verbraucher angewiesen. Preisschwankungen wären dabei nicht ausgeschlossen, müßten aber durch den Vertrag gebunden sein. Es müßten dann z. B. Stufen des Ernteausfalls und bestimmte Arten, für jede Ernte die erreichte Stufe festzustellen, vereinbart sein. Es ist aber auch möglich, daß man für lange Jahre ganz ohne Preisschwankungen auskommt, eine reiche Körnerernte z. B. verwendet, um Vorräte für ungünstige Jahre zurückzulegen, während bei reichlicher Obsternte Dauerwaren hergestellt werden würden. Vorbereitung und Abschluß dieser Verträge wären durchaus Sache der Landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften innerhalb der Landkreise auf der einen Seite und der Wirtschaftsstabsbeamten der Großstädte auf der anderen Seite; und die

geeignetsten Persönlichkeiten für diese Beamtenstellen wären die früher im Großhandel tätigen Personen.

Wir haben also als kleinste Wirtschaftsgemeinde eine Stadt mit den umliegenden Dörfern, deren Markt die Stadt ist. Sie fügt sich mit anderen Wirtschaftsgemeinden zu höheren Gemeinschaften zusammen, wobei die Lebenserfahrungen ergeben müssen, ob die bisherigen Kreise und Provinzen dazu geeignet sind und genügen oder ob dazwischen andere Zusammenfassungen einzuschieben sind. Bestünden nun diese Zusammenfassungen, die doch zugleich auch Absonderungen sind, allein, so wäre vielleicht eine gewisse Gefahr da, daß das Trennende zu stark würde. Nun ziehen sich aber über das Ganze andere Zusammenhalte in den Berufsgenossenschaften, deren jede, wenn auch örtlich gegliedert, doch durch gleiche Lebensbedingungen über das ganze Reich hin zusammengehalten wird. Diese verschiedenen Gliederungen werden durch die Lieferungsverträge zu vielfach ineinander verflochtenen Zweckverbänden zusammengesetzt.

Dies ganze vielgestaltige Wirtschaftsleben bleibt aber durchsichtig durch die Buchführung der Volkswirtschaft, in der jede Güterbewegung sich vollkommen klar widerspiegelt, so daß für eine bestimmte Güterart sowohl die übermäßige Anhäufung an einem Ort wie der Mangel an einem anderen Ort in der Buchführung der Volkswirtschaft mitunter eher vorausgesehen wird, als er sich an Ort und Stelle selbst bemerkbar macht. Da kann also die Buchführung helfen. Die Bedarfsstelle kann anfragen, die Überschußstelle kann anfragen, die Buchführung vermittelt. Alle solche Anfragen und Vermittlungen erfolgen selbstverständlich nicht durch langstieligen — und geschäftsstiligen — Briefwechsel, sondern durch Fernsprecher mit selbsttätiger Aufzeichnung. Das ist eine technische Einrichtung, die es schon gibt. Für wichtige Dinge werden, wie jetzt Akten, die Walzen oder Platten eine bestimmte Zeit aufgehoben. Dann aber werden sie wieder abgeschliffen und neu gebraucht.

Für diese Auskünfte und Vermittlungen sind natürlich im Buchführungsamt besondere Abteilungen und diese wieder nach Berufszweigen gegliedert, wo also die früher im Großhandel

Tätigen ihre Waren- und Geschäftskunde verwerten können. Man wird, um jederzeit ein klares Bild der Güterbewegung und des Güterstandes zu haben, sich Anschauungsmittel herstellen, etwa die Gesamtherstellung einer jeden Ware nach den wöchentlichen Meldungen so aufzeichnen, daß man die neuentstehende Kurve mit denen der Vorjahre vergleichen kann. Man wird für jede Ware und jedes Jahr eine Landkarte des Reiches haben, auf der nicht nur Überschuß- und Bedarfskreise, sondern auch Höhe des Überschusses und Größe des Bedarfs durch Farben kenntlich gemacht sind. Alle diese Karten werden auch die Verbindungswege zeigen und so bei jeder Anfrage mit einem Blick erkennen lassen, wie geholfen werden kann.

Das alles fügt sich zusammen, ohne daß der einzelne, sei es Betrieb oder Mensch, durch irgendeine Aufdringlichkeit belästigt wird. Dadurch, daß der einzelne für seine Ware Bezahlung nimmt, die ja nur durch Umbuchung in der Buchführung der Volkswirtschaft erfolgt, gibt er dieser Buchführung alle nötigen Einzelangaben, deren sie für ihre Überschau bedarf. Und sie wirkt nicht als lästige Spürerin und Mahnerin, sondern kommt erst, wenn sie angerufen wird, dann aber auch sofort. Aber auch wieder nicht mit Befehl und Weisung, sondern mit sachverständigem, auf das klarste begründetem Rat.

Ist das nicht besser als das mammonistische System der Verheimlichung und Verdunkelung, innerhalb deren sich dann der „Spürsinn des Handels" nutzbar machen muß, sich aber diesen Spürsinn auch reichlich bezahlen läßt? Gewiß ist im gegenwärtigen, d. h. mammonistischen System der Handel unentbehrlich, da sich ohne ihn die Ware nie durch das Dunkel hindurchfinden würde. Aber dies ganze Dunkel haben wir selber erst durch unsere mammonistische Gesinnung geschaffen, weil jeder von uns hoffte, im Trüben besser fischen zu können, jeder dem Nachbar den Profit nicht gönnte, sondern mehr für sich haben wollte. Geben wir diese Gesinnung auf, sind wir einander nicht Mammonswölfe, sondern Militärkameraden, so schwindet alles Dunkel: und für das, was man klar sehen kann, braucht man keinen Spürsinn.

*

Der Geist der Kameradschaft aber hat noch weitere Folgen. Kameraden dürfen nicht miteinander Krieg führen, nicht einmal vorübergehend. Noch viel weniger dürfen sie miteinander in einem jahrzehntelangen, niemals aufhörenden Kampfe stehen. Also wenn die militaristische Volkswirtschaft auf Kameradschaft aufgebaut werden soll, dann muß der Klassenkampf gänzlich aufhören.

So vollständig aussichtslos, wie das den Lesern beim ersten Nachdenken erscheint, ist die Sache wirklich nicht. Die Kriegsziele der beiden Parteien sind ähnlich wie die unserer Gegner im Weltkrieg. Jede Partei will die andere vollständig niederringen. Das industrielle Proletariat kämpft ausgesprochenermaßen für seine Diktatur. Die Lohnherrn oder Arbeitgeber, die nach Meinung ihrer Gegenpartei diese Diktatur bisher innehaben, kämpfen natürlich dafür, daß sie ihnen verbleibe und sogar möglichst wenig durch Hineinreden des Staates beschränkt werde. Ihr Hauptverlangen ist, daß jeder Arbeiter die Arbeit als ein Gnadengeschenk ansehe, das ihm jeden Augenblick entzogen werden könne. Das sind von beiden Seiten die Kriegsziele.

Kampfmittel der einen Seite ist der Streik, der anderen die Aussperrung. Unter beiden leidet gleichermaßen die Gesamtheit.

Ich meine, hier muß sich der Militarismus die Friedensformel der Sozialdemokratie aneignen; allerdings nicht die für den Klassenkampf, aber die für den Weltkrieg. Der Klassenkampf ist schlimmer als der Weltkrieg, denn er dauert schon mehr Jahrzehnte als der Weltkrieg Jahre, und ein Ende ist bisher überhaupt nicht abzusehen, wenn nur der Sieg einer Partei den Frieden herbeiführen soll. Deshalb gilt hier wirklich, was die Sozialdemokratie für den Weltkrieg fälschlich behauptete: es darf in diesem Kampf weder Sieger noch Besiegte geben. Nur so kann der Klassenkampf durch einen Dauerfrieden beendigt werden.

Das würde also einen immerwährenden Arbeitsvertrag erfordern! Nun, langjährige Arbeitsverträge gibt es ja schon in den verschiedensten Berufen. Sie wirken im allgemeinen gut, aber ihre Verlängerung oder Erneuerung bietet immer die Ge-

fahr neuen Krieges. Nun haben ja die sozialen und sonstigen Demokraten bei dem Weltfrieden die Bildung internationaler Schiedsgerichte im Auge, denen jeder Staat sich zu fügen hätte. Wir hätten danach Aussicht, Recht zu nehmen vor einem Gerichtshof von Neutralen, wie er etwa auf der Stockholmer Konferenz zu finden war. Ich glaube doch nicht recht, daß wir gut tun würden, uns auf solche Sachen einzulassen. Gerade nach den Erfahrungen des Weltkrieges scheint es mir gänzlich unmöglich, bei irgendeinem tiefergehenden Zwiespalt die geeigneten Persönlichkeiten für ein solches Weltschiedsgericht zu finden. Aber gesetzt auch, das wäre möglich, so bliebe doch die andere Schwierigkeit, daß solche Richtersprüche in der Luft schweben würden, wenn keine Zwangsgewalt hinter ihnen steht.

Beim Friedensschluß im Klassenkampf würde, wie mir scheint, das erste Bedenken bei einer Republik, ja sogar bei einem parlamentarisch regierten Staate genau ebenso groß sein. In der Monarchie ist diese Gefahr beseitigt, weil da wirklich eine Macht ist, die außerhalb der Parteien steht. Das Interesse der Monarchie ist in keiner Weise, wie es die herrschenden Redensarten glauben machen wollen, mit dem Interesse der jeweilig herrschenden Klasse untrennbar verbunden. Schon die Geschichte lehrt das Gegenteil, sie zeigt die Monarchie stets im Kampf gerade mit der herrschenden Klasse. Wo das einmal anders wurde, gab es Revolution.

Aber nicht nur die geschichtliche, sondern auch die einfache naturwissenschaftliche Betrachtung lehrt dasselbe. Die Monarchie, die einen Teil des Staates zugunsten des anderen schwächt, die schwächt doch dadurch den ganzen Staat und sinkt mit ihm im Vergleich zu anderen Staaten auf eine niedere Rangstufe. Der Monarch wäre also das einzige Wesen, das seiner Natur nach gegen sein eigenes Interesse ha..deln müßte, ein naturwissenschaftlich vollständig unsinniger Gedanke. Ebenso wie dieses erste Bedenken fällt auch das zweite beim Friedensschluß im Klassenkampf; denn zum mindesten eine durch eine Monarchie geleitete Gesamtheit hat tatsächlich die Zwangsgewalt, jeden derartigen Richterspruch durchzusetzen.

Allerdings ist für diesen Friedensschluß etwas nötig, was einen bedeutenden Schritt über die bestehenden Verhältnisse hinaus bedeutet, das Verhältnis des Lohnherrn zum Arbeiter muß aus einem privatrechtlichen ein staatsrechtliches werden. Der Militarismus muß in die Volkswirtschaft etwas Ähnliches hineinbringen, wie das, was er im Heere längst geschaffen hat. Vor wenig mehr als hundert Jahren waren Regiment und Kompagnie noch Privatunternehmen, und auch damals sah man die übelsten Folgen voraus, als Neuerungssucht das anders machen wollte. Jetzt aber können wir uns kaum in diese älteren Zustände zurückdenken. In der Volkswirtschaft wird es auch so sein.

Natürlich dürfen die militärischen Verhältnisse bei der Übertragung auf die Volkswirtschaft nicht sklavisch nachgeahmt werden. Die Schaffung einer Arbeitsarmee, deren Offiziere der König ernennt und in der jedem einzelnen durch höheren Befehl sein Platz angewiesen wird, wäre zwar durchaus denkbar, aber doch vielleicht nicht die zweckmäßigste Einrichtung. Diese dürfte sich vielleicht dadurch ergeben, daß wir die bestehenden Einrichtungen nur soweit abändern, als sie mit dem militaristischen Grundcharakter der Volkswirtschaft unvereinbar sind.

Sehen wir uns die einzelnen Betriebe an. Der Betrieb des Bauern und des Handwerkers hatte früher durchaus den Charakter einer erweiterten Familie. Geselle, Lehrling, Knecht und Magd wurden wenig anders gehalten als die eigenen Kinder. Ein größeres Gut war ein Staat im kleinen mit allerlei lästigen Herrenrechten und Untertanenpflichten, von denen in letzter Zeit sehr viel geschrieben und gedruckt wurde, um die Greulichkeit dieser Zustände ins Licht zu setzen, aber auch mit Untertanenrechten und Herrenpflichten, von denen viel weniger geschrieben und gedruckt wurde, die aber durchaus ebenso lebendig waren. Daß ein Gutsherr einen alten Tagelöhner vom Gute gejagt hätte, wie später jeder Fabrikant einen altgewordenen Arbeiter wegjagte, war nach den älteren Einrichtungen einfach unmöglich.

Das hat der Mammonismus alles gründlich abgeändert. Rittergut, Bauerngut, Fabrik, Werkstatt, alles ist über einen

Kamm geschoren, ist gleichermaßen Geldgeschäft geworden. Jeder kann es kaufen, und wer es gekauft hat, kann damit machen, was er will. Seine Arbeiter mietet jeder für Geld. Auf Arbeit und Lohnzahlung beschränken sich die Beziehungen, die jeden Augenblick nach kurzer Kündigungsfrist abgebrochen werden können. Das sollte ein Fortschritt sein. Eine Unsumme von Freiheiten wurde darin entdeckt, unter andern leider auch die Freiheit des Verhungerns, die es für den Gutsuntertanen gar nicht und für den zünftigen Handwerksgesellen kaum gegeben hatte. In Wahrheit hat diese Summe von Freiheiten den Arbeiter wenn auch nicht vollkommen rechtlos, so doch wurzellos gemacht, und damit auch den Freiheiten die Aussicht verkümmert, zu blühen und Frucht zu tragen.

Gewiß sind Herr und Arbeiter einander nicht nur politisch, sondern auch moralisch gleicher geworden, insofern beide Knechte des Geldes geworden sind. Aber die Knechtschaft des Herrn und des Arbeiters ist doch recht verschiedener Art. Gewiß können auch die Arbeiter den Herrn knechten, wenn sie z. B. in ein Riesengeschäft, das Aussicht auf hohen Gewinn bietet, eine Streikdrohung einschieben. Aber das sind doch verhältnismäßig seltene Fälle, wenngleich sie Anlaß geben, weit über ihre Reichweite hinaus über unerträgliche Tyrannei der Arbeiter zu klagen. Fest steht dagegen immer noch die Formel, daß der Arbeitgeber Herr in seinem Hause sein will.

Es ist merkwürdig, daß solche alten Formeln sich lebendig und wirksam halten, wenn sie auch neben neu aufgekommenen und allgemein angebeteten Schlagwortgötzen vollkommen überlebt erscheinen. Wir leben und atmen schon jahrzehntelang in allgemeinen Freiheitsredensarten; und mitten darin steht unerschüttert wie ein Fels in den Meereswogen der „Herr in seinem Hause"!

Jeder Herr bedarf doch einer Ergänzung, sonst ist der Begriff wesenlos! Wie es keinen Vater gibt ohne Kinder, so gibt es keinen Herrn ohne Knechte oder Untertanen. Und während sich die öffentliche Meinung dagegen empört, daß irgend jemand irgendwie geknechtet oder auch nur als Untertan bezeichnet werde, stempeln wir mit dem

einen Schlage, der das Wort „Herr im Hause" prägt, Millionen, ja die Mehrheit der Volksangehörigen zu Untertanen oder Knechten.

Mit dem Wort ist durchaus unbeschränkte Herrschaft gemeint. Wer nicht pariert, fliegt! Kein absoluter Staatsmonarch herrscht so unbeschränkt, daß er jeden kleinen Ungehorsam, ja jedes mißliebige Benehmen mit ewiger Verbannung ahnden könnte.

Je nun, der Arbeiter ist ja dadurch frei, daß er jeden Augenblick oder doch nach kurzer Kündigungsfrist das Haus, in dem er sich geknechtet fühlt, verlassen kann. — Gewiß, aber was dann? Dann muß er sich einen anderen Herrn suchen und ist Knecht oder Untertan wie zuvor. Wenn es auf der Erde keine anderen Staaten als absolute Monarchien gäbe, würde dann die Auswanderungsfreiheit die Untertanen wirklich frei machen? Wenn ja, dann wäre durch solches Staatensystem die Freiheit des Menschengeschlechtes vollkommen gesichert. Jeder Verletzung seiner Rechte könnte sich jeder durch Auswanderung entziehen; und wenn er genau wüßte, daß sie ihm da, wo er sich hinwendet, wieder ebenso verletzt würden, so könnte er abermals weiterziehen. Wäre das nun wirkliche Freiheit?

Für das Staatsleben glaubt das kein Mensch. Deshalb hat man dort durch Verfassungen die Freiheit des einzelnen gegen allzu starke Anforderungen des Staatsganzen geschützt. Da aber, wo am allermeisten von Freiheit geredet wird, im freien Wirtschaftsleben, wo es nur das „freie Spiel der Kräfte" gibt, da besteht dieser Absolutismus und diese Knechtschaft unangefochten weiter. Denn der Herr im Hause ist ja nicht nach der mittelalterlichen Formel Herr von Gottes Gnaden, sondern Herr kraft des Geldes, für das er sich das Haus gekauft hat, also Herr von Mammons Gnaden. Das ist ganz etwas anderes. Gott gebietet uns nicht nur, unseren Nächsten zu lieben wie uns selbst, sondern er verlangt, daß unser Herrschen ein Dienen sein soll, daß die Tätigkeit des Herrschenden aufgehen soll in der Fürsorge für die Untertanen. Das sind veraltete Begriffe. Der Herr von Mammons Gnaden würde solche Anforderungen mit Entrüstung zurückweisen

Er fühlt sich nicht Gott, sondern dem Mammon verantwortlich. Sein Geld muß sich verzinsen, gut verzinsen, sonst ist er ein schlechter Herr.

Und ein wirklich achtungswerter Herr wird er erst dadurch, daß er sein Geld vermehrt, ja vervielfacht. Was man dem Herrn von Gottes Gnaden — vielfach gewiß mit Recht, aber gerade neuerdings öfter zweifellos mit Unrecht — vorwarf, das trifft die Herren von Mammons Gnaden ohne jede Ausnahme: Der Herr von Mammons Gnaden ist der geborene Eroberer, er hat Tag und Nacht keinen anderen Herrengedanken als den, wie er mehr Geld erwerben, d. h. also wie er seine Herrschaft ausbreiten, weitere Gebiete, mehr Menschen sich untertan machen kann. Auch in dieser Betrachtung finden wir den Mammonismus als Weltkrieg ohne Ende.

Aber für das Verhältnis zu den Untertanen bedeutet der Herr von Mammons Gnaden vollkommenste Herzlosigkeit. Der Arbeiter als Mensch ist nicht vorhanden, er ist nur als Arbeitskraft da und wird rücksichtslos beseitigt, wenn er als solche nicht mehr genügt.

Freilich läßt sich dagegen einwenden, daß ein solches Verfahren doch nur in Ausnahmefällen vorkomme. Es bleibt schließlich jeder, auch wenn er Herr von Mammons Gnaden wird, ein Mensch, in dem sich die Urtriebe nicht ganz unterdrücken lassen. Und die Nächstenliebe gehört nun einmal, was man auch sagen mag, für uns alle zu den seit vielen Jahrhunderten ererbten Urtrieben. Aber wo einer seinem guten Herzen gegen die Anforderungen der kalten kaufmännischen Berechnung nachgegeben hat, da macht sein geschäftliches Gewissen ihm hinterher Vorwürfe, und in sehr vielen Fällen wird das geschäftliche Gewissen gegen jene anderen Regungen, wenn auch nach hartem Kampf, den Sieg behalten, wie in der bekannten Geschichte von dem Herrn, den ein entlassener Arbeiter durch die Schilderung seiner und seiner Angehörigen Not zu heißen Tränen rührt und der dann den Diener herbeischellt und ihm zuruft: „Schmeiß den Kerl raus, er zerbricht mir's Herz."

Ja, es ist sogar unzweifelhaft, daß bei größeren Be-

trieben, wo die Anzahl der Untertanen in die Hunderte, ja gar Tausende oder Zehntausende geht, der Anfang einer Umwandlung des Herrn zu spüren ist. Es beginnt ein Verantwortlichkeitsgefühl für das ganze Lebensschicksal der Untertanen, das mitunter zu wirklich bedeutenden Fürsorgeeinrichtungen geführt hat. Es wiederholt sich da ein Vorgang, den wir in der deutschen Geschichte jahrhundertelang in recht bedeutendem Maße wahrnehmen konnten. Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß die Landesfürsten in Deutschland anfangs dem Reich gegenüber etwas vom Charakter des Unternehmers, also einen mammonistischen Zug hatten. Die stärkste Ausprägung davon war bis in die neuere Zeit hinein der Verkauf von Landeskindern an das Ausland. Die Dynastie, die sich dessen schuldig machte, ist vom Thron verschwunden. In allen anderen Dynastien haben aber offenbar starke seelische Kämpfe stattgefunden, in denen schließlich überall das Gottesgnadentum über den Mammonismus gesiegt hat. Die Landesfürsten haben es alle verlernt, ihre Staaten, die doch einst ihre Privatunternehmungen waren, in erster Linie so zu behandeln, daß sie ihnen einen steigenden Ertrag abwürfen, wie es jeder tüchtige Geschäftsmann doch tun muß. Von den Konflikten, die dabei stattgefunden haben, können unsere Geschichtsschreiber manche ganz nette Geschichtchen erzählen, so z. B. das von der verschiedenen Behandlung der Domänen in verschiedenen Staaten. Aber gesiegt hat wie gesagt das Gottesgnadentum, das den König zum Diener seiner Untertanen macht, das neuerdings zum Entsetzen aller mammonistisch Gesinnten die soziale Reform herbeigeführt hat und das wegen seiner unverbrüchlichen Feindschaft gegen den Mammonismus von allen mammonistisch Gesinnten seit Jahrzehnten mit einer Preßfehde bekämpft wird, die an Ausdehnung und bedenkenfreier Verwendung aller Mittel höchstens von der Preßfehde Englands gegen uns im Weltkriege erreicht wird.

Nun, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß erste Ansätze zu einer solchen Umbildung, wie sie bei unseren landesfürstlichen Herrscherfamilien stattgefunden hat, sich auch vielfach bei Industriefürsten gezeigt haben. Neben den Fürsorgeeinrichtungen gab es selbst Einrichtungen zum Rechts-

schutz gegen die Willkür des absoluten Herren. Ich meine da nur die, die allein aus dem Willen des Betriebsherrn hervorgegangen sind, nicht die Eingriffe der Staats- und Reichsgewalt durch allerhand Gesetze, die gerade von solchen Arbeitgebern am unliebsamsten empfunden werden, die am meisten Pflichtgefühl in der Fürsorge für ihre Untertanen bewährt hatten.

Und doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Souveränität dieser „Herren im Hause" dem Staatsganzen auch dann nicht ungefährlich ist, wenn sie sich in der eben angedeuteten edleren Weise entwickelt. Ist doch durch die Souveränität der Landesherrn schließlich das Deutsche Reich gesprengt worden. Es gibt da doch scharfe Gegensätze zwischen engerer und weiterer Gemeinschaft. Ich denke an einen gewiß hochherzigen und hochverdienten Industriefürsten, der für seine Arbeiter Zeitungsverbote erließ, was ihm ja freilich weiter keinen Nutzen brachte, der aber auch die Heirat seiner Arbeiter von seiner Genehmigung abhängig machte. Er verlangte, daß sie nicht zu jung heirateten, sondern vorher für ihre wirtschaftliche Sicherung Sorge trügen. Nun geschah das gewiß auch mit um deswillen, um sich einen tüchtigen Stamm von Arbeitern für sein Werk zu erhalten. Aber in erster Linie war es doch im Interesse der Arbeiter selbst. Denn tatsächlich ist eine zu früh geschlossene, wirtschaftlich nicht gesicherte Ehe eine große Gefahr für das Lebensglück. Arbeiter und Betriebsherr waren also an diesem Eheverbot gleichermaßen interessiert.

Wie sieht aber die Sache, vom Standpunkte des Deutschen Reiches betrachtet, aus? Frühgeschlossene Ehen ergeben naturgemäß mehr Kinder als spätgeschlossene. Und unzweifelhaft festgestellt ist, daß die Kinder aus frühgeschlossenen Ehen gesünder und kräftiger sind. Nehmen wir einmal an, das wirtschaftlich gesunde Gesetz jenes Industriefürsten wäre in ganz Deutschland durchgeführt worden. Wie hätte es dann mit unserer Heeresmacht im Weltkriege ausgesehen? In Frankreich hat sich ja eine ähnliche Beschränkung der Kinderzahl von selber ergeben. So ist Frankreich auf der Bevölke-

rungszahl von 1871 stehengeblieben. Wäre es bei uns ebenso gewesen, dann waren wir im Weltkriege verloren.

Es kann denn auch keinem Zweifel unterliegen, daß alle solche selbst bestgemeinte Einrichtungen durchaus unzulässige Eingriffe in die Souveränität des Staates bilden, innerhalb dessen sie vorkommen. Das Herrentum von Mammons Gnaden ist also selbst dann staatsgefährlich, wenn es in der edelsten Absicht ausgeübt wird. Noch vielmehr aber ist es das, wenn es der Herrschaft der amerikanischen Milliardäre ähnlich wird, die nur im Nebenamt Industriefürsten, im Hauptamt lediglich Geldmacher sind.

Wenn der Arbeiter lediglich auf seine Arbeitsleistung und auf den Preis hin angesehen wird, der dafür zu zahlen ist, so ergeben sich daraus Zustände, die für die Gesamtheit ganz außerordentlich gefährlich sind. Es ist ganz unzweifelhaft, daß in dem Leben der Völker, in denen der Handel vorherrscht, die sich aber lieber Industriestaaten als Handelsstaaten nennen, die Entwicklung in dieser Richtung geht. Auch diesen Nebensinn hat es, wenn wir auf Amerika hingewiesen werden, das uns 50 Jahre voraus sei. Ansätze zu solchen Entwicklungen finden wir aber durchaus auch schon bei uns.

Es ist für mich ein ganz merkwürdiges Gefühl, wenn ich daran denke, daß das, was ich jetzt sagen will, bei manchem meiner deutschen Leser auf Widerspruch stoßen wird. Für mich ist es so selbstverständlich, daß ich mir immer erst mühsam klarmachen muß, daß andere, auch gute Deutsche, anders empfinden können. Ich kann mir da immer nur sagen, vielleicht würde ich, wenn ich eine Fabrik, ein Kohlenbergwerk oder einen Großgrundbesitz geerbt hätte, auch anders empfinden. Ich habe nämlich das Gefühl, daß jeder, der ausländische Arbeiter heranzieht, weil sie billiger arbeiten als die eignen Volksgenossen, damit eine Handlung begeht, die sich gegen das ganze deutsche Volk richtet.

Nach dem, was ich eben gesagt habe, ist es klar, daß ich auf entrüstete Antworten gefaßt bin. Daß mir etwa entgegengerufen wird: „Es fiele uns ja nicht im Traume ein, fremde Arbeiter zu beschäftigen, wenn wir nur überhaupt

deutsche Arbeiter bekommen könnten! Aber wir bekommen sie ja nicht! Die haben anderwärts lohnendere Beschäftigung! Darum bleibt uns ja gar nichts anderes übrig, als ausländische Arbeiter heranzuziehen, wenn wir überhaupt die Arbeit gemacht sehen wollen. Und das müssen wir doch! Das Bestehen unseres Betriebes ist durchaus notwendig zum Bestehen der ganzen Volkswirtschaft, ebenso wie die Tapferkeit jeder Kompagnie durchaus notwendig ist, um die Tapferkeit des ganzen Heeres herzustellen. Also wir sind vor allen Dingen verantwortlich dafür, daß unser Betrieb gut arbeitet und das liefert, dessen die Volkswirtschaft zu ihrem Gesamtbestehen bedarf. Können wir die dazu nötigen Arbeitskräfte nicht im Inlande finden, so suchen wir sie eben im Auslande, ganz genau so, wie alle die, die irgendwelche Rohstoffe nötig gebrauchen, sie aus dem Auslande beziehen müssen, wenn sie im Inlande nicht oder nur zu unerschwinglichen Preisen zu haben sind. Das ist durchaus notwendig und das ist durchaus sittlich. Das Gegenteil wäre unsittlich; denn es wäre Verschwenderwirtschaft. Und aus lauter Verschwenderwirtschaften läßt sich eine glückliche Volkswirtschaft eben nicht zusammensetzen."

Ich muß diese ganze Beweisführung als vollkommen richtig zugeben. Es läßt sich ganz und gar nichts dagegen einwenden. Innerhalb unserer Einrichtungen kann der einzelne gar nicht anders handeln.

Aber wenn wir die Sache nun vom Standpunkte der Gesamtheit aus ansehen, dann müssen wir uns wieder sagen, vollbeschäftigt sind alle unsere Volksgenossen noch niemals gewesen, eine Anzahl von Arbeitslosen hat es immer gegeben. Die Zahl statistisch festzustellen, ist öfter versucht worden. Ich glaube nicht, daß irgendeiner dieser Versuche gelungen ist, die Einzelangaben, auf die sie sich stützen, sind viel zu unsicher. Aber daß sie da sind, das beweist der Bettel, das beweist die Möglichkeit einer umfassenden Wohltätigkeit, das beweisen die Asyle für Obdachlose und schließlich Gefängnisse und Zuchthäuser, die doch nur einen Zwischenaufenthalt für solche Leute darstellen, deren Tätigkeit man nicht eigentlich im volkswirtschaftlichen Sinne Arbeit nennen kann.

Alle diese Arten von Arbeitslosen zur Arbeit heranzuziehen, kann selbstverständlich nicht Aufgabe der einzelnen sein, wohl aber, scheint mir, ist es Aufgabe, ja Pflicht der Gesamtheit. Und jeder, der gewöhnt ist, zunächst mit der Gesamtheit zu fühlen — die Anzahl dieser Leute ist nicht ganz gering in Deutschland —, der muß auch fühlen, daß trotz aller Schuld, die dem einzelnen da zuzumessen sein mag, doch auch die Gesamtheit ein wohlgemessenes Teil Schuld an der Lebensführung dieser Fehlgegangenen trägt.

Das ist allerdings ein militaristischer Gedanke und ein militaristisches Gefühl. Wenn in einer Kompagnie eine größere Anzahl von Leuten schlecht ausgebildet ist und sich schlecht führt, so trägt auch da gewiß in erster Linie jeder einzelne dieser Leute die Schuld daran. Der Oberst aber macht den Hauptmann dafür verantwortlich.

Nun, einzelne Arbeitgeber, die wir für das Schicksal der Landstreicher, Bettler und Verbrecher verantwortlich machen könnten, gibt es natürlich seit der vollkommenen Freizügigkeit der Arbeit nicht mehr. Jeder einzelne fühlt sich vollkommen unschuldig daran. Er fühlt sich auch dann nicht schuldig, wenn er Auswärtige vorzieht, weil sie weniger Lohn fordern, als die deutschen Volksgenossen, die sich bei ihm um Arbeit bewerben. Denn er fühlt sich in erster Linie seinem Geldbesitz verantwortlich, und dieses Verantwortlichkeitsgefühl sagt ihm, daß er bei geringeren Lohnzahlungen mehr herauswirtschaften kann, als bei höheren. Das führt dann weiter dazu, daß ausländische Arbeiter nicht nur angenommen werden, wo sie sich anbieten, sondern daß sie auch angeworben werden, was wieder ein gutgehendes Geschäft für Agenten abgibt.

Nun, daß diese fremden Arbeiter auch im militärischen Sinne eine sehr große Gefahr darstellen, das hat der Weltkrieg denn doch zur Genüge gezeigt. Die russische Kriegsführung gegen uns ist durch diese Einrichtung ganz wesentlich erleichtert worden. So vaterlandstreu auch alle die Herren sind, die solche Arbeiter herangezogen haben, sie haben damit doch jedesmal eine Handlung begangen, die sich schließlich als vaterlandsfeindlich erwies. Sie haben sie begangen, ohne

es zu wissen. Also ihnen eine Schuld dafür beizumessen, wäre ungerecht. Wohl aber scheint es mir angebracht, auf Einrichtungen zu sinnen, die solche Handlungen in Zukunft unmöglich machen.

Dabei tun wir hier, wie überall, gut daran, wenn wir an das anknüpfen, was geschichtlich schon selber geworden ist. Und hier wie an vielen Orten hat uns der Weltkrieg den Weg gezeigt. Die Arbeit, zu der am meisten ausländische Kräfte herangezogen wurden und bei der wir sie, wie mir scheint, in Zukunft am wenigsten dulden dürfen, ist die Ernte. Da braucht der Landwirt auf einmal eine Menge von Arbeitern, für die er das ganze Jahr hindurch durchaus keine genügende Beschäftigung hat; er ist also genötigt, sie von anderwärts heranzuziehen und hat sie in den letzten Jahren, ja Jahrzehnten zu keinem annehmbaren Lohnsatz im eignen Vaterlande bekommen können. Wie können wir das in Zukunft anders machen?

Nun, das hat uns eben der Weltkrieg gezeigt. Er hat uns alle gelehrt, daß die Ernte nicht in erster Linie eine Sache ist, bei der soundso viele Gutsbesitzer einen großen Profit einheimsen wollen, sondern daß es die wichtigste Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes ist. Und so hat sich das deutsche Volk in allen seinen Schichten bereit erklärt und verpflichtet gefühlt, bei der Ernte zu helfen. Die Jungmannen haben eine Ehre darin gesucht, dabei mitzutun und ihr Bestes zu leisten. Daraus eine dauernde Einrichtung zu machen, erscheint um so weniger unmöglich, als die Teilnahme gerade an diesen Arbeiten für die Erziehung in mehr als einer Hinsicht außerordentlich wünschenswert ist. An der für das Volk wichtigsten Arbeit einmal selbst teilgenommen zu haben, eigene Anschauung, eigene Erfahrungen daran gemacht zu haben, erscheint mir als eines der wichtigsten Stücke staatsbürgerlicher Erziehung. In die Vorschläge, die ich in meinen „Volksorganischen Einrichtungen der Zukunftsschule" *) gemacht habe, fügt sich eine solche Maßregel ohne weiteres ein.

An dem unbedingten Verbot, fremde Arbeiter zu be-

*) Verlag des Hauslehrers, Berlin-Lichterfelde 1913.

schäftigen, müssen wir dabei aber mit aller Entschiedenheit festhalten.

Das wäre also auch ein Eingriff in die Souveränitätsrechte des Betriebsherrn; aber dieser Eingriff erfolgte zunächst nicht zum Schutze der Arbeiter, sondern zum Schutze des Vaterlandes, sogar aus rein militärischen Gründen.

Aber darüber hinaus verlangt auch das ganze Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer eine sorgfältigere Betrachtung, als ihr bisher zuteil geworden ist. Da haben wir alle unsere Sinne von Freiheitsredensarten umnebeln lassen. Die Freizügigkeit, der freie Arbeitsvertrag und noch dazu der Heiligenschein des Wahlrechtes haben es uns angetan. Das alles sind wunderschöne Dinge und niemand wird sie wieder abschaffen wollen, aber gänzlich verfehlt wäre es, sie für Allheilmittel zu halten. So wie sie unter den bestehenden mammonistischen Einrichtungen wirken, bedrohen sie die Arbeiter mit einem viel schlimmeren Sklavendasein, als ihnen jemals in der Weltgeschichte beschieden gewesen ist.

Den höchsten Grad der Rechtlosigkeit bezeichnet nach unserer Meinung die Sklaverei. Der Sklave war Besitzstück eines anderen und hatte rechtlich durchaus keinen eigenen Willen. Ich will dagegen gar nicht anführen, daß mancher Sklave seinen Herrn beherrscht hat, wie ja auch manches Dienstmädchen das ganze Haus regiert. Ich will nur sagen, daß der Sklave doch nicht ohne Rechtsschutz dastand, der allerdings in der Gesetzgebung nur wenig Ausdruck fand, durch die Sitte aber um so fester aufrechterhalten wurde. Hat es jemals ein römischer Bürger gewagt, Sklaven verhungern zu lassen? Es mag vereinzelt vorgekommen sein, mir ist kein solcher Fall bekannt. Vor allem aber sprach das Interesse des Besitzers selbst dagegen. Der Sklave als Besitzstück war verkäuflich, man mußte ihn um deswillen gut behandeln, wie man auch das Vieh um deswillen gut behandelt. Das Futtergeld ist nicht weggeworfen, es rentiert sich.

Genug, die Aufhebung der Sklaverei, wie auch die der Hörigkeit, der Leibeigenschaft und aller derartigen Verhältnisse haben zunächst nur die Aussichten auf Not und Elend vermehrt. Freiheit und Menschenwürde sind schöne Dinge,

aber satt wird man nicht davon. Und da nun unter den mammonistischen Einrichtungen alles für Geld feil ist, so ist jeder, der Freiheit und Menschenwürde hat, aber nichts zu essen, nach einer bestimmten Wartezeit immer bereit, Freiheit und Menschenwürde zu verkaufen, um für den Erlös etwas Essen zu kaufen. Ist das nun wirklich eine von der Natur geforderte Einrichtung? Ist es zweckmäßig, den Menschen Rechte zu geben, die sie gar nicht gebrauchen können? Oder, anders gefaßt, wenn die Gesamtheit den Einzelnen Rechte gewährt, muß sie dann nicht auch dafür sorgen, daß sie diese Rechte auch wirklich ausüben können?

Bei den Einrichtungen der Hörigkeit, der Leibeigenschaft, der Sklaverei waren die Besitzer meistens rechtlich, jedenfalls aber überall sittlich verpflichtet und wurden von der Gesamtheit streng dazu angehalten, den Unterdrückten ein gewisses Mindestmaß von Unterhalt zu gewähren. Das Recht, das die Unterdrückten dadurch bekamen, war geringfügig im Verhältnis zu dem, was sie dafür zu leiden hatten; aber es war doch etwas, wovon man leben konnte. Der neue Freiheitsredeschwall und die daraus fließenden Taten der Gesetzgebung nahmen die Unterdrückung von diesen unglücklichen Menschen, nahmen ihnen aber auch dafür das Recht, das sie auf das zum Leben Notwendigste hatten.

Anders ausgedrückt, bei den früheren Einrichtungen war Hörigen, Leibeigenen und Sklaven ein gewisser Anteil an dem, was die Arbeit des Volksganzen schuf, durch Vermittlung ihrer Herren gesichert. Diese Sicherung wurde ihnen genommen, als man ihnen die Freiheit gab.

Ja nun, erwidert man, sie waren ja doch nun freie Arbeiter! Sie konnten frei arbeiten und sich damit ihren Lebensunterhalt erwerben, einen unendlich viel besseren Lebensunterhalt, als ihnen Sklaverei, Leibeigenschaft und Hörigkeit jemals gewährt haben. Es ist doch Tatsache, daß weitaus die meisten unserer Arbeiter in der Lebensführung unendlich hoch über diesen früheren unterdrückten Klassen stehen. Das danken sie doch dieser Freiheit.

Das ist schon ganz richtig und mir liegt ganz gewiß jeder Gedanke daran fern, die früheren Einrichtungen wieder herbei-

führen zu wollen. Ich möchte nur wiederholt darauf aufmerksam machen, daß es, wenn auch eine Minderzahl, so doch immerhin eine an und für sich genommen recht hohe Zahl von Menschen gibt, denen es schlechter geht, als all diesen früheren unterdrückten Klassen. Und weiter möchte ich darauf aufmerksam machen, daß auch von denen, denen es jetzt gut geht, keiner davor gesichert ist, auch einmal plötzlich zu dieser Minderzahl zu gehören. Und daß erst recht keiner davor gesichert ist, daß seine Kinder dereinst zu dieser Minderzahl gehören. Und es ist nur ein mäßiger Trost für ihn, daran zu denken, daß die reichen Leute, die er sich gegenübersieht, weder für ihre Person noch für ihre Kinder besser vor einem derartigen Schicksal gesichert sind.

Man sagt uns, es kann ja jeder arbeiten! — Kann wirklich jeder arbeiten, der arbeiten will? Die Frage wird in allen Tonarten bejaht. Das würde also, in die Sprache unserer wissenschaftlichen Volkswirtschaftslehre übersetzt, lauten: Die Nachfrage nach Arbeit ist immer ebenso groß wie das Angebot. Nun frage ich aber jeden, der jemals in irgendeinem Berufszweige nach Arbeit gesucht hat, wie oft er die Redewendung gehört hat: „Ich kann hierfür jederzeit soviel Arbeiter kriegen, wie ich haben will. Also wenn Ihnen meine Bedingungen nicht passen, dann bleiben Sie weg." Die Fassung dieses Satzes ist mitunter wesentlich höflicher, mitunter auch etwas unhöflicher; der Sinn bleibt immer derselbe. Er bedeutet in die Sprache der Volkswirtschaftslehre übersetzt: „Das Angebot der Arbeitskräfte ist in der Regel erheblich stärker als die Nachfrage."

Nun, einer von diesen beiden Sätzen kann doch nur richtig sein. Wir aber verwenden je nach Gefallen, je nach Augenblicksbedarf, einmal den einen, einmal den anderen. Der grundlegenden Gesetzgebung aber ist nur mit einem von beiden gedient! Für welchen soll sie sich entscheiden?

Der Hörige, der Leibeigene, der Sklave war durch sein Rechtsverhältnis zur Arbeit zunächst für seinen Herrn, aber durch dessen Vermittlung doch auch für die Gesamtheit verpflichtet. Jede Pflicht schließt aber selbstverständlich ein Recht auf die Tätigkeit ein, zu der man verpflichtet ist.

Sonst hätte die Verpflichtung überhaupt keinen Sinn. Hörige, Leibeigene und Sklaven hatten also streng begrifflich genommen das Recht auf Arbeit. Gewiß würden die meisten Herren dieser Hörigen, Leibeigenen und Sklaven gelacht haben, wenn man ihnen mit einer derartigen Fassung gekommen wäre; und doch haben sie es immer anerkannt und erkennen es auch jetzt noch an — für das Vieh. Das Reitpferd hat die Pflicht, den Reiter zu tragen, das Kutschpferd die Pflicht, den Wagen zu ziehen. Ein Besitzer, der auf seine Pferde hält, sorgt aber auch an Tagen, wo er dieser Pflichttätigkeit nicht bedarf, dafür, daß die Pferde „bewegt werden". Er gibt seinen Pferden das Recht auf Arbeit, weil er weiß, daß er sie nur so gesund erhalten kann. Und so scheint denn das Recht auf Arbeit nicht nur zu den Urrechten des Menschen zu gehören, sondern selbst den Lebewesen zuzukommen, die weit unter der Menschheit stehen. Und doch wird man jetzt für einen Utopisten und Träumer gehalten, wenn man für den Arbeiter das Recht auf Arbeit fordert.

Aber man fordert damit ja doch nur etwas, was Hörige, Leibeigene und Sklaven gehabt haben, was man ihnen genommen hat, als man ihnen die Freiheit gab und sie aller Pflichten ledig erklärte.

Wir haben die ganze Sache jetzt eine ganze Weile immer nur vom Standpunkte des einzelnen, einmal von dem des Unterdrückten, einmal von dem des Herrn aus angesehen. Innerhalb des militaristischen Gedankenganges müssen wir sie vom Standpunkt der Gesamtheit aus ansehen. Und da liegt die Sache nun so vollständig klar und einfach, daß von irgendwelchen Zweifeln überhaupt keine Rede sein kann. Die Gesamtheit verlangt mit zwingender Notwendigkeit, daß jeder einzelne arbeitet nach Maßgabe seiner Kräfte. Die Gesamtheit kann eine unendliche Menge von Tätigkeit verbrauchen; denn so gut ist es noch niemals allen einzelnen gegangen, daß es nicht einzelnen noch hätte besser gehen können. Das ist unter allen Umständen in einigem Maße durch Mehrtätigkeit herbeizuführen. Also solange nicht alle Volksgenossen ein gutes, behagliches und reichliches Leben führen, solange kann es in einer geordneten Volkswirtschaft Arbeitslosigkeit

gar nicht geben. Und selbst wenn allen Denkgesetzen zuwider so ein Fall einmal vorübergehend eintreten sollte, so würde sich die Gesamtheit solcher Einzelnen doch mindestens in demselben Grade annehmen, in dem der Pferdebesitzer sich seiner Reit- und Kutschpferde annimmt.

Genug, in der militaristischen Volkswirtschaft ist das Recht auf Arbeit das erste aller Menschenrechte. Denn die militaristische Volkswirtschaft muß sogar, worauf sie sich im Weltkrieg ja schon ausdrücklich besonnen hat, von jedem einzelnen die Pflicht zur Arbeit fordern; und die Pflicht der Tätigkeit umschließt, wie wir gesehen haben, unweigerlich das Recht auf Ausübung dieser Tätigkeit.

Der militaristische preußische Staat hat denn auch in seinem ersten geschriebenen Grundgesetz, in dem „allgemeinen Gesetzbuch für den preußischen Staat", das unter Friedrich dem Großen ausgearbeitet, unter seinem Nachfolger veröffentlicht worden ist, als preußisches Landrecht in vielen Provinzen bis Ende vorigen Jahrhunderts gegolten hat und zum Teil als Urgrund unserer Verfassung noch jetzt gilt, dieses Recht auf Arbeit selbstverständlich anerkannt. Es heißt dort im zweiten Teil, 19. Titel, § 2:

„Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden."

Da ist also nicht nur das Recht auf Arbeit in allgemeiner Redensart gefordert, sondern der Staat erkennt seine Verpflichtung an, dieses Recht zu gewährleisten. Findet sich kein einzelner, der dem Manne Arbeit gibt, so hat der Staat dafür einzutreten.

Nun, das Recht auf Arbeit hat eine große Literatur und, wenn man will, auch eine Geschichte. Man kann an vielen Orten lesen, daß man einmal versucht habe, es in Wirklichkeit umzusetzen, und daß der Versuch vollkommen mißglückt sei. Das soll in einer der glorreichen französischen Revolutionen, der von 1848, geschehen sein, wo der Staat seiner Verpflichtung dadurch nachkam, daß er die Arbeitslosen Erde von einer Stelle an die andere schippen ließ, und als er damit

fertig war, die Erde wieder von der anderen Stelle auf die eine zurückschippen ließ. Derartiges ist kein Versuch mit dem Recht auf Arbeit, sondern ein Hohn auf das Recht auf Arbeit.

Arbeit ist nur eine solche Tätigkeit, die der Gesamtheit Nutzen bringt. Der Nutzen kann sehr mittelbar sein. So ist das, was das Heer im Kriege leistet, wenn es auch wie Zerstörung aussieht, doch Arbeit, mitunter sogar von entscheidender Wichtigkeit. Auch ein Haus einreißen ist Arbeit, sei es, daß man ein neues, besseres nur an derselben Stelle errichten kann, sei es, daß man über die Stelle hinweg eine Straße führen will, die der Gesamtheit nützlicher ist als das Haus. Wenn das Heer siegt, das hat sich 1870 gezeigt, dann ist für das Glück, auch für das wirtschaftliche Glück des Volkes unendlich viel gewonnen! — Aber wenn es besiegt wird? — Nun, auch das Einreißen eines Hauses ist manchmal vergeblich gewesen, wenn der Bauherr Pleite gemacht hat, ehe er bauen konnte.

Aber dabei bleibt es, wenn man das Recht auf Arbeit gewährt, so kann damit nur das Recht auf wirklich nützliche, notwendige und fruchtbringende Arbeit gemeint sein.

Ja, und wie kann die Gesamtheit die gewährleisten? Die Vergebung der Arbeit ist doch nun einmal zum größten Teile Sache der Betriebsinhaber — ja und damit stehen wir denn glücklich wieder vor dem „Herren im Hause". Und wir kommen nun wieder zu etwas schwierigen Erörterungen, weil man da sehr leicht berechtigte Empfindungen verletzt, wo man doch zum Wohle der Gesamtheit den Dingen auf den Grund gehen muß.

Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß gegen das Recht auf Arbeit sich der allerheftigste Widerspruch erhoben hat. Noch heftiger als der, der gegen Invaliditäts- und Altersversorgung ausgesprochen wurde, und das will viel sagen. Zum Programm der sozialen Reform, das Bismarck aufgestellt hatte, gehörte das Recht auf Arbeit auch. Am 9. Mai 1884 hat er es als verantwortlicher Staatsmann gefordert. Es ist das einzige Stück des Programms, mit dem er schließlich nicht durchgedrungen ist, und damit fehlt allerdings dem

ganzen Gebäude der Schlußstein. Der Reichstag, der die ganze soziale Gesetzgebung nur mit starkem Widerstreben genehmigt hat und dabei nur dem Druck der übermächtigen monarchischen Regierungen gewichen ist, war nach Bismarcks Rücktritt stark genug, den Ausbau gerade in dieser Richtung hin vollständig zu hindern.

Weshalb ist nun der Widerstand gegen das Recht auf Arbeit so besonders stark? Nun doch wohl eben deswegen, weil dann der immer wieder ausgesprochene Satz, „jeder, der will, kann jederzeit Arbeit finden", wirklich zur Wahrheit würde. Das ist unzweifelhaft ein Nachteil für die Betriebsherren, wie der andere Satz, „ich kann hierfür jederzeit Arbeiter bekommen, soviel ich will", ein Vorteil für sie ist. Sie wehren sich mit natürlichem Rechte gegen diesen Nachteil, wie sie sich auch gegen alle andern Mittel wehren, mit denen die Arbeiter den Preis ihrer Arbeit in die Höhe treiben.

Der Mammonismus, dessen Hauptgrundsatz ist, „für Geld muß alles feil sein", hat natürlich auch die Arbeitskraft zur feilen Ware gemacht, und beim Kauf und Verkauf werden alle dieselben Künste angewendet, die überhaupt bei Kauf und Verkauf angewendet werden. Im allgemeinen ist ja dabei der Käufer der Mächtigere, weil er der Geldbesitzer ist. Und der Geldbesitzer ist unter mammonistischen Einrichtungen immer der Mächtigere. Aber gelegentlich wissen die Verkäufer durch Zusammenschlüsse die Übermacht an sich zu reißen und genau in derselben Weise kann man den Zusammenschluß der Arbeiter zur Gewinnung höherer Lohnsätze auffassen. Wenn man also den Arbeitern das Koalitionsrecht solange gänzlich vorenthalten hat und es ihnen auch jetzt nur unter allerlei Einschränkungen gewährt, so ist das entschieden auch eine Abweichung von mammonistischen Grundgesetzen. Freilich haben ja Zusammenschlüsse jeder Art, da sie eine Anpassung der Teilnehmer aneinander erfordern, einen stark militaristischen Einschlag, der mit der Teilnehmerzahl wächst und infolgedessen in den Gewerkschaften und in der sozialdemokratischen Partei zu wirklich schon ziemlich stark militaristischen Gebilden auswächst.

Nun, wenn zwei Parteien im Volke durch den Widerstreit

der Interessen gebildet sind, dann ist es im allgemeinen ganz außerordentlich schwer zu entscheiden, wer von beiden recht hat. Vielleicht kann man in den meisten Fällen von Recht und Unrecht überhaupt nicht reden. Man braucht nur an den Zwiespalt zwischen Stadt und Land oder an den zwischen Industrie und Landwirtschaft zu denken. Vom Standpunkt der Gesamtheit aus wird man da immer nach einem billigen Ausgleich suchen müssen.

Was nun aber das Verhältnis zwischen Betriebsherrn und Arbeitern angeht, so muß ich auf die Gefahr, die Empfindungen mancher meiner Leser zu verletzen, doch meine Überzeugung dahin aussprechen, daß in diesem Fall für die Gesamtheit die Rechte der Arbeiter wichtiger sind. Nicht allein deswegen, weil die Arbeiterschaft mit ihrem ganzen Familienanhang der Betriebsherrenschaft mit deren Anhang an Zahl weit überlegen ist, was für das Wohl des Ganzen denn doch auch sehr in Betracht kommt, sondern vorzugsweise deswegen, weil hier die Betriebsherrenschaft darum kämpft, ob ihr Geldgewinn etwas größer oder kleiner sein soll, die Arbeiterschaft aber um ihre ganze Lebensführung, um ihre eigne, um ihrer Familien Gesundheit und Kraft. Je gesünder und kräftiger die ganze Arbeiterschaft mit all ihren Familien ist, um so besser ist es für das deutsche Volk.

Ich meine, gerade vom militaristischen Standpunkt aus ist das doch ganz unzweifelhaft. Daß die Mehrheit des Volkes gesundheitlich, körperlich und geistig, auf möglichst hoher Stufe steht, das ist die Vorbedingung für ein kräftiges, allen andern Völkern überlegenes Heerwesen. Und das brauchen wir bei unserer Lage in der Mitte Europas nun einmal unter allen Umständen.

Aber, wendet man ein, das heißt doch nun den Arbeitgebern eine ganz unerhörte Extrasteuer auferlegen! Sie haben doch sowieso schon genug an Steuern zu bezahlen, und nun wird ihnen durch diese Beweisführung tatsächlich eine großartige Volksernährungssteuer auferlegt, um ein tüchtiges Heerwesen zu schaffen. In dieser Weise einem Teil der Bevölkerung alle Lasten aufzuerlegen und dem anderen nur Vorteile zuzuwenden, ist doch die allergrößte Ungerechtigkeit.

Schon lange wird die Arbeiterschaft verhätschelt. Zufrieden hat man sie nicht damit gemacht, sondern nur immer begehrlicher. Und wenn sie erst einmal gesehen hat, daß nun gar die Reichsgesetzgebung darauf aus ist, die Arbeitgeber im Interesse der Arbeiter zu benachteiligen, so werden sie erst recht mit ihren Forderungen kein Ende finden, unsere Industrie wird konkurrenzunfähig werden auf dem Weltmarkte, die Arbeitgeber werden gezwungen werden, die Bude zuzumachen, und dann helfen den Arbeitern die allerschönsten Gesetze, die ihnen höheren Lohn sichern, gar nichts, wenn keine Leute da sind, die den Lohn bezahlen können.

Ja, es sind allen Ernstes solche Beweisführungen vorgebracht worden. Es sind sogar schlimmere vorgebracht worden. Diese hier richtet sich doch nur auf vermeintliche natürliche Folgen. Andere Beweisführungen arbeiten aber mit Zorn und Vergeltungswunsch der benachteiligten Arbeitgeber. Vor kurzem ging so etwas durch die Zeitungen. Wenn die Arbeitgeber so weiter zugunsten der Arbeiter geschwächt und benachteiligt würden, so würden sie mit ihrem Kapital ins Ausland gehen und von dort her der deutschen Industrie die allergefährlichste Konkurrenz machen.

Der das hat drucken lassen, war selbst kein Betriebsherr, sondern meinte es nur gut mit den Betriebsherren. Aber er hat es, wenn auch gut gemeint, so doch böse gemacht. Es kommt gewiß vor, daß Kapitalisten gegen ihr Vaterland arbeiten mit ihrem Kapitale, aber daß jemand, der einen Teil der deutschen Industrie hochgebracht hat, wenn es auch mit dem ganzen verglichen nur ein kleiner Teil sein mag, um deswillen, weil er in Deutschland seinen Vorteil nicht mehr genügend findet, nunmehr vom Ausland aus gegen sein Vaterland arbeiten will, das dürfte doch wohl nur in sehr vereinzelten Fällen vorkommen. Und wenn es vorkäme, dann meine ich, könnte das deutsche Volk sich nur dazu beglückwünschen, solche Bestandteile in guter Art ausgeschieden zu haben.

Nein, das sind Äußerungen des Unmutes, die so ernst gar nicht gemeint sind, wie sie klingen, die man jedenfalls nicht ernst nehmen darf. Genau dasselbe gilt für andere

Äußerungen, die sich in den achtziger und neunziger Jahren gegen zuweitgehende soziale Reformen richteten und die man in den neunziger Jahren sogar gelegentlich aus dem Munde des Fürsten Bismarck gehört hat. Sie lauten etwa: „Wenn man die Arbeitgeber gar zu sehr von Staats wegen schikaniere, so laufe man die Gefahr, daß sie ganz und gar die Lust an der Sache verlören und überhaupt nicht mehr arbeiten ließen, und dann stünde doch eben das ganze Getriebe still." D. h. dieser letzte Satz wurde niemals ausgesprochen, sondern nur dem Hörer als Schluß überlassen.

Ich meine, das ist eine vollkommene Verkennung der Grenzen, die der Souveränität des Arbeitgebers gezogen sind. Und ich fürchte, daß an dieser Verkennung der Mißbrauch schuld ist, der mit den Begriffen „Arbeitgeber" und „Arbeitnehmer" getrieben wird. Diese Wörter klingen so, als ob mit dem Geldbesitz dem Betriebsherrn nun auch ungemessene „Arbeit" zugeeignet wäre, die er nach Belieben anderen seiner Volksgenossen, die sich danach sehnen, als Gnade spenden, aber auch verweigern könne. Vor dem Weltkriege konnte man tatsächlich auf die Meinung stoßen, daß das die eigentliche Rechtsgrundlage sei, wenngleich jeder auf nähere Nachfrage natürlich hinzufügte, daß ja jeder Arbeitgeber schon durch sein eigenes Interesse dazu gebracht würde, diese Arbeit nicht zurückzuhalten, sondern sie eben nach allen Seiten hin auszuspenden. Der Weltkrieg hat das anders gemacht. Und jetzt konnte man schon in Hunderten, ja Tausenden von nichtamtlichen und amtlichen Kundgebungen lesen, daß jeder, der in der Volkswirtschaft tätig ist, jeder ohne Ausnahme, auch der größte Besitzer, im Dienste der Gesamtheit arbeitet, also nicht etwa aus eigenem Recht. Das Herrentum von Mammons Gnaden wird also zum mindesten seit den Erfahrungen des Weltkrieges von der Gesamtheit nicht mehr anerkannt. Wenn jetzt im Weltkriege etwa der Besitzer einer Kohlenzeche erklärte: „Die jetzigen Kohlenpreise passen mir nicht, ich will das Doppelte haben; wenn ich das nicht kriege, entlasse ich alle meine Arbeiter und lasse meine Zeche stehen" — ja nun, vielleicht ließe man das dem einzelnen hingehen; aber gesetzt, eine größere Anzahl von Zechen täte

sich zusammen, um auf diese Weise von der Gesamtheit etwas zu erzwingen, würde unsere Heeresleitung sich auch nur einen Augenblick besinnen, diesem Übelstande durch staatliche Zwangsverwaltung abzuhelfen?

Selbstverständlich dürfen die berechtigten Interessen auch der Besitzer nicht geschädigt werden. Aber über die Grenzen der Berechtigung entscheiden nicht etwa souverän die Besitzer selbst, sondern höhere Instanzen.

Ich meine, die militaristische Volkswirtschaft würde diesem Grundsatz überall Geltung verschaffen. Wenn irgendeiner erklärte, „die Vorteile, die ihr mir übrig laßt, genügen nicht, um mich arbeitslustig zu erhalten, ich lasse meinen Betrieb stillestehn", dann wird man Mittel und Wege finden, das zu hindern.

Also mit dem Begriff des Arbeitgebers ist es nichts. Arbeitgeber ist und bleibt die ganze Gesamtheit, ist und bleibt das Leben selbst. Wo Bedürfnisse vorhanden sind, da ist auch Arbeit gegeben, eben die Arbeit, die nötig ist, um diese Bedürfnisse zu befriedigen. Wer die Möglichkeit dazu wegnimmt, um sie zu vernichten, der begeht einen Raub an der Gesamtheit. Er darf die Möglichkeit nur dann an sich nehmen, wenn er im Interesse der Gesamtheit diese Arbeit besser zu leisten oder zu leiten imstande ist als andere. Das Leisten ist Menschenpflicht und Menschenrecht, das Leiten Fürstenrecht des Industriefürsten. Aber auch Fürstenrecht hat nur der Gesamtheit zu dienen, sonst hört es auf, Recht zu sein.

Schlimmer noch ist der Ausdruck Arbeitnehmer, zumal dann, wenn man ein Recht auf Arbeit nicht anerkennt. Da ist also ein Geber und ein Nehmer. Der Nehmer hat aber auf das, was er nimmt, kein Recht. Er darf es auch nur nehmen, wenn es ihm gegeben wird; also muß er darum bitten. Wie nennt man nun jemanden, der bitten muß um etwas, was er zum Leben unbedingt nötig gebraucht, worauf er aber keinerlei Recht hat? Man nennt ihn allgemein einen Bettler. Arbeitnehmer wird er dann, wenn er wirklich Arbeit kriegt; aber Zeit seines Lebens ist und bleibt er Arbeitsbettler. Da ihm das, was er bekommen, was er genommen hat, jederzeit wieder weggenommen werden kann, so ist dies sein dauernder

Zustand. Und das ist der Zustand, der die Arbeiter zum Klassenkampf getrieben hat. Ein Gesamtwesen aber, das Millionen von Bettlern zu seinen Mitgliedern zählt, ist durch und durch ungesund. Also all dieser Bettel muß beseitigt werden, und er wird mit einem Schlage von Grund auf beseitigt durch die Anerkennung des Rechtes auf Arbeit.

*

Der wirklichen Durchführung stellen sich nur in der mammonistischen Volkswirtschaft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die militaristische wird unschwer damit fertig. Es handelt sich nur darum, alljährlich in den Arbeitsvoranschlag Arbeiten einzustellen, die nach Maßgabe der vorhandenen Arbeitskräfte auszuführen sind. Es kann sich da um Arbeiten in der Landeskultur, Aufforstung, Herstellung von Wegen, Straßen, Eisenbahnen, Kanälen, Wasserkraftanlagen handeln. Ja sogar für solche, die nur mit der Feder umzugehen wissen, findet sich Gelegenheit genug zu statistischen Ergänzungsarbeiten in der Buchführung der Volkswirtschaft.

Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, auch Bismarck hat es nach 1890 getan, wer der Träger der Verpflichtung, Arbeit zu schaffen, sein sollte, ob die Gemeinde, die Provinz, der Staat. Mir scheint, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß da nur die gesamte Volkswirtschaft, also das Reich, in Betracht kommen kann. Nur dadurch kann übermäßige Belastung einzelner Staaten, Provinzen oder gar Gemeinden vermieden werden. Diese aber können in freier Vereinbarung mit dem Reich Teile dieser Verpflichtungen übernehmen. So könnte z. B. ein Kleinstaat, der seine Wege gründlich aufbessern will, sich einen mehrjährigen Plan dafür ausarbeiten und dann der in Betracht kommenden Reichsstelle mitteilen, wieviel Arbeiter er dabei höchstens unterbringen kann und wieviel er mindestens haben muß, damit die Weiterführung der Arbeiten sich lohnt. Wenn derartige Vorschläge zu Ergänzungsarbeiten aus Gemeinden und Kreisen an den Staat, vom Staat an das zuständige Reichsamt weitergegeben werden, so ist eine Grundlage für die Verwendung der überschüssigen

Arbeitskräfte gegeben. Und nur für den Fall, daß auch dann noch Arbeitskräfte überschüssig sein sollten, hätte das Reich selbst auf eigene Ergänzungsarbeiten Bedacht zu nehmen. Es ist dabei durchaus nicht ausgeschlossen, ja vielleicht gar eine wahrscheinliche Wendung, daß sich diese Arbeiten, die als Ergänzungsarbeiten in Angriff genommen sind, zu ständigen weiter entwickeln und daß die ihnen nur vorübergehend überwiesenen Arbeiter dort dauernde Beschäftigung finden.

Aber vielleicht hat die Frage nach der Ausführbarkeit derartiger Einrichtungen weniger Leser beunruhigt als das, was wir vorhin über die mögliche Enteignung der Betriebe gesagt haben. Für den Kriegsfall muß man sie ja gelten lassen. Darin hat der Weltkrieg uns großartig erzogen. Aber sich derartiges auch noch auf die Friedensverhältnisse übertragen zu denken, das ist doch eine zu starke Zumutung. Da kommen wir doch in Zwiespalt mit allen unseren Vorstellungen über die Heiligkeit des Eigentums. Was jemand ererbt oder gekauft hat, das gehört ihm nun doch einmal, und damit kann er machen, was er will. Und wenn er nun eine Fabrik einrichtet, die Menge der toten Dinge, die er da zusammenkauft, mit seinem Geiste belebt und so ein Wesen schafft, das in großer Menge notwendige Güter hervorbringt, so muß er doch auch dieses Wesen ganz seinem Willen und seinem Denken gemäß einrichten können. Er muß sich die Leute aussuchen dürfen, die dabei mitarbeiten sollen. Er muß die Erlaubnis haben, jeden, der ihm nicht gefällt, wieder hinauszuweisen. Wo will man einen Rechtsgrund hernehmen, ihm da hineinzureden? Es ist doch seine Schöpfung, die er da leitet, und wir haben doch vorhin, wie wir von der Verwerflichkeit der Zwangsvollstreckung sprachen, darauf hingewiesen, daß der Mensch mit seinen Möbeln und Geräten zu einem Wesen verschmilzt, daß er sie durchgeistigt und beseelt, so daß man sich wie Shylock an ihm vergreift, wenn man ein Stück davon loslösen will. Gilt dasselbe nicht auch von einer Fabrik mit all ihren Gebäuden, Maschinen und Geräten? Und da sollte es nun erlaubt sein, den Besitzer von diesem seinem erweiterten Körper zu trennen und diesen Körper durch einen anderen Willen von Staats wegen leiten zu lassen?

Der Einwand ist durchaus begründet, und was wir an Zwangsvollstreckung in den Haushalt des einzelnen sagten, das gilt tatsächlich auch für die Zwangsvollstreckung in einen Betrieb hinein. Aus einem Betrieb heraus eine Maschine pfänden, selbst wenn sie zur Weiterführung des Betriebes nicht unbedingt notwendig ist, und sie in verschleudernder Versteigerung verkaufen, ist innerhalb des Gedankenganges, den wir vorhin gemeinsam gingen, sicher auch unzulässig. Hier aber handelt es sich doch um etwas anderes. Wenn der Betriebsherr, was vielleicht nach einigen Jahrzehnten nicht so phantastisch erscheinen wird, wie es uns heute erscheint, in seinem Betriebe allein säße und durch Knopfdrücken mit elektrischer Kraft alle Maschinen in Bewegung setzte, also nur durch Maschinen allein durch seinen eigenen Körper die ganze Herstellung der Güter vollbrächte, dann wäre es eine andere Sache. So aber bedarf er vieler seiner Mitmenschen, seiner Volksgenossen, dazu; und wie wir schon sagten, wenn er nun sagt, „ich will Herr in meinem Hause sein", dann sagt er „meine Mitarbeiter sollen meine Knechte oder doch meine Untertanen sein". Und da stoßen gleichwertige Rechte aneinander. Da meine ich, müssen wir darauf bestehen, daß die Menschenwürde der mehreren Volksgenossen, die nicht zu den Knechten oder Untertanen eines einzelnen hinabgewürdigt werden dürfen, des Rechtsschutzes noch mehr bedarf als die Zugehörigkeit aller Maschinen und Geräte der Fabrik zum Seelenleben des Besitzers.

Und dann, wenn wir vorhin sagten, daß der einzelne, mag er nun kleiner Handwerker oder großer Industriefürst sein, in dem großen Herstellungsprozeß nur als Diener der Gesamtheit arbeitet, so müssen wir diesen Gedanken militaristisch noch etwas weiterführen; wir müssen ihn da als Teil des Ganzen betrachten, als Teil, der zum Ganzen ebenso wesentlich gehört, wie irgendein körperliches Organ zum ganzen Körper. Das gilt natürlich vom einzelnen und seinem Haushalt genau ebenso. Wie vollkommen man da mit der Gesamtheit verwachsen ist, das macht man sich doch eigentlich nur selten klar.

Hier sitze ich auf einem Stuhl, der mir gehört; ich habe

Geld für ihn bezahlt, bin daran gewöhnt, immer auf ihm zu sitzen, wenn ich solche Arbeit mache, und es würde ein Schmerz für mich sein, wenn er entzwei ginge oder gestohlen würde. Er ist also sicher auch ein Stück meines erweiterten Selbst. Aber gemacht hat ihn ein Tischler; ein Rohrflechter ist auch dabei tätig gewesen, Holzfäller und vielleicht Sägemühlen haben das Holz hergerichtet, ein Förster hat den Baum gepflegt, vor Jahrzehnten ein anderer ihn gepflanzt. Jedem einzelnen würde es, wenn auch nur einen Augenblick, die Seele bewegen, wenn er erfahren könnte, daß dies ein Stück sei, das auch seiner Tätigkeit sein Bestehen verdanke. Mit all diesen Mitmenschen bin ich durch diesen Stuhl irgendwie seelisch verflochten und mit sehr vielen mehr. Mit denen, die vor Zeiten gerade diese Form zuerst gestalteten, mit denen, die überhaupt zuerst einen Stuhl herstellten, bis in die graue Vorzeit hinauf, und deren Seelentätigkeit würde in mir selbst dann weiterleben, wenn ich mir in einem Robinsondasein meinen Stuhl selber zurechtmachte. Und ebenso ist es mit jedem anderen Gerät, das ich um mich habe und dessen ich mich bediene.

Ich habe keinen Federhalter in meiner rechten Hand, sondern umspanne mit meiner linken einen Gummiball. Als ich ihn das letzte Mal drückte, setzte sich eine Walze in Bewegung, die alles das aufnimmt, was ich spreche, und die es getreulich, nicht buchstabengetreu aber lautgetreu, sogar mit dem ganzen Tonfall, aufbewahrt und später der Maschinenschreiberin wiedersagt. Und was ich in dieser Weise spreche, wird anders als das, was ich mit der Feder auf Papier schreibe. Da wirkt die Maschine unmittelbar auf mein seelisches Verhalten ein. Und wie vieler Menschen Arbeit steckt in der Herstellung und in der Erfindung dieser Maschine! Mit all diesen Menschen bin ich durch sie seelisch irgendwie verbunden. Sie alle haben ihren Teil an der seelischen Veränderung, die meine schriftstellerische Arbeit durch die Maschine erfährt. Und ich sollte mir einbilden, etwas vom ganzen Volksgeist losgelöstes Einzelnes zu sein? Ich dürfte den Volksgeist als etwas Fremdes, außer mir Stehendes betrachten? Wäre das nicht Vermessenheit?

Nein, alles, was wir selbst zu schaffen vermeinen, das schafft die Gesamtheit durch uns. Und sie verlangt eben unser vollständiges Zusammenarbeiten. Wenn die Finger eines Klavierspielers sich darum streiten wollten, wer von ihnen den größten Anteil hätte an dem Beifall, der am Schluß den ganzen Saal durchbraust, so würde man ihnen eine gewisse Berechtigung dazu ja keineswegs aberkennen können; denn tatsächlich hat jeder einzelne das Seine dazu beigetragen. Aber eben weil das selbstverständlich ist, darum würden wir diesen Streit töricht finden und wir würden sagen, so schätzenswert, ja so absolut notwendig die Leistung jedes einzelnen ist, so hat sie schließlich ihren Wert doch nur darin, daß sie in der Gesamtwirkung vollständig aufgeht.

Ich meine, an diesem Gleichnis kann man sich die Sache einigermaßen klarmachen. Der Klavierspieler ertüchtigt durch sorgfältige Übung jeden einzelnen Finger. Jeder muß das Seine leisten und muß es vollendet leisten. Und doch kommt es nur auf die Gesamtleistung an. Und wenn ein Finger zum Schaden der anderen besonders ertüchtigt würde, so würde das die Gesamtheit auf das empfindlichste stören.

Es ist wirklich nicht so, wie wir uns das gewöhnlich vorstellen, daß da eine wimmelnde Schar von Einzelnen ein jeder auf seine eigene Hand herstellt, jeder seelisch und wirtschaftlich selbständig arbeitet, jeder nur auf seinen Vorteil bedacht, jeder das, was er herstellt, dem anderen anpreise und um den Preis mit ihm feilsche und daß dieses Gekribbel und Gewimmel dann eine Volkswirtschaft herstelle, deren Gesetze man nun durch wissenschaftliche Beobachtung herausbekommen könne. Wenn es so wäre, dann gäbe es keine Gesetze der Volkswirtschaft. Nein, das Wirtschaftsleben eines Volkes ist tatsächlich eine Einheit. Die Volkswirtschaft mit allen Menschen, die dabei beteiligt sind, aber auch mit allen Gegenständen, die sie geschaffen hat, ja mit dem Grund und Boden, in dem sie sich festgewurzelt hat, ist ein Lebewesen; daran ist nicht zu drehen und zu deuteln. Nur daß dieses Lebewesen unter der Herrschaft des Mammonismus noch nicht zu einem einheitlichen Bewußtsein gelangt ist. Beseelt aber ist es; und geleitet wird es durch den Volksgeist, der

in der Schaffung und Leitung der Volkswirtschaft ebenso tätig, wenn auch noch nicht selbstbewußt, wirkt, wie in der Schaffung der Sprache. Jeder kleinste Handgriff, den wir tun, vom Feueranzünden an, ist in diesem Volksgeist seit Jahrtausenden vorbereitet worden.

Dieselben Menschen, die zu diesem Lebewesen gehören, machen in einer bisher noch anderen Verbindung ein anderes Lebewesen aus, den Staat. Der hat Bewußtsein und einen bewußten Willen, den er in der Gesetzgebung und Verwaltung kundtut. Und noch einen dritten Zusammenschluß aller dieser selben Menschen gibt es, der weitaus der stärkste von allen dreien ist und dessen Nervensystem ungleich besser entwickelt ist, das ist das Heer als Volk in Waffen. Die rechten Beziehungen zwischen diesen drei Lebensformen der Gesamtheit zu finden, und sie vielleicht zu einem einzigen Lebewesen zu verschmelzen, das ist das, was wir hier bei unsern gemeinsamen Betrachtungen mit dem Schlagwort Militarismus bezeichnet haben.

Wer an dem Nebeneinanderbestehen dieser drei Organisationen derselben Menschen Anstoß nimmt, der möge bedenken, daß die Verflechtung der menschlichen Beziehungen noch viel weiter geht. Derselbe Mensch ist Sohn, Gatte, Vater, Berufsangehöriger, vielleicht Reserveoffizier, Untergebener und Vorgesetzter, Mitglied verschiedener Vereine, Schuldner, Gläubiger, Aktionär, unter Umständen sogar Aufsichtsrat in einer großen Anzahl von Aktiengesellschaften. Dennoch ist die Trennung gerade der drei genannten großen Organisationen doch vielleicht nicht ganz gesund.

Genug, nicht der einzelne schafft, sondern die Gesamtheit schafft durch ihn. Und was die Gesamtheit schafft, gehört natürlich in erster Linie der Gesamtheit. Es ist also nicht so, daß jeder einzelne sagen könnte, „alles das, was ich geschaffen habe, ist mein natürliches, rechtmäßiges Eigentum". Er darf nur sagen, „ich habe soundso viel durch meine eigene Tätigkeit an dieser Herstellung geleistet, daß mir dafür auch ein entsprechender Anspruch auf einen Anteil an der Gesamtleistung zusteht."

Nun wird dieser Anspruch allerdings ganz wesentlich höher

bemessen sein, als eigentlich der Gerechtigkeit entspricht. Denn wenn man bedenkt, daß bei allem, was wir herstellen, alle unsere Vorfahren mitbeteiligt sind, da sie weit über 99% alles dessen, was wir bei unserem Herstellen nicht entbehren können, in Jahrhunderte langer Vorarbeit erfunden, erdacht und hergestellt haben, so müßte man das, was als Wirkung dieser Dinge zu rechnen ist, von dem, was der einzelne geleistet zu haben glaubt, abziehen. Und dann würde bei gerechter Rechnung von dem, was er geleistet und hergestellt zu haben glaubt, nur ein geringer Prozentsatz als seine eigne Leistung übrigbleiben. Aber jedenfalls werden wir aus dieser Betrachtung die Berechtigung entnehmen, von der Gesamtleistung der Volkswirtschaft soviel für Zwecke der Gesamtheit vorwegzunehmen, wie uns dazu erforderlich scheint. Denn es ist anzunehmen, daß unsere Vorfahren, die durch ihre Erfindungen und Vorbereitungen an unserer Güterherstellung beteiligt sind, damit nicht einzelne von uns, sondern uns alle haben beglücken wollen.

Wenn es sich da nun also um die Verteilung des Volkseinkommens handelt, so werden wir im militaristischen Sinne zuerst fragen: Was ist zur Erhaltung der Gesundheit des ganzen Volkes unbedingt notwendig? Und da werden wir antworten müssen, zuerst notwendig ist, daß viel Kinder geboren werden, daß gesunde Kinder geboren werden und daß sie gesund auferzogen werden. Dazu ist es nach bisherigen Erfahrungen weitaus am zweckmäßigsten, wenn sie von ihren eignen Müttern erzogen und betreut werden, woraus wieder zu erschließen ist, daß es in der Mehrzahl der Fälle am besten sein wird, die Mütter wenigstens während dieser Erziehungszeit nicht noch nebenbei mit anderen Dingen zu beschäftigen. Die Erfahrungen, gerade des Krieges, zeigen aber, daß auch die, wenn auch nicht so unausgesetzte, doch starke Einwirkung des Vaters auf die Erziehung ebenso notwendig ist. Daraus folgt, also rein aus militaristischen Betrachtungen, daß die Ehe gefördert und gesund erhalten werden muß.

Also auf das eindringlichste möchte ich noch einmal betonen, daß ich hier kein Wort von Wohltätigkeit gesagt habe und die ganze Sache ganz und gar nicht im Gesichtswinkel

der Wohltätigkeit betrachtet habe. Es handelt sich um Maßnahmen, die die Gesamtheit um ihrer eignen Gesundheit willen zu treffen hat. Und diese Maßnahmen müssen dazu führen, daß alle Mütter und Kinder von Reichs wegen ausreichend zu ernähren, zu bekleiden und mit allen übrigen Gegenständen zu versehen sind, die zu einem gesunden Leben gehören. Das ist das allererste Erfordernis bei der Verteilung des Volkseinkommens. Die Ernährung wird ungewünscht knapp ausfallen, wenn das Volkseinkommen zu gering ist, um allen ein wirkliches Wohlleben zu gewährleisten. Sie wird sich steigern, wenn die allgemeine Arbeitstätigkeit und damit das Volkseinkommen sich steigert. Und die Volkswirtschaft wird ihren Beruf erst dann vollständig erfüllt haben, wenn sie allen Familien mit allen Frauen und Kindern ein Wohlleben verschafft, wie es der Kulturhöhe des deutschen Volkes entspricht.

So bilden also die Frauen- und Kinderrenten den Grundstock des Einkommens für jeden Familienhaushalt. Zu angemessener Höhe wird dieses Einkommen natürlich erst ergänzt durch das Arbeitseinkommen des Familienvaters. Wenn es gelingt, auch dieses so zu sichern, daß es ohne Unterbrechungen eingeht, dann ist das erreicht, was vom militaristischen Standpunkt aus unbedingt zu verlangen ist, es ist den Familien für immer die vernünftige Wirtschaftsführung ermöglicht, zu der ein gesichertes ausreichendes Einkommen unbedingt erforderlich ist; die also unter dem Mammonismus dem stets unter Kündigungssorgen lebenden und doch mit seiner ganzen Familie ganz und gar auf sein Lohneinkommen angewiesenen, also der Konjunktur des Weltmarktes schutzlos preisgegebenen Arbeiter sein ganzes Leben lang unmöglich ist. So hören für ihn sein ganzes Leben lang die wirtschaftlichen Sorgen niemals auf. Daß aber die Arbeitskraft durch wirtschaftliche Sorgen gemindert, gelegentlich sogar zerstört wird, ist denn doch eine allgemeine Erfahrung. Die militaristische Volkswirtschaft hat aber ein dringendes Interesse daran, daß die Arbeitskraft nirgends gemindert wird, denn sie braucht alle Arbeitskräfte.

Innerhalb der mammonistischen Wirtschaft hat der einzelne Betriebsherr dieses Interesse bei weitem nicht in dem-

selben Maße. Gewiß, er hat ein menschliches Interesse für seine Arbeiter und das wird natürlich in Mitleidenschaft gezogen, wenn ein Arbeiter unter seinen Sorgen zusammenzubrechen droht, und das führt ja auch zur Fürsorge, zur Wohltätigkeit. Aber das wirkliche Herreninteresse des Betriebsbesitzers wird durch die Verschlechterung einer Arbeitskraft ganz und gar nicht berührt, in diesem Fall erfolgt entweder Lohnherabsetzung oder, was für den Arbeiter meistens noch schlimmer ist, Entlassung. Aber im Betrieb ist dann wieder alles aufs beste geregelt; denn es wird dann eine tüchtigere Arbeitskraft eingestellt, die entweder nicht von Sorgen belastet ist oder die seelisch so eingerichtet ist, daß Sorgen ihre Leistungen nicht vermindern. Ja, die Vorkämpfer des Mammonismus lieben es sogar, daß der Mensch Sorgen hat; sie meinen, dadurch werde er noch eifriger in der Arbeit. Die Sorgen wirkten auf seine Leistungen wie der Sporn auf die des Pferdes. — Das mag richtig sein, aber es muß doch auch darauf hingewiesen werden, daß ein übermäßiger Gebrauch der Sporen den schlechten Reiter charakterisiert; und wer gar unausgesetzt die Sporen gebraucht, der ruiniert das Tier und hetzt es zu Tode. Ist nicht der Mammonismus uns allen ein solcher Reiter?

Nun wollen wir aber zunächst doch darauf aufmerksam machen, daß durch diese Frauen- und Kinderrenten sich auch für die Lohnpolitik der Betriebe eine ganz erhebliche Erleichterung ergibt. Bisher waren die Arbeiter doch in ihrem eigenen Interesse genötigt, mit allen Mitteln, unter Umständen auch mit Streik, darauf hinzuwirken, daß sie von ihrem Lohne ausreichend leben konnten, daß jeder ausreichend leben konnte, also auch der mit der größten Kinderzahl. Und da nach allen bisherigen Begriffen eine Abstufung des Lohnes nach der Größe der Familie gänzlich unmöglich war, so mußte selbstverständlich für den kinderlosen, für den unverheirateten Arbeiter genau dasselbe gefordert werden, wie für den Arbeiter mit der stärksten Familie. Dieser Zwang fällt in Zukunft weg, das wird die Einigung über die Lohnhöhe zwischen Betriebsherrn und Arbeitern ganz wesentlich erleichtern.

Diese Einigung ist, wie wir schon gesehen haben, in der militaristischen Volkswirtschaft nicht mehr Sache des einzelnen Betriebes, sondern größerer Gemeinschaften, und sie erfolgt unter staatsrechtlichen Bürgschaften. Das ist eine starke Beeinträchtigung der Betriebsherrnsouveränität, daran ist kein Zweifel. Aber diese Souveränität ist schon im Verlaufe der bisherigen Geschichte durch Abmachungen der Betriebsherren untereinander einerseits und durch die Wirkungen des Klassenkampfs, durch Streiks, andererseits so stark beschränkt worden, daß gerade in dieser Hinsicht doch nur ausnahmsweise etwas davon übriggeblieben ist. Für Beseitigung dieses letzten Restes bekommt nun der Betriebsherr eine ganz außerordentlich viel größere Sicherheit. Er braucht jetzt nicht mehr plötzliche Lohnforderungen und Arbeitseinstellungen zu besorgen.

Allerdings ist nun noch wenigstens für größere Betriebe, in denen der Chef keine persönliche Beziehung zum einzelnen Arbeiter hat, eine andere Einschränkung der Souveränität unbedingt notwendig, die vielen als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen wird, die aber gerade vom militaristischen Standpunkt aus durchaus unerläßlich ist. Dem Betriebsherrn kann in Zukunft nicht unter allen Umständen das Recht zustehen, jeden beliebigen Arbeiter beliebig zu entlassen. Vom militaristischen Standpunkt aus ist das ja ganz klar; der Hauptmann kann auch nicht nach Belieben schlechte Soldaten aus seiner Kompagnie hinauswerfen; denn das würde ja bedeuten, daß irgendwelche anderen Hauptleute diese schlechten Kerle nehmen müßten. Und das wäre denn doch eine höchst unkameradschaftliche Zumutung. Innerhalb des Mammonismus gibt es ja nun allerdings keine Kameradschaft, da jagt jeder die schlechten Kerle aus seinem Betriebe weg, und die anderen Betriebe mögen sehen, wie sie mit ihnen fertig werden. Hat doch jeder einzelne Betrieb geradezu ein Geldinteresse daran, daß die Konkurrenzbetriebe schlechtere Arbeiter haben. Auch hierin sind wir da einander nicht Kameraden, sondern Wölfe. Wenn wir unter dem Militarismus Kameraden werden sollen, müssen wir es eben anders machen.

Ja, sagt man, wie soll denn da die Disziplin im Betriebe

aufrechterhalten werden? Etwa auch durch Arreststrafen, wie sie der Hauptmann verhängen kann?

Nun, der Hauptmann kann freilich Arreststrafen verhängen, aber keine Geldstrafen, und die sind denn doch wohl in den Betrieben keine Seltenheiten. Und was nun überhaupt die Disziplin anbelangt, so ist es gänzlich falsch, anzunehmen, daß nur der Betriebsherr ein Interesse an ihr hätte. Das Interesse der Arbeiter daran ist mindestens ebenso groß, und es schweigt nur um deswillen, weil es gar keine Gelegenheit hat, zur Geltung zu kommen. Ich bin fest überzeugt, daß man viel bessere Erfahrungen machen würde, wenn man die ganze Disziplin im Betrieb den Arbeitern in Selbstverwaltung gäbe. Es wird ja sonst so außerordentlich viel von Selbstverwaltung geschwärmt, allerdings bisher meistens nur da, wo es sich darum handelt, daß reichere oder vermögendere Leute an Stelle der Staatsbeamten zu befehlen haben wollen, was ja auch vom mammonistischen Standpunkt aus allerlei für sich hat. Hier ist für liberal und demokratisch gesinnte Männer einmal eine Gelegenheit, zu zeigen, daß man wirklich freiheitlich gesinnt ist. Nicht dadurch erklärt man einen Menschen für politisch gleichberechtigt, daß man ihm dasselbe Wahlrecht gibt, wie es die reichen Leute haben, sondern daß man ihn in derselben Weise für würdig erklärt, über seine Mitmenschen zu richten und zu bestimmen. Übrigens möchte ich kurz nebenbei bemerken, daß ich in meiner Schule die ganze Schuldisziplin den Kindern in Selbstverwaltung gegeben habe und daß sie sie handhaben, ohne daß ich mich im mindesten hineinmische. Es hat da gelegentlich Anfangsschwierigkeiten gegeben durch solche Schüler, die aus anderen Schulen herüberkamen, aber sie sind rasch beseitigt worden, und seit Jahren arbeitet das Schülergericht vollkommen tadellos, nur daß es mitunter strenger straft, als ich strafen würde.

Es müßte da nun freilich der Betriebsherr oder sein Vertreter unter Umständen den schuldigen Arbeiter vor dem Betriebsgericht verklagen und sich mit dem Urteilspruch, das dieses fällt, in der Regel zufrieden geben. Ich glaube aber, daß solche Klagen weitaus die Minderzahl der Fälle sein werden, die Mehrzahl wird von Arbeitern selbst ausgehen, die

sich durch die Disziplinlosigkeit ihrer Arbeitskameraden belästigt fühlen. An meiner Schule klagen die Lehrer überhaupt nie, sondern die einzigen Kläger sind Schüler. Für die Betriebsgerichte wird man nun freilich wohl für eine höhere Instanz sorgen müssen, und in der können dann Betriebsherren und Arbeiter zu gleichen Teilen unter Vorsitz eines staatlichen Richters arbeiten.

Es mag sein, daß es auch hier Anfangsschwierigkeiten geben wird, unüberwindlich werden sie aber auch nicht sein, und wenn die Einrichtung sich erst einmal eingelebt hat, dann kann sie sehr segensreich wirken. Entfernung aus dem Betriebe würde dann also naturgemäß die höchste Disziplinarstrafe sein und es würde auch insofern eine außerordentlich strenge Strafe sein, als ein so Entfernter natürlich große Schwierigkeiten haben würde, in anderen Betrieben wieder unterzukommen. Schlimmstenfalls wird man vielleicht gar genötigt sein, für solche Leute besondere Ergänzungsarbeiten anzusetzen.

Daraus, daß der einzelne nur durch richterliches Urteil aus seiner Arbeitsstelle im Betriebe entfernt werden kann, ergibt sich aber ein ganz anderes Verhältnis des einzelnen zum Betriebe und überhaupt eine ganz andere Stellung des Betriebes in der Volkswirtschaft. Wir nannten das vorhin schon die Stellung des Betriebes unter Staatsrecht. Wie es jetzt eine Staatsangehörigkeit gibt, so würde es dann eine Betriebsangehörigkeit geben, und der Arbeiter hätte nicht nur als ganz allgemeinen Anspruch ein Recht auf irgendwelche Arbeit, sondern ein staatsrechtlich verbürgtes Recht auf seine eigene Arbeit.

Nun wird allerdings die Staatsangehörigkeit auch nicht ohne weiteres dadurch erworben, daß man sich in einem Staate niederläßt. In den meisten Staaten wird eine längere Aufenthaltsdauer dafür vorausgesetzt, und es sind allerhand sonstige Formalitäten zu erfüllen. Ähnlich wird sich die Sache bei den Betrieben doch wohl auch gestalten. Es ist ja in Betracht zu ziehen, daß viele Betriebe nicht immer die gleiche Anzahl von Arbeitern beschäftigen können, daß sie gelegentlich mehr Arbeiter brauchen, gelegentlich mit weniger auskommen. Die

halten sich schon jetzt einen Stamm von alten Arbeitern, mit denen sie nicht mehr gern wechseln. Leider bringen es kaufmännische Rücksichten mit sich, daß hier und da alte Arbeiter eben ihres Alters wegen entlassen oder doch in ihrem Einkommen verkürzt werden. Den Fall wollen wir hier außer Betracht lassen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß ein Unterschied zwischen ständiger und wechselnder Arbeiterschaft sich unter den bestehenden Verhältnissen von selbst schon herausgebildet hat. Der müßte natürlich bei der staatsrechtlichen Bearbeitung festgehalten werden. Mitglied eines Betriebes, also gegen jede Entlassung außer der durch Disziplinarurteil geschützt, würde nur ein solcher, der eine bestimmte Zeit in dem Betriebe ununterbrochen gearbeitet hätte. Die wechselnden Arbeiter, die man etwa als „Anwärter" auf die Mitgliedschaft bezeichnen könnte, hätten zu gewärtigen, daß für sie die Arbeit gelegentlich aufhört. Aber auch für sie könnte man die Willkür der Entlassung dadurch ausschalten, daß man eine Liste anlegte, in die jeder nach seinem Eintrittstage eingetragen würde, und daß, wenn Entlassungen nötig würden, immer nur die zuletzt Eingetretenen zu entlassen wären. Es könnte dann z. B. eine der Disziplinarstrafen sein, daß einer in der Liste an die letzte Stelle gesetzt würde.

Dem Betriebsmitgliede stünde der Betriebsherr also genau so gegenüber wie der Staat dem Staatsangehörigen gegenübersteht, ja sogar noch ein ganz Teil besser. Er könnte das Betriebsmitglied doch wenigstens durch Disziplinarurteil loswerden, der Staat kann einen Staatsangehörigen in der Regel nicht loswerden, selbst dann nicht, wenn er raubt und totschlägt. Nur wenn einer mordet, darf der Staat ihn wieder umbringen lassen und ist ihn auf diese Weise los. Andererseits legen die meisten Staaten denen ihrer Angehörigen, die die Staatsangehörigkeit aufgeben wollen, nichts in den Weg. Wer nicht mehr mitmachen mag, der mag draußen bleiben. Ähnlich werden die Betriebsherren auch zu den Betriebsmitgliedern staatsrechtlich gestellt werden müssen, also auch den Betriebsmitgliedern muß das Recht gewahrt sein, den Betrieb zu verlassen. Allerdings wird man da wohl eine erheblich längere Kündigungsfrist, als sie jetzt üblich ist, vorsehen müssen.

Ich weiß wohl, viele Betriebsherren werden sich durch derartige Vorschläge genau so unangenehm berührt fühlen wie die absoluten Herren des 18. Jahrhunderts durch die Forderung, ihren Untertanen irgendwelche Rechte auf Selbstbestimmung zu gewähren. Auch die sonst liberal oder gar demokratisch gesinnten Betriebsherren werden gelegentlich entsetzt sein, wenn man wirklich liberale und demokratische Grundsätze auf ihren eigenen Betrieb anwendet. In Geldsachen hört nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch Liberalismus und Demokratie auf. Geld gewährt einen unbedingten Herrscheranspruch, dem Gelde gegenüber haben Untertanen und Knechte keinerlei Recht. „Der Betrieb ist doch mein Eigentum, und mit meinem Eigentum kann ich doch machen, was ich will." Ganz recht, nur daß die absoluten Fürsten und Herren ihr Land ganz ebenso als ihr Eigentum ansahen, mit dem sie machen konnten, was sie wollten, und daß man sie eben um dieser Ansicht willen für unfähig zur richtigen Handhabung des Herrscherberufes befunden hat.

Es ist nun einmal nicht anders. Wenn wir wirklich einen Rechtsstaat haben sollen, dann müssen auch die Rechte zur Geltung gelangen, die dem Menschen wirklich etwas nützen, die ihm wirklich eine anständige und sorgenfreie Lebensführung ermöglichen. Es geht nicht an, dauernd die Mehrzahl des Volkes mit wunderschönen Redensarten von Freiheit und von einer durch das Wahlrecht auszuübenden Macht zu blenden, um sie dann mit Hilfe des Geldes um so sicherer knechten zu können. Der Arbeitsbettler ist nun einmal kein freier Mann, auch wenn er nicht nur selbst, sondern wenn auch sein zwanzigjähriger Sohn und seine zwanzigjährige Tochter das Reichstagswahlrecht haben. Das möge also denen gesagt sein, die für politische Freiheit, für den Rechtsstaat oder gar Volksstaat schwärmen und die Geldherrschaft unverändert bestehen lassen wollen.

Ich bin fest überzeugt, daß das Verhältnis zwischen Betriebsherrn und Arbeitern durch die hier vorgeschlagenen Einrichtungen nicht schlechter, sondern ganz erheblich besser werden wird. Der Arbeiter wird den Betrieb, an den er ein unmittelbares, staatsrechtlich gesichertes Anrecht hat, mit ganz

anderen Augen ansehen, als den Betrieb, aus dem er jeden Augenblick durch irgendeine Laune wieder hinausgeworfen werden kann. Schon jetzt stehen in großen älteren Betrieben die alten Arbeiter, die eben nur die Überzeugung haben, daß man sie so leicht nicht entlassen wird, ganz anders zu dem Betriebe als die jüngeren, die da alljährlich kommen und gehen. Sie haben auch ihren Teil an der Ehre des Betriebes. Sie werden sehr böse und fühlen sich persönlich gekränkt, wenn ein Nichtbetriebsangehöriger oder auch irgendeiner der jüngeren Kollegen den Betrieb herabsetzt und schmäht. Diese Erscheinungen würden sich dann noch festigen und allgemeiner werden. Und wenn man denkt, die Arbeitslust könnte dadurch beeinträchtigt werden, daß der einzelne nicht mehr die Furcht hat, plötzlich entlassen zu werden, so möchte ich nur darauf hinweisen, daß gerade die Furcht vor dieser Entlassung viel öfter die Arbeitsleistungen beeinträchtigt, als die Vorgesetzten im allgemeinen zu bemerken scheinen. Von all den übrigen Gefolgeerscheinungen, Klatschereien, Liebedienereien usw. ganz zu schweigen. Über das, was den Menschen wirklich zur Arbeit bringt, werden wir etwas später in anderem Zusammenhang noch ein Wort zu sagen haben.

*

Jetzt ist es zunächst einmal unsere Aufgabe, zu überlegen, wie sich nach dieser Neugestaltung der Verhältnisse Verbrauch und Herstellung regeln werden. Wir wollen also allen Familien nicht nur einen notdürftigen, sondern womöglich einen angenehmen Lebensunterhalt gewähren. Dazu gehört an Lebensmitteln wohl auch etwas mehr, als vorher hergestellt worden ist, aber ich glaube nicht, daß da der Unterschied so sehr groß sein wird. Wir haben im Weltkriege gelernt, daß man mit sehr viel weniger Lebensmitteln auskommen kann, als man vorher gedacht hat, und daß man dabei im allgemeinen gesünder wird. Aber an allen sonstigen Gegenständen des täglichen Bedarfs wird denn doch tatsächlich recht viel mehr gebraucht werden.

Und zwar wird das ein dauernder Verbrauch sein. In jedem Jahr wird wieder dieselbe Anzahl von Familien gegründet werden oder vielmehr in jedem Jahr noch eine um etwas größere als im Vorjahre, in jedem Jahre wird eine bestimmte Anzahl von Kindern geboren werden. Für die Familien sowohl wie für die Kinder werden also regelmäßig neue Ausstattungen nötig sein. Und nach Maßgabe des Bevölkerungswachstums wird sich der Bedarf an Gebrauchsgegenständen jeder Art langsam aber stetig vergrößern. Die Einkommen, vorläufig des weitaus überwiegend größeren Teiles der Bevölkerung — wie es mit den Reicheren ist, haben wir vorläufig noch nicht besprochen —, halten sich durchaus auf gleichmäßiger Höhe. Es kommt nicht vor, daß der Gesamtverbrauch auf einmal urplötzlich nachläßt, weil schlechte Zeiten eingetreten sind. Es gibt für diese große Mehrheit keine schlechten Zeiten, denn ihnen ist ja ein angemessenes Leben vom Reiche gewährleistet. Genug, für die Herstellung aller der Güter, die dem täglichen Lebens- und Kulturbedarf der Menschen dienen, ist ein fester Markt hergestellt, wie er in dieser Größe und Stetigkeit überhaupt noch nicht vorhanden war. Kann man sich eine herrlichere Unterlage für die Güterherstellung denken? Man weiß ganz genau, welche Dinge gebraucht werden, man weiß ganz genau, daß sie gebraucht werden und — daß sie bar bezahlt werden! Kann es eine bessere Grundlage für die Geschäftsführung aller Betriebe geben?

Da haben wir immer gehastet und uns geängstigt und nach auswärtigen Märkten gesucht, wo wir unsere mühsam hergestellten Güter losschlagen konnten. Unsere größte Angst war, daß irgendein anderes Volk uns da zuvorkäme und seine Güter wohlfeiler losschlüge als wir. Deswegen war unser einziges Bestreben in der Industrie immer, uns „exportfähig, konkurrenzfähig auf dem Weltmarkte" zu erhalten. Diesem Bestreben wurde alles geopfert, vor allen Dingen auch Wohlfahrt und Glück unserer eigenen Volksgenossen. Mochten sie bei ihren Lohnhöhen hungern, ihre Kinder verwahrlosen lassen, das bedauerten wir als Menschen, gewiß, aber als Geschäftsleute mußten wir doch vor allem sehen, daß unsere Waren

konkurrenzfähig blieben, also daß wir sie zu billigem Preise liefern konnten, also daß die Herstellungskosten verringert wurden. Der größte Posten bei den Herstellungskosten sind und bleiben doch nun einmal meistens die Löhne, also muß an den Löhnen gespart werden.

Ich erinnere die älteren Leute an die Zeit, wo die Debatten über die Sozialreform waren. Was war das für ein Jammer über die Belastung der Industrie! Solche Lasten könne die Industrie nicht tragen, dadurch werde sie konkurrenzunfähig auf dem Weltmarkt. Das ist mit der größten Leidenschaft immer wieder versichert worden, und die Leute, die es versicherten, taten es wirklich nicht nur aus Profitgier, sondern auch aus Überzeugung, zum Teil sogar aus wissenschaftlicher Überzeugung. Und so bringt dann diese Meinung, die in der Gewinnung des Auslandsmarktes ein Lebensbedürfnis der Industrie sieht, ganz von selbst zu einer Gesinnung, die den Menschen gegen die Verelendung seiner eigenen Volksgenossen abstumpft.

Aber es handelte sich ja nicht nur um eine Gefühlssache, sondern geradezu um eine volkswirtschaftliche Dummheit. Um die Märkte von irgendwelchen auswärtigen Ländern von mitunter höchst zweifelhafter Zahlungsfähigkeit anderen Völkern wegzuschnappen, ruinierten wir einen Markt, den wir sicher in den Händen haben konnten. Und dieser Markt, den wir um der zweifelhaften Auslandsmärkte willen ruinierten, war unzweifelhaft der allerbeste, den es überhaupt auf der ganzen Erde gibt. Nirgendwo sonst wohnen siebzig Millionen in diesem Maße kulturfähige Menschen so unmittelbar beieinander. Ist diesen 70 Millionen ein dauernder, wenn auch nur mäßiger Wohlstand gesichert, so bilden sie einen Markt, der sehr viel aufnahmefähiger ist als Dutzende von ausländischen Märkten zusammen. Und diesen Markt haben wir durch die Scheu, zuviel Lohn zu bezahlen, planmäßig beschränkt!

Ja, wir haben ihn aus einem sicheren zu einem unsicheren gemacht, indem wir ihn durch unsere Rücksicht auf die auswärtigen Märkte von der Weltmarktskonjunktur abhängig machten und allen Krisen, die sich irgendwo auf der Erde

entwickelten, Eingang in unsere deutsche Volkswirtschaft gewährten. Dann gab es urplötzlich für bestimmte Herstellungszweige eine schlechte Geschäftslage, die Löhne wurden noch mehr gedrückt und massenhaft wurden Arbeiter entlassen. Das war nicht nur eine starke augenblickliche Verschlechterung des Marktes, sondern eine dauernde; denn sie machte den stetigen Markt unstet, sie machte die Herstellung aller der Dinge, die dieser Markt aufnehmen konnte, aus einem sicheren Geschäft zu einer zweifelhaften Spekulation. Eine Menge von Geschäften war dieser Lage nicht gewachsen, es gab Bankerotte und damit auch wieder ungeheuere Wertverluste. Und hier gilt wieder, was wir vorhin bei den Zwangsvollstreckungen sahen; es gibt, soweit mir bekannt ist, keine vollständige Statistik der Bankerotte, die über alle die dabei verlorenen und verminderten Werte zahlenmäßig Auskunft gibt. Diese Summen für Deutschland zusammengezählt seit 1870 kämen hinzu zu den Kosten, die die Volkswirtschaft für den mammonistischen Krieg aller gegen alle zu zahlen hat.

Allerdings wird bei den Pleiten und den dann später bei wieder steigender Konjunktur unweigerlich folgenden Neugründungen auch wieder eine ganze Menge Geld verdient. Und darin liegt vielleicht das Geheimnis, daß solche Zustände so lange bestehen konnten. Es gibt weite und sehr einflußreiche Kreise, die gerade aus dem beständigen Schwanken der Konjunktur, aus dem beständigen Niederbruch und Wiederaufbau ihren Hauptvorteil ziehen. Das sind die Kreise, die in der Börse organisiert sind. Vollkommen ruhige, stete Verhältnisse — das ist für die Börse ein geradezu entsetzlicher Gedanke! Wer soll denn dabei etwas verdienen! Wer die Börsenberichte während des Weltkrieges mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der hat mitunter einen offenbar lange unterdrückten, aber dann um so grimmigeren Stoßseufzer gelesen über diese entsetzliche, ganz langsam zwar, aber beständig ansteigende, jahrelang währende Hauße. Ohne diesen entsetzlichen Krieg hätten wir in dieser Zeit schon viele Dutzende von Haußen und Baissen erlebt, vielleicht sogar einige große darunter; aber wenn es auch nur kleine sind, der Landwirt sagt: klein Vieh macht auch Mist. Aber diese stagnierende

Stimmung — ja, die erscheint der Börse notwendigerweise als vollkommene Versumpfung der Volkswirtschaft; denn die Börse ist dabei ebenso übel daran, wie ein Arzt, der zu seinem Unglück in eine Gegend gerät, wo alle Leute unverschämt gesund sind und noch dazu so friedlich, daß sie sich nicht einmal gegenseitig die Knochen entzweischlagen, und auch so vorsichtig, daß sich sogar niemand Arm und Bein bricht. Was hilft ihm nun die auf den Kliniken erworbene glänzende Operationstechnik? Was bleibt ihm anders übrig, er muß diese ungastliche Stätte, dieses unvernünftige Volk verlassen und bessere Gegenden aufsuchen, wo die Menschen noch sich Verdauungsbeschwerden und Erkältungen zuziehen, sich bekämpfen und verletzen und bei kühnen Unternehmungen aller Art Arme und Beine riskieren. Woraus man denn ersehen kann, daß Gesundheit nicht unter allen Umständen von allen Menschen für ein Gut, sondern gelegentlich auch für ein Übel gehalten werden kann.

Davon wird in späteren Jahren einmal die Geschichte der früheren Volkswirtschaften sehr viel zu sagen wissen.

*

Und nun bitte ich meinen verehrten Leser, mir nur auf einem kurzen Gedankengange in ein Gebiet zu folgen, das ihm gewiß nicht unbekannt ist, das er aber bisher nur für steiniges, unfruchtbares Land oder für dorniges Gestrüpp gehalten hat, in ein kurzes Durchdenken der in sich geschlossenen Volkswirtschaft. Um nicht gar zu sehr abzuschrecken, sage ich voraus, daß ich durchaus nicht dabei stehen bleiben will, sondern Ausfuhr und Einfuhr durchaus gelten lasse. Nur vorläufig wollen wir sie einmal ausscheiden und beiseite lassen, um uns den eigenen Gang der Volkswirtschaft recht klar vorzustellen.

Wir nehmen also — nur für diese Betrachtung hier, nicht etwa in Wirklichkeit — an, daß das Bestreben, für alle bisher aus dem Ausland bezogenen Rohstoffe im Inlande Ersatz zu finden, das ja in diesem Weltkriege weit über alle Erwartungen hinaus Erfolg gehabt hat, diesen Erfolg vollständig

gemacht hätte, daß wir also keinerlei Rohstoffe mehr aus dem Auslande bedürften. Dazu würde unter anderem gehören, daß wir durch neue Verbesserungen der Landwirtschaft, wie sie vielleicht durch Mithilfe der Technik und der Chemie zu erwarten sind, die Bodenerträge etwa in demselben Verhältnisse steigern, in dem sie sich im vorigen Jahrhunderte tatsächlich gesteigert haben, so daß wir Tiere und Menschen vollständig im Inland ernähren könnten, auch wenn kein Korn zur Nahrung oder zum Futter über die Landesgrenze hereinkommt. Kohlen und Eisen haben wir ja wirklich, und die anderen Metalle sollen uns auch so zur Verfügung stehen, daß wir alles daraus herstellen können, was wir gebrauchen. Wäre unter diesen Voraussetzungen ein Leben der Volkswirtschaft denkbar?

Ich meine, darüber kann nicht der geringste Zweifel obwalten. Und doch erhebt das Gelddenken dagegen Einspruch. Wenn nicht durch die Ausfuhr Geld in das Land kommt, wir sprachen ja schon davon, dann kann man sich für das Geld nichts kaufen, dann können die Hersteller ihre Waren nicht los werden, und dann haben wir wieder das ganze Spiel von Bankerotten, Entlassungen usw. Denn das Geld, das im Lande ist, wird nicht lange hinreichen, um den Betrieb im Gange zu halten.

Ja, ich weiß es aus Hunderten von Gesprächen, es ist ganz außerordentlich schwer, die Geister aus den Bahnen des Gelddenkens herauszubringen. Und ich möchte da nun ein noch seltsameres Ansinnen an den Leser stellen. Ich möchte ihn bitten, jetzt diesem Gedankengang zuliebe auf eine kurze Zeit an den Teufel zu glauben. Der Teufel wolle unserer Volkswirtschaft den allergrößten Possen spielen, und zu diesem Zwecke entführe er eines Nachts alles Gold, nicht nur das auf der Reichsbank, sondern auch alles, was gemünzt und münzbar noch sonst im Lande versteckt ist!

Jetzt ist doch nun unserer ganzen Volkswirtschaft der Lebensnerv geraubt, wir sind arm wie die Kirchenmäuse geworden und müssen elendiglich verhungern. Ist es nicht so? — Für das mammonistische Denken ganz gewiß, und das würde nun sofort wieder schreien nach der Öffnung der Grenzen.

Aber die haben wir uns ja für diesen Gedankengang ein für allemal verbeten, also bleibt uns da bei strenger Durchführung mammonistischer Gesinnung nichts anderes als das wirkliche Verhungern übrig, und die Landwirte mögen den Anfang damit machen. Denn alle bisherigen Mittel verfangen nicht mehr, Noten sind wertlos, wenn überhaupt keine Deckung mehr dafür da ist, und Wechsel sind wertlos, wenn es sicher ist, daß sie niemals in Währung bezahlt werden können.

Oder aber — mit Grausen sieht es der mammonistische Kulturmensch kommen, wir sinken zurück in die Zeiten der tiefsten Barbarei, aus der hochentwickelten Geldwirtschaft in die längst verlassene Tauschwirtschaft.

Nun, wer nicht vom Mammonismus beherrscht ist, der kann da nur wieder hervorheben, daß wir aus der Tauschwirtschaft niemals herauskommen, auch durch die Geldwirtschaft nicht herausgekommen sind, daß die nur eine verfeinerte und für lange Zeit tatsächlich außerordentlich viel zweckmäßigere Form der Tauschwirtschaft gewesen ist. Der Militarismus gibt nun aber eine noch zweckmäßigere Weise der Tauschwirtschaft an die Hand. Er hält sich an sein eigenes Grundgesetz, daß jeder einzelne nur für das Ganze tätig ist und daß deswegen das Ganze für jeden einzelnen zu sorgen hat. Also jeder einzelne, bei der Volkswirtschaft handelt es sich dabei um Betriebe, liefert das, was er nicht in sich selbst verbraucht, an die Gesamtheit ab. Dadurch gewinnt er einen bestimmten rechnungsmäßig festzustellenden Anteil an der Gesamtherstellung der Volkswirtschaft. Und diesem Anteil gemäß kann er nun aus dem, was die anderen Betriebe beigesteuert haben, das empfangen, was seine Angehörigen haben wollen.

Dazu wird nun ganz und gar kein Gold oder sonstiges Geld benötigt; wir sahen schon, geregelt wird das Ganze durch eine Buchführung der Volkswirtschaft, die man sich zunächst als weitere Ausgestaltung der Postscheckämter denken möge. Jeder Betrieb und jeder einzelne hat sein Postscheckkonto, die Herstellungspreise der Waren sind, wie wir schon besprochen haben, durch Friedensschlüsse der Berufsstände untereinander vereinbart, stehen also fest. Dieser feststehende

Preis für die abgelieferte Ware wird dem Ablieferer gutgeschrieben. Andererseits werden die Mengen der abgelieferten Waren von den mit den Postscheckämtern organisch zu verbindenden statistischen Ämtern zusammengezählt und, wie wir auch schon sahen, auf telegraphischem Wege durch Zwischeninstanzen der Gesamtleitung übermittelt. Die weiß also erstens, wieviel Waren da sind, und zwar auch genau welche Waren da sind und auch, welche Ansprüche die Hersteller dafür geltend zu machen haben. Daneben weiß die Gesamtleitung natürlich auch, welche Ansprüche sie selbst als Frauen- und Kinderrenten usw. darüber hinaus den einzelnen zugebilligt hat. Nehmen wir nun einmal mit ganz beliebigen Zahlen, also ohne alle statistischen und rechnerischen Unterlagen, an, es würde in einem Jahre von der ganzen Volkswirtschaft hergestellt und geleistet für rechnungsmäßig 40 Milliarden Mark und alle Ansprüche, die die Einzelnen an die Volkswirtschaft zu stellen berechtigt wären, betrügen zusammen 60 Milliarden Mark. So wäre alles vollständig ins gleiche zu bringen dadurch, daß man den Verbraucherpreis um 50% höher als den Herstellerpreis rechnet.

Ich habe das absichtlich hier nur in ganz großen Zügen mitgeteilt. Wer über Einzelheiten genauer nachdenken will, findet sehr reichlichen Stoff dazu in meinem Zukunftsstaat, ebenso über die verwaltungstechnische Ausführung, die diesen Austausch ermöglicht. Es kann sich also jeder in dieser Rechenwirtschaft genau wie in der Geldwirtschaft kaufen, was er will, es wird ihm nur, statt daß er Geld bezahlt, der Kaufpreis von seinem Guthaben beim Scheckamt abgeschrieben. Also das Geld wird nirgends vermißt, nirgends entbehrt, es ist vollkommen ersetzt durch die Buchführung der Volkswirtschaft.

Was wird nun die Folge sein, wenn sich in dieser geschlossenen und durch die Rechenwirtschaft vor dem schädlichen Einfluß des Geldes gesicherten Volkswirtschaft die Herstellung erhöht? Wenn sie etwa auf 50 Milliarden steigt, während die Renten durch Bevölkerungsvermehrung nur eine Steigerung der Ansprüche auf 65 Milliarden erfordern. Ja, dann kann eben der allgemeine Aufschlag von 50% auf 30%

herabgemindert werden, und das bedeutet für alle gleichmäßig eine erhebliche Steigerung des Einkommens, es heißt, sie können sich für rechnungsmäßig dasselbe Einkommen um 30% mehr an Waren aller Art oder Leistungen verschaffen. Dadurch sind die Verbraucher erheblich besser daran und gleichzeitig ist der für die gesteigerte Herstellung nötige Markt geschaffen.

Bedenkt man nun, daß diese Volkswirtschaft durch die erwähnte Statistik ganz genau darüber unterrichtet ist, für welche Waren sich besonderer, gegen früher gesteigerter Bedarf zeigt, für welche andere der Bedarf dagegen nachläßt, bedenkt man, daß diese Statistik allen zugänglich gemacht werden kann, auch den Berufsständen, die die Waren herstellen, so sieht man, daß auch diese sich aufs beste darauf einrichten können. Es wird also Überproduktion durchaus vermieden werden können und einer Knappheit wird immer sehr bald abzuhelfen sein. Genug, es wird überhaupt kein Betrieb mehr, wenigstens keiner, der die gewöhnlichen Wohlstandsgüter herstellt, auch nur mit der Gefahr von Verlusten zu rechnen haben.

Allerdings, und das wird manchem wohl als großer Übelstand erscheinen, für kühne Unternehmungslust findet sich eigentlich kein Feld der Tätigkeit mehr. Diese Unternehmungslust setzt immer eine gewisse Unsicherheit, ein gewisses Dunkel voraus, in dem sich andere Leute schlechter zurechtfinden, als der kühne Unternehmer selbst, der dann auch für seine höhere Begabung den entsprechenden höheren Gewinn einstreicht oder das, was er dabei riskiert hat, verliert. Auch in dieser Hinsicht fehlen durchgeführte ausreichende Statistiken. Von glücklichen Unternehmern erfahren wir weit mehr, die unglücklichen verkriechen sich schamhaft in dem Dunkel, aus dem sie ihre Schätze zu gewinnen gehofft hatten. Aber wenn man die bei mißglückten Unternehmungen verlorenen Kapitalien zusammenzählen und mit den bei geglückten Unternehmungen gewonnenen vergleichen wollte, so würde sich wahrscheinlich auch hier zeigen, daß bei diesem kühnen Unternehmertum die Gesamtverluste der Volkswirtschaft erheblich höher sind, als die Gesamtgewinne.

Steigt in einer bestimmten Ware der Bedarf so sehr, daß die vorhandenen Betriebe ihm nicht mehr gerecht werden können, so ist es in erster Linie Sache der Berufsgenossenschaft, die Einrichtung neuer Betriebe in die Hand zu nehmen, wie das ja auch in den Trusts vorkommt. Schwindet der Bedarf für bestimmte Warengattungen, so müssen die Betriebe sich eben für andere Herstellungsarten umwandeln, wie das in der Kriegszeit vielfach in der überraschendsten Weise geschehen ist. Die militaristische Volkswirtschaft bietet den Vorteil, daß man den Zeitpunkt, wo so etwas notwendig wird, mit voller Sicherheit herannahen sieht, so daß übermäßige Verluste vermieden werden können. Alle weiteren Einzelheiten, wie etwa die Behandlung der Erfinder, der Künstler, der Luxusgüter usw. sind im Zukunftsstaat näher ausgeführt, hier kam es, wie gesagt, nur darauf an, die Grundzüge eines gesunden, keinerlei krankhaften Schwankungen unterworfenen Volkswirtschaftslebens zu schildern.

Ist die Volkswirtschaft in der geschilderten Weise hergestellt und in sich gegründet, so muß sie von selber weiterbestehen, solange eben nur der Burgfrieden zwischen den Berufsständen gewahrt bleibt. Das ist die einzige, allerdings sehr große Gefahr, die vor allen Dingen für eine Republik besteht. Gegenseitige Verärgerungen der Berufsstände sind naturgemäß und werden immer wieder vorkommen. Wenn es da nun möglich ist, durch eine einfache Mehrheitsabstimmung die ganze Verfassung umzuändern, wie das in Republiken schließlich nicht anders sein kann, so kann jeder einzelne solche Zwiespalt zum vernichtenden Unglück für die ganze Volkswirtschaft werden. Dagegen kann nur eine Macht schützen, die, außerhalb der Berufsstände stehend, durch die Übereinstimmung des gesamten Volkes getragen, aber von den Augenblickszufällen der Abstimmung vollkommen unabhängig dasteht. Das ist nur die erbliche Monarchie.

Es ist, wie mir scheint, schon gänzlich ausgeschlossen, daß eine Republik überhaupt zur Einführung solcher Zustände gelangt, wie wir sie hier eben geschildert haben. Eine Republik, ein parlamentarisch regiertes Land, das lehrt die Geschichte der letzten Jahrzehnte denn doch geradezu mit

Donnerstimme, kann aus dem Mammonismus niemals hinaus, sie wird immer ganz und gar vom Mammonismus beherrscht. Sogar alle sozialistischen Anfänge werden rettungslos vernichtet, weil die fähigen Führer vom Mammonismus aufgesogen werden. Man muß doch immer bedenken, daß Millerand, Viviani, Briand umgewandelte Sozialdemokraten sind.

Also nur in monarchischen Ländern ist die erste Einführung gesunder vom Mammonismus unabhängiger Zustände überhaupt möglich. Und Deutschland mit seinen 22 Monarchien bietet den allergünstigsten Boden dafür. Sind die Zustände aber in einem Reich wirksam und sichtbar, so können und werden auch andere, selbst Republiken, sie nachmachen. Gerade darum werden ja in letzter Stunde die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, Deutschland wenigstens in ein parlamentarisch regiertes Land umzuwandeln, um die sehr ernste Gefahr, daß hier der Mammonismus endgültig vom Militarismus besiegt werden könnte, wenigstens vorläufig zu beseitigen. Und der ungeheure Ansturm der Demokratien — will sagen des Mammonismus — aller feindlichen Länder ist ja ausgesprochenermaßen gegen den Militarismus gerichtet, und zwar viel weniger gegen den, der durch Kanonen spricht, als gegen den, der durch straffe Zusammenfassung der Volkseinheit die internationale Weltherrschaft des Geldes erschüttern könnte. Die Einsicht, daß es so ist, dringt denn doch in immer weitere Kreise.

Ja, nun aber mahnt uns der verehrte Leser, daß wir ihn ja nur abseits führen wollten und daß wir uns auf einmal so benähmen, als wären wir längst nicht mehr im Reiche der Phantasie, sondern in der allerlebendigsten Wirklichkeit. In Wirklichkeit gäbe es nun doch aber ein sich selbst genügendes Deutschland ohne Ausfuhr und Einfuhr nicht. Und es bliebe uns doch nichts anderes übrig, als diese beiden Dinge, die so lange für das wichtigste in der ganzen Wirtschaft gegolten haben, doch auch noch in Betracht zu ziehen.

Nun, was wir in dieser Hinsicht meinen, haben wir schon mehrfach angedeutet. Vor allen Dingen lehnen wir es ab, die Ausfuhr um des Gelderwerbs willen zu treiben. Wir brauchen ja, wie wir gesehen haben, zur Gesundheit unserer

Volkswirtschaft überhaupt kein Geld. Und wenn Engländer und Amerikaner und meinethalben auch Franzosen und Italiener fremde Völker ausbeuten wollen, um sich dadurch zu bereichern, so sehe ich immer noch keinen zwingenden Grund, weshalb wir das auch so machen wollen. Einen solchen zwingenden Grund kann nur der sehen, der die Bereicherung überhaupt als wesentliche Bestimmung des höheren Menschen ansieht. Dazu sehe ich keine Veranlassung.

Wohl aber muß ich zugeben, daß wir bisher noch etlicher Dinge aus dem Auslande bedürfen. Die müssen wir eben im Auslande kaufen und wir müssen sie bezahlen mit Waren, die wir im Inlande herstellen. Aber da, meine ich, muß die militaristische Volkswirtschaft vor allen Dingen streng darauf halten, daß hier nicht die Volkswirtschaft der Willkür der einzelnen ausgeliefert wird. Der einzelne sieht nur darauf, ob er bei der Einfuhr oder bei der Ausfuhr möglichst viel Geld verdient. Ob die Volkswirtschaft dadurch geschädigt wird oder nicht, ist ihm vollkommen gleichgültig. Das überläßt er vertrauensvoll dem freien Walten der volkswirtschaftlichen Gesetze, nach denen sich so etwas ja schließlich ganz von selber zurechtzieht. Wir haben aber gesehen, daß dieses Zurechtziehen gelegentlich den Untergang ganzer Berufsstände verschulden und daß es durch die wechselnden Weltmarktskonjunkturen für größere Zeiten Not und Elend zu uns hereinbringen kann. Diese Art des Zurechtziehens brauchen wir uns, wenn wir vom Mammonismus nicht mehr beherrscht werden, nicht mehr gefallen zu lassen. Und darum muß das Grundgesetz sein: Einfuhr nur soviel, wie dringend erforderlich ist, und Ausfuhr nur soviel, wie erforderlich ist, um die Einfuhr zu bezahlen.

Einfuhr und Ausfuhr müssen also in gewissem Umfange Reichssache werden. Das klingt jetzt nicht mehr so ungeheuerlich, wie es noch vor einigen Jahren klang, als meine Schrift über den Zukunftsstaat erschien. Jetzt sind derartige Forderungen für eine Menge von Einzelheiten schon von den verschiedensten Seiten erhoben worden. Allerdings ergibt sich nun als große Schwierigkeit die Frage, durch welche Einrichtungen derartiges ins Werk gesetzt werden soll. Es wird

da wahrscheinlich mancherlei versucht werden müssen, ehe man das beste herausfindet; aber man muß doch mit irgendwelchen Versuchen anfangen. Und da scheinen sich mir drei Wege zu bieten, von denen jeder für sich, von denen aber auch beliebige zwei oder alle drei nebeneinander gangbar sein können.

Der erste ist der der Staatsverträge. Er käme ganz besonders für die Staaten in Betracht, die sich näher an uns anschließen. Die sind aber nicht nur in dem Fall möglich, daß der andere Staat im Inneren ähnliche Einrichtungen hat wie wir, wo die Sache ja dann freilich am einfachsten sein würde: aber auch mit einem noch mammonistisch eingerichteten Staatswesen sind Verträge denkbar, durch die die deutsche Volkswirtschaft sich verpflichtet, bestimmte Mengen bestimmter Waren zu vereinbarten Preisen abzunehmen oder zu liefern. Die Verträge können auch durch Vermittlung des anderen Staates mit irgendwelchen wirtschaftlichen Körperschaften geschlossen werden. Daneben sind andere allgemeinere Verträge denkbar, die eben nur ganz im allgemeinen die Einkaufs- oder Verkaufserlaubnis festlegen.

Der zweite Weg, der nicht bloß für enger Verbündete, sondern alle mögliche, selbst ihrer Gesinnung nach feindliche Länder — denn auch mit denen werden wir wohl zu rechnen haben — in Betracht käme, wäre vielleicht nicht gerade etwas ganz Neues. Es würde sich da um Agenten und Geheimaufträgen handeln, wenigstens soweit es sich um die Einfuhr in die deutsche Volkswirtschaft handelt. Der Verkäufer braucht da nicht zu wissen, wo die Waren hingehen. Der Agent würde natürlich dem ausländischen Verkäufer als selbständiger Handelsmann gegenübertreten.

Neben diesen beiden Wegen bliebe noch der dritte, der allbekannte und bis jetzt fast allein übliche, der durch vollkommen selbständige freie Kaufleute, die im Inlande und Auslande einkaufen und verkaufen, was sie wollen. Es wird natürlich sein, daß man mit diesem Wege den Anfang macht und die anderen Wege nur dann betritt, wenn auf diesem dritten nicht alles zu haben ist, was die Volkswirtschaft gebraucht. Für die Einfuhr würden sich dann diese Kaufleute, jeder für

sich, mit dem Reichshandelsamt, oder wie diese Behörde sich nennen mag, ins Einvernehmen zu setzen haben und für die Ausfuhr würden sie sich jedenfalls der Vermittlung dieses Amtes bedienen. Doch stände natürlich auch unmittelbaren Verhandlungen mit den Berufsgenossenschaften, ja sogar einzelnen Betrieben, besonders natürlich Großbetrieben, ganz und gar nichts im Wege. Das Reich muß ja nur verlangen, daß nicht Waren ins Ausland gehen, die im Inland notwendig gebraucht werden, und daß nicht zugunsten der Ausfuhr die Lebensbedingungen der Volksgenossen irgendwie verkümmert werden.

Ist es aus irgendeinem Grunde nicht nur im Interesse einzelner Kaufleute, sondern der ganzen deutschen Volkswirtschaft, daß eine bestimmte Warengattung nach irgendeinem bestimmten Lande zu einem besonders billigen Preise geliefert wird, so darf das keineswegs in einer Weise geschehen, die die Lohnhöhe der dabei nötigen Arbeiter herabdrücken könnte. Man würde aber etwa an ein vorübergehendes Nachlassen der Reichsabgaben, die auf der Ware liegen, denken können. Wir besprachen ja schon, daß alle die großen Ausgaben, die die militaristische Volkswirtschaft über das Bestehende hinaus nötig hat, Frauen- und Kinderrenten usw., durch den Unterschied zwischen Hersteller- und Verbraucherpreis gedeckt werden sollen. Insoweit dieser Unterschied also dem Reich zufließt und nicht an irgendwelchen Zwischenstellen hängen bleibt, muß er natürlich auch von den Ausfuhrgütern erhoben werden. Und dabei sind gelegentliche Nachlässe ganz wohl denkbar.

Auch die Zahlungsweise im Ausland wird, wenigstens soweit der erste Weg, der durch Staatsverträge, in Betracht kommt, irgendwie neu zu regeln sein. Am einfachsten wäre es ja, wenn sich Einfuhr und Ausfuhr nach demselben Vertragsstaate hin einigermaßen die Wage hielten durch besondere Verrechnungstellen. Soweit das nicht der Fall ist, könnten in der bisherigen Weise fremde Banken herangezogen oder eigene Zahlungsstellen im Auslande errichtet werden. Die wirtschaftlichen Staatsverträge aber würden doch wohl noch einen engeren Zusammenschluß gewährleisten, als er bisher schon von Politikern mancher Richtung in Aussicht genommen war, und

zwar einen Zusammenschluß, der jedem der Staaten die vollkommenste Freiheit läßt, keinen dadurch kränkt, daß er das Gefühl hat, irgendwie von dem anderen abhängig zu sein. Hier findet sich für viele Jahrzehnte hinaus Gelegenheit zu bester wirtschaftlicher Auslandspolitik.

Daneben bleibt unseren Kolonien nicht nur ihre bisherige Bedeutung, sondern sie wird sich noch ganz erheblich steigern. Allerdings werden wir streng darauf halten, daß alles, was die Kolonien in solchen Rohstoffen erzeugen, die für die deutsche Volkswirtschaft notwendig sind, auch wirklich in die deutsche Volkswirtschaft gelangt und nicht irgendwohin ins Ausland verkauft wird. Ebenso werden wir den Bedarf unserer Kolonien so vollständig wie irgend möglich aus unserer Volkswirtschaft zu decken versuchen. Und dann werden wir planvoll und zielbewußt darauf ausgehen, durch Verbindung des Mutterlandes mit den Kolonien tatsächlich ein Wirtschaftsgebiet herzustellen, das im Notfall sich selbst vollständig genügt und überhaupt keinerlei Einfuhr und Ausfuhr aus dem Auslande mehr bedarf. Das, was man bisher „wirtschaftliche Freiheit" nennt, worunter man ja im wesentlichen die vollkommene Unterjochung aller unter die Geldherrschaft versteht, wird in den Kolonien wohl noch längere Zeit aufrechterhalten werden müssen. Ich sehe wenigstens keine Möglichkeit, dort ohne weiteres den Verrechnungsverkehr durchzuführen, würde mich aber sehr freuen, wenn ich in dieser Meinung durch die Tatsachen rasch und entschieden widerlegt würde.

Denn eine besondere Schwierigkeit bilden die Kolonien für das militaristische Staatswesen immerhin. Sie sind nun einmal unzweifelhaft mammonistische Gründungen. Ihr Hauptzweck war, was man auch über Kulturfortschritt u. dgl. dazu reden mag, doch, daß die Leute, die sich dort ansiedelten, dort besser und mehr Geld zu verdienen hofften als in ihrem Heimatlande. Daß das unter Umständen auch den Ureinwohnern zugute kam, ist ganz unzweifelhaft, aber daß sich sehr oft das Gegenteil gezeigt hat, ist ebenso unzweifelhaft. Daß wir unsere militaristischen Heereseinrichtungen nicht ohne weiteres dorthin übertragen können, darüber sind sich wohl

alle einig, obwohl sich ja die afrikanischen Völkerschaften unter deutscher Führung sehr tapfer geschlagen haben. Es bleibt da doch aber immer die Notwendigkeit einer Herrenstellung der Weißen gegenüber den farbigen Rassen, die dem innersten Wesenskern des Militarismus, der Kameradschaft, in keiner Weise entsprechen will. Wir können da für uns eben nur anführen, daß diese Völkerschaften einer von außen an sie herangebrachten Kultur innerlich noch nicht gewachsen sind, also wirklich, was man von großen deutschen Volksschichten zu Unrecht sagt, der fremden Führung noch bedürfen und daß wir mit unseren militaristischen Grundsätzen ihnen jedenfalls bessere Führer sind, als irgendwelche rein mammonistische Kolonialvölker.

Nun, alle diese Ausführungen sollten nur zeigen, daß eine in sich geschlossene, durch und durch militaristische Volkswirtschaft der Auslandspolitik, mag sie nun wirtschaftlicher oder anderer Natur sein, nicht etwa hilflos gegenübersteht, daß sie sich damit ebensogut, ja in mancher Hinsicht besser abfinden wird, als die bisher mammonistisch gerichteten Staaten. Es war notwendig, einige Worte darüber zu sagen, weil erfahrungsgemäß gegen eine in sich geschlossene Volkswirtschaft immer wieder die notwendige Rücksicht auf das Ausland angeführt wird, weil man immer wieder zu hören bekommt, wir lebten ja nicht auf einer Insel oder auf einem Planeten allein, sondern wären von der Weltwirtschaft abhängig, in die wir uns wohl oder übel einzufügen hätten. Darum mußte gezeigt werden, daß und wie die Einfügung in diese Weltwirtschaft ganz gut möglich ist, und zwar so möglich, daß wir unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit in keiner Weise dabei entsagen. Ich wiederhole, daß ich mit allem, was ich hier gesagt habe, nur eine mögliche Lösung angedeutet haben will, nicht etwa die allein mögliche oder auch nur die richtigste und beste. Die eine Möglichkeit genügt hier für unsere Gedankengänge und Betrachtungen. Die richtigste und beste werden die Ereignisse uns schon selbst bringen.

*

Wir wollen nun aber noch einmal den Blick auf das Innere richten, zumal da wir manchen unserer Leser wohl eben wieder durch eine Steuereinrichtung erschreckt haben. Er war vielleicht nicht gefaßt, daß auch der Ausfuhrbetrieb etwas zur Volkswirtschaft beitragen soll. Ausfuhrzölle haben keinen besonders guten Ruf, eher schon läßt man sich Exportprämien gefallen. Aber die Sache gehört so, wie wir sie darstellten, zu den Grundlagen des ganzen von uns vorgeschlagenen militaristischen Aufbaues der Volkswirtschaft. Die Sache geht noch etwas weiter, als wir sie bisher in dieser Schrift zu besprechen Gelegenheit hatten. Ich denke mir schon der Vereinfachung wegen den Unterschied der Verbraucherpreise von den Herstellerpreisen als vollkommenen Ersatz dessen, was man jetzt Steuern nennt, wenigstens soweit sie für das Reich erhoben werden.

Es geht ja nach unserem bisherigen Denken davon noch ab, was die Vermittler zwischen Verbraucher und Hersteller bekommen. Man denkt da an Großhändler und Kleinhändler. Aber ganz in dem bisherigen Sinne können sie nicht mehr Händler sein, denn wir werden sie niemals als Eigentümer der durch ihre Hände gehenden Güter betrachten können. Eigentümer eines Gutes ist zunächst der, der es herstellt, und dann der, der es in sein erweitertes Ich aufnimmt. Das sind natürliche und verständliche Vorgänge. Der Vermittler zwischen beiden bleibt dem Gute innerlich fremd. Er hat es nicht geschaffen, er will es nicht mit seinem Wirtschaftskörper verschmelzen. Er wollte unter der Herrschaft des Mammonismus nur Geld daran verdienen, seine volkswirtschaftliche Verrichtung ist aber nur die Leitung der Beförderung. Und dazu braucht er so wenig Eigentümer des Gutes zu sein, wie der Briefträger ein auch nur vorübergehendes Eigentum an den Postpaketen, die er austrägt, beanspruchen kann. Beide haben nur eine angemessene Entlohnung für eine volkswirtschaftlich nützliche Tätigkeit zu beanspruchen. Ob die durch feste Lohnsätze oder durch Prozente erfolgt, das ist nebensächlich.

Für die Bilanz der Volkswirtschaft ist der Entgelt, den Großhändler und Kleinhändler bekommen, einfach den übrigen

Ansprüchen, die jeder Art von Volksgenossen zugebilligt werden, zuzurechnen. Aus der Zusammenrechnung aller dieser Ansprüche auf der einen Seite und des Wertes der in den Tauschverkehr gelangenden Güter auf der anderen Seite ergibt sich, wie wir schon sahen, die jährliche Bilanz der Volkswirtschaft, die dann einfach durch einen Aufschlag auf den Herstellungspreis ausgeglichen wird. Das bedeutet nichts anderes, als daß das Reich von dem gemeinsamen Ertrage der gemeinsamen wirtschaftlichen Arbeit aller Volksgenossen zunächst einmal vorweg das nimmt, was für allgemeine Reichszwecke erforderlich ist, und daß das übrige an die Volksgenossen in durchaus gerechter Weise, nämlich nach Maßgabe der rechtlich anerkannten Ansprüche, verteilt wird. Von einer Besteuerung kann man da eigentlich nicht mehr reden. Es ist nicht so, daß irgendeinem einzelnen irgend etwas weggenommen würde, was er schon hätte, daß er aus seinem Einkommen zu irgendeiner Zahlung verpflichtet würde. Sondern das Einkommen, das er hat, ist schon ein reines Einkommen, das nicht mehr mit irgendwelchen Steuer- oder Zahlungspflichten an das Reich belastet ist. Ich sagte schon in der Kriegsrechenwirtschaft, wenn man dieses Verfahren überhaupt als Besteuerung ansehen will, so liegt diese Steuer jedenfalls jenseits von direkt und indirekt.

Es ist klar, daß auf diese Weise überhaupt alle Reichsausgaben bestritten werden können. Etwa die Ausgaben für das stehende Heer sind doch für das Reich auch nichts anderes als die Ausgaben für Mütter und Kinder. Auch die dienen dazu, das ganze Volk gesund und stark zu erhalten. Und noch mehr, man kann das ganze übrige Rentenwesen auch mit hineinziehen. So herrlich ihrem Grundgedanken nach unsere soziale Gesetzgebung ist, in der Ausführung ist sie doch noch ziemlich stark von mammonistischen Gedanken und Gefühlen durchzogen. Geplant war sie, wenigstens was die Altersversorgung angeht, anders. Da ist der mammonistische Einschlag erst durch den Reichstag und durch die Rücksicht auf den Reichstag hineingekommen. Bismarck hatte eine einfache Altersversorgung geplant, das Reich sollte die Renten bezahlen und aus Monopolen, Bismarck dachte an Tabak und

Schnaps, die dazu nötigen Einnahmen gewinnen. Das war also, auf ein kleines Gebiet beschränkt, genau derselbe Gedanke, den wir hier für die militaristische Volkswirtschaft ausgeführt haben. Nun kamen die mammonistischen Bedenken, daß jeder Mensch doch für sich selber sorgen müßte, und dieser Gedanke wurde nur ein ganz klein wenig militaristisch umgebogen. Früher hatte man daraus geschlossen, wer nicht für sich selber sorge, der habe die Folgen sich selber zuzuschreiben. Jetzt wurde militaristisch gesagt, wer nicht aus eignem Antrieb für sich selber sorge, der müsse von Staats wegen dazu gezwungen werden. Und so kam es, wie Bismarck einmal unwirsch bemerkt, dazu, daß der Siebzehnjährige zahlen soll für eine Zeit, wo er siebzig Jahre sein wird, eine Zeit, an die er sonst nicht einmal im Traume denkt. Und es kam die ganze Belästigung mit Markenkleben und den peinlichsten Nachweisen. Es kam eine Reichsversicherungsordnung, die nur wenige hundert Paragraphen weniger enthält als das ganze Bürgerliche Gesetzbuch; alles aus Besorgnis, daß irgend jemand ein paar Mark zuviel Rente bekommen könnte. Um das zu verhüten, wird ein ungeheuerer Verwaltungsapparat aufgeboten. Ich hörte einmal, die Rechnung stelle sich so, daß man, um hundert Mark zu unrecht zu zahlender Rente zu vermeiden, tausend Mark Verwaltungskosten aufwende. Ganz so schlimm wird die Sache wohl nicht sein, aber selbst wenn die Beträge gleich wären, dann hätte doch eigentlich die ganze Einrichtung keinen Zweck.

Nun, ich will durchaus nicht die soziale Gesetzgebung dadurch herabsetzen, ich will nur darauf aufmerksam machen, daß innerhalb der militaristischen Einrichtungen der Volkswirtschaft diese Art der Kontrolle überflüssig ist. Wir haben in der Buchführung der Volkswirtschaft ganz von selber alle Daten, die über die Berechtigung Aufschluß ergeben. Und die Renten bezahlt doch auch heutigentags die Volkswirtschaft, nur daß sie die einzelnen erst diese Beträge als Bruttoverdienst einstecken läßt und sie ihnen dann auf dem Wege der Beitragszahlung wieder abnimmt. Dieser etwas kostspielige Umweg wird in der militaristischen Volkswirtschaft vermieden. Das ergibt wieder eine außerordentliche Vereinfachung unserer

Einrichtungen, wie sich denn überhaupt, allen Erfahrungen in den Kriegsgesellschaften zuwider, die wirklich militaristischen Einrichtungen überall als Vereinfachung darstellen werden.

Auch all der übrigen Versicherungen bedarf es nicht; alle Schäden können ohne weiteres von der Gesamtheit ersetzt werden, soweit nicht nachgewiesen wird, daß der Beschädigte selbst die Schuld daran trägt. Will man sich die Sache in der bisherigen Denkweise vorstellen, so haben wir einfach eine allgemeine Zwangsversicherung für alle möglichen Schäden anzunehmen. Und die Gesamtheit tritt an die Stelle sämtlicher Versicherungsgesellschaften. Also nach dem bisherigen Denken steckt der Versicherungsbetrag nebst allen Reichssteuern in dem Abzug, den das Reich von dem sonst auf den einzelnen fallenden Bruttoeinkommen macht.

Wir fassen es von unserem militaristischen, volksorganischen Denken aus anders auf; wir sagen, wenn jemand nur sonst fleißig und tüchtig in seinem Beruf seine Schuldigkeit tut, so leistet er für die Gesamtheit das Beste, was er zu leisten vermag; und davon soll er nicht durch kleinliche Sorgen um allerlei Schäden, vor denen er sich zu schützen hat, oder allerlei Nebenvorteile, die er sich verschaffen könnte, abgelenkt werden. Wir wollen ihn nach Möglichkeit von allen solchen Nebensorgen befreien, damit er all seine Tätigkeit und all sein Denken der Arbeit zuwenden kann, die er leisten soll.

Jeder, der irgendwie einmal über Seelenkunde nachgedacht hat, muß ohne weiteres sehen, daß dadurch die Leistungsfähigkeit ganz außerordentlich erhöht werden muß. Jemand, der all sein Denken zusammengefaßt auf seine eigentliche Tätigkeit richten kann, ist doch unzweifelhaft ein besserer, ein weniger zerstreuter Arbeiter, als der, der jeden Augenblick unterbrochen werden kann durch die Sorge: Habe ich auch bei meiner Feuerversicherung wirklich alles recht angegeben? Habe ich auch nicht versäumt, den Betrag rechtzeitig abzusenden? Täte ich nicht besser, meine Tochter für die Einsegnung oder für die Ausstattung, meinen Sohn für den Militärdienst zu versichern? Lohnt es sich, daß ich meine Habe gegen Einbruchsdiebstahl versichere? Und dann die schönen stundenlangen Gespräche mit den Versicherungsagenten, die

Unsumme von Bestimmungen, durch die sich kein Mensch hindurchfindet, wo man in jedem Paragraphen eine Hintertür wittern kann, durch die die Versicherungsgesellschaften ihren Verpflichtungen entschlüpfen könnten, und hinterher doch immer wieder bemerkt, daß man nicht sorgfältig genug aufgepaßt hat!

Nun freilich, all diese Dinge gehören zu den kleineren Sorgen des Lebens; die der Arbeitslosigkeit, des Schuldenmachenmüssens mit all seinen unsäglich qualvollen Folgen drängen das in unserem Denken vollständig zurück. Aber auch von all diesen Dingen wird uns ja die militaristische Volkswirtschaft befreien. Wirtschaftlichen Kummer, wirtschaftliche Sorgen wird sie von uns nehmen. Sollten wir alle darum eine Zeitlang etwas knapper zu leben haben, als wir das vor dem Weltkriege gewöhnt waren, so haben wir eben im Weltkriege gelernt, kameradschaftlich das und schlimmeres zu ertragen. Wir wissen aber, daß wir aus der Knappheit durch tüchtige Arbeit herauskommen können, und die werden wir dann, jeder für sich, aber auch in kameradschaftlicher Gesinnung jeder für alle, auf das beste leisten.

Wir haben bisher nur von den Reichssteuern gesprochen. Es kommen doch nun aber noch staatliche Steuern und Gemeindeabgaben in Betracht. Für die gibt es wiederum zwei Wege, die man wohl mit dem alten Namen der direkten und der indirekten Besteuerung bezeichnen kann, wenn auch die zweite Bezeichnung streng genommen wieder nicht zutrifft. Eine direkte Besteuerung besteht darin, daß dem einzelnen entweder von seinem Gesamteinkommen oder von besonderen Arten des Einkommens ein bestimmter Prozentsatz abgenommen wird. Das ist nun die einfachste Sache von der Welt; das Einkommen liegt ja in der Buchführung der Volkswirtschaft vollkommen klar vor, und es kann da, ohne daß der einzelne in die Tasche zu greifen braucht, ohne daß er eine Feder anzusetzen braucht und ohne daß eine Quittung für ihn gedruckt und unterschrieben werden muß, einfach der Steuerbetrag von seinem Anspruch abgeschrieben und dem Anspruch des Einzelstaates oder der Gemeinde an das Reich zugeschrieben werden. Also alle Steuermahnungen und Steuerzwangsvollstreckungen sind mit einem Schlage beseitigt.

Das wäre der eine Weg, der vielleicht für die Staatssteuern vorgezogen wird, aber natürlich auch für die Gemeindesteuern durchaus gangbar ist. Der zweite Weg aber wäre der, daß für die innerhalb einer Gemeinde verbrauchten Güter zugunsten der Gemeinde ein weiterer Aufschlag auf die Preise genommen wird. Es ist ja unter den bestehenden Verhältnissen durchaus hergebracht, daß ein und dieselbe Ware in verschiedenen Städten ganz verschiedene Preise hat. Das hat jetzt meistens recht zufällige Ursachen, in sehr vielen Fällen stecken Händlerprofite dahinter. Also die Verschiedenheit der Güterpreise wäre nichts Neues, und so könnten die Gemeinden einen großen Teil der Arbeiten, die sie zu leisten haben, rechnungsmäßig decken. Es ist aber anzunehmen, daß in noch höherem Maße als bisher die Gemeinden auch durch eigene Betriebe besondere Einnahmen haben werden. Ich erinnere nur an Gas und Elektrizität.

In mittleren Städten und noch mehr in Großstädten, wo das Vermieten von Wohnungen von einzelnen als Geschäft betrieben wird, zugleich aber auch eine gewisse Polizeigewalt des dafür doch nicht in allen Fällen geeigneten Hausherrn über die Mieter herstellt, wird das Recht, Wohnungen zu vermieten, in der militaristischen Volkswirtschaft doch wohl auf die Gemeinde übergehen müssen, selbstverständlich unter angemessener und reichlicher Entschädigung der bisherigen Hausbesitzer. Erst dann läßt sich ein wirkliches Wohnungsrecht für die Mieter ausarbeiten, vermöge dessen der einzelne nicht mehr durch die willkürliche Kündigung eines Hausherrn, sondern nur durch Richterspruch aus seiner Wohnung vertrieben werden kann. Die Steigerung des Mietertrages, die sich bei steigendem Zuzug doch einstellen würde, käme dann der ganzen Gemeinde zugute. Die Gemeinde aber brauchte sich um die Mietezahlungen auch keine Sorge zu machen, da der Betrag der Miete einfach dem Mieter an jedem Einkommenstermin abgezogen und der Gemeinde gutgeschrieben würde.

Ich wollte solche Einrichtungen schon im Jahre 1891 für Berlin vorschlagen, fand aber niemand, der es gewagt hätte, derartiges zu drucken. Wäre das damals eingeführt worden,

so wäre erstens die ganze Bebauung einheitlich geworden, was das äußere Ansehen Berlins nicht gerade verschlechtert hätte, die Steigerung der Mieten wäre nicht entfernt so hoch gegangen, wie das seitdem geschehen ist, und doch hätten die Einnahmen alle möglichen Gemeindeausgaben überreichlich gedeckt, so daß längst den Berlinern der Begriff „Gemeindesteuer" als ein Märchen aus uralten Zeiten vorkommen würde. Allerdings mit Grundstücksspekulationen wäre kein Geld mehr zu verdienen gewesen, und manche andere Dinge, die die Stadt aus Kapitalmangel oder anderen Gründen jetzt einzelnen oder Gesellschaften überlassen hat, wären von der Gemeinde selbst in Angriff genommen worden. Wir würden städtische Schnellbahnen und Straßenbahnen haben und — auf den Straßenbahnen würde es keine knipsenden und mühsam wechselnden Schaffner und keine spionierenden Kontrolleure geben, wir würden umsonst fahren!

Ja, ist das nicht ein ungeheuerlicher Gedanke? Ich habe ihn hier auch nur in einem kleinen Seitensprung ausgesprochen; denn ich erinnere mich noch aus meiner Jugend sehr gut der entsetzten Gesichter, wenn von einer möglichen Abschaffung des Chausseegeldes gesprochen wurde. Je weiter die Wirtschaft sich entwickelt, desto mehr fallen die Verkehrsbeschränkungen aller Art. Der Verkehr bringt die Kosten, die er anscheinend verursacht, immer reichlich wieder ein.

Ich bitte nun aber all das, was ich hier eben ausgeführt habe, nicht so zu deuten, als ob ich derartiges den Staaten, den Gemeinden und den einzelnen aufzwingen wollte. Das ist ganz und gar nicht meine Meinung. Ich versuche nur, mir auszudenken und vorauszusagen, wie die Sache wahrscheinlich kommen wird, was Staaten und Gemeinden unter den neuen Verhältnissen wahrscheinlich beschließen werden. Wiederum sage ich, ich gebe hier immer nur eine Möglichkeit an: wahrscheinlich ist es durchaus nicht die beste, wahrscheinlich werden Staaten und Gemeinden ihre Sachen noch viel besser machen, als ich es beim besten Willen erträumen kann.

Eines haben wir bisher nicht erwähnt und zwar gerade etwas, was in unseren früheren Erörterungen als eine Hauptsache erschien, als etwas, das unbedingt beseitigt werden müßte,

wenn die Menschen einander menschenwürdig gegenübertreten, einander menschenwürdig behandeln wollten. Das ist die Zwangsvollstreckung. Es ist auch aus dem Vorangegangenen noch nicht ganz ersichtlich geworden, ob die nun wirklich aus dem Volksleben verschwinden kann.

Nun, der Kameradschaftlichkeit entspricht die Zwangsvollstreckung ganz gewiß nicht. Juristisch ist es ja durchaus möglich, daß der Regimentskamerad dem Regimentskameraden, der ihm Geld schuldig geblieben ist, den Gerichtsvollzieher ins Haus schickt. Ich weiß aber nicht, ob derartiges jemals vorgekommen ist. Wenn aber ja, dann hätte ich das Gesicht des Obersten sehen mögen — oder doch wohl lieber nicht sehen mögen.

Also wenn wirklich alles in unserer Volkswirtschaft von kameradschaftlichem Geiste beherrscht werden soll, dann bleibt uns nichts übrig als die Zwangsvollstreckung in der bisherigen Form vollkommen zu beseitigen. Und bei genauerer Überlegung finden wir, daß das gar nicht so schwierig ist, wie wir uns das innerhalb unserer mammonistischen Denkweise vorzustellen gewöhnt sind. Es geht mit einem Schlage, wenn wir über ein letztes Hindernis des Denkens hinweggekommen sind, das allerdings eins von denen ist, die am schwierigsten zu überwinden sind. Der einzelne darf dem einzelnen nichts mehr schuldig sein, dann ist alle Möglichkeit, daß er ihn pfänden läßt, ausgeschlossen.

Aber wie soll das, wie kann das sein?

Ja, genau genommen ist es nur eine unabweisliche Folgerung aus den Grundsätzen, von denen wir überhaupt ausgegangen sind. In der militaristischen Volkswirtschaft soll der einzelne für die Gesamtheit leisten und nur von der Gesamtheit empfangen. Es ist gar nicht abzusehen, wie er da von irgendeinem einzelnen noch nebenbei etwas empfangen sollte, das er diesem später wieder zurückzuerstatten hätte. Es soll jeder zu jeder Zeit, wenn auch knapp, so doch ausreichend zu leben haben. Und dadurch wird nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Notwendigkeit des Schuldenmachens beseitigt. Händler und Handwerker sind gar nicht imstande, dem einzelnen Kredit zu gewähren; die ganze

Einrichtung verlangt, daß Leistung und Gegenleistung Zug um Zug erfolgt. Nur so kann in der Buchführung der Volkswirtschaft Ordnung gehalten werden. In die bisherigen Begriffe übersetzt ist es so, als wenn jede einzelne Lieferung unter Nachnahme erfolgte. Und der ganze Verkehr zwischen Hersteller und Großhändler, zwischen Großhändler und Kleinhändler erfolgt ganz genau ebenso.

Überhaupt, und das ist das Entscheidende, geht bei dieser ganzen Geschichte der einzelne den einzelnen gar nichts mehr an. In dem Augenblick, wo der Hersteller seine Ware an den Großhändler, oder was sonst der nächste Durchgangsposten sein mag, abgibt, wird ihm, dem Hersteller, der Gegenwert in der Buchführung der Volkswirtschaft gutgeschrieben. Also wenn dem Großhändler überhaupt etwas kreditiert wird, so kreditiert die ganze Volkswirtschaft es ihm. Aber auch das ist nur Schein. Im Grunde kreditiert die Volkswirtschaft dem Großhändler die Ware etwa in demselben Sinne, wie ein Bankier 10000 Mark, die er in seinen Geldschrank legt, diesem Geldschrank kreditiert. Auch das kann man so auffassen; denn der Geldschrank ist durchaus verpflichtet, die ganze Summe wieder herauszugeben. Aber der Geldschrank mitsamt der Summe bleibt eben in Gewahrsam des Bankiers. Und so bleibt der Großhändler mit seiner ganzen Ware auch im Gewahrsam der Volkswirtschaft. Und genau dasselbe geschieht, wenn die Ware zum Kleinhändler übergeht, und wiederum wenn sie zum Verbraucher übergeht. Und in diesem Augenblick ist die Volkswirtschaft vollkommen bezahlt, da der Verbraucher die Ware nur bekommen kann, indem ihm der Gegenwert von seinem Anspruch an die Volkswirtschaft abgeschrieben wird.

Also zu diesem gesamten Güterverkehr ist weder Kredit noch Kapital notwendig. Was Großhändler und Kleinhändler an Betriebskapital etwa für Wohnungsmieten, Bezahlung der Angestellten und für alle notwendigen Werkzeuge und Geräte, Instandhaltung und Ersetzung der Mobilien usw. gebrauchen, das muß gedeckt sein durch den Betrag, den der Händler für seine Tätigkeit empfängt, also genau in derselben Weise, wie das jetzt auch der Fall ist, nur daß die Höhe des Betrages

nicht mehr von dem Händler souverän festgesetzt oder durch die Konjunktur bestimmt wird, sondern durch Gemeinschaftswillen auf Grund kameradschaftlicher Vereinbarung festgesetzt wird.

Ja, aber wie wird es mit den Schulden, die augenblicklich bestehen und die doch wohl in die neuen Verhältnisse mit hinübergenommen werden müssen? Es kann da doch nicht einfach in allgemeiner Kameradschaftlichkeit beschlossen werden: unser Schuldbuch sei vernichtet!

Nein, ganz gewiß nicht, das wäre eine schwere Ungerechtigkeit, sowohl gegen den Schuldner wie gegen den Gläubiger. Der Schuldner würde ganz unmäßig begünstigt, der Gläubiger ganz unmäßig benachteiligt. Aber auch hier muß die Gesamtheit vermittelnd zwischen beide treten, sie muß es übernehmen, die Schulden vom Schuldner einzuziehen und an den Gläubiger zu übermitteln.

Aber wäre da nicht auch wieder Zwangsvollstreckung unbedingt erforderlich?

In gewissem Sinne ja, obwohl sie hier sofort ganz anderen Charakter annehmen würde, als wenn sie von dem einzelnen gegen den einzelnen gerichtet ist. Immerhin ziemt es auch der Gesamtheit nicht, in Shylockweise in den Wirtschaftsleib des einzelnen einzugreifen. Es muß da ein Ablösungsverfahren eintreten, für das ich im Zukunftsstaat bis ins einzelne gehende Vorschläge gemacht habe.

Grundsatz ist der, daß eine solche Schuld nur durch regelmäßige Abzüge vom Einkommen eingezogen werden kann, wobei ganz den bisherigen Einrichtungen gemäß ein niedrigster Einkommenssatz ganz frei zu lassen ist, von jeder Steigerung darüber hinaus aber ein immer steigender Prozentsatz abgezogen werden kann. Vollkommen geändert gegen früher ist nur das, daß hier die Volkswirtschaft den einzelnen vollkommen in der Hand hat, so daß alle Schiebungen, unpünktliche Zahlungen u. dgl. vollkommen unmöglich sind. Es wird eben einfach an jedem Einkommenstermin der festgesetzte Betrag von dem Einkommen abgezogen. Genauere Betrachtungen der Einrichtungen, die aber hier zu weit führen würden, bringen es mit sich, daß in weitaus den meisten Fällen dem

Gläubiger der Gesamtbetrag weit eher gutgeschrieben werden kann, als er von dem Schuldner wieder eingezogen ist.

Allerdings handelt es sich bei dem, was wir eben besprachen, nur um solche Beträge, die zu Verbrauchszwecken geborgt und geliehen sind. Etwas ganz anderes ist es mit den angelegten Kapitalien. Bei denen liegt ja dem Gläubiger ganz und gar nichts daran, sein Kapital wiederzubekommen. D. h. er will es wohl von dem einzelnen wiederhaben, aber nur um es einem anderen wieder zu leihen. Denn das, worauf er ausgeht, ist doch der jährliche Zinsertrag. Da handelt es sich also um Geschäftseinlagen jeglicher Art, um Hypotheken u. dgl. Und hier ergibt sich nun die Schwierigkeit, daß in diesem Fall die Grundbegriffe der mammonistischen mit der der militaristischen Wirtschaftsweise in unlösbaren Zwiespalt geraten. Wir müssen, um uns das klarzumachen, auf das Wesen des Mammonismus noch etwas tiefer eingehen, als wir das bisher konnten. Ich schicke nur einstweilen voraus, daß selbstverständlich die Gerechtigkeit verlangt, daß nicht nur erworbene Kapitalansprüche, sondern auch erwobene Zinsansprüche im vollen Umfange erhalten werden müssen, daß nicht etwa zum Besten der Gesamtheit eine entschädigungslose Expropriation erfolgen darf.

Es kommt hier nämlich auch mit in Betracht, wie sich die Kapitalbildung überhaupt unter den neuen Verhältnissen gestalten soll. Der mammonistischen Denkweise gilt es als selbstverständlich, daß die größtmögliche Anhäufung von Kapital das größtmögliche Glück für den einzelnen und dadurch auch für die Gesamtheit bedeute. Wir können uns vom militaristischen Standpunkt aus diese Meinung nicht ohne weiteres aneignen und setzen sie unmittelbar gleich mit der Behauptung, daß die größtmögliche Körperzunahme, die größtmögliche Steigerung des Körpergewichts für die Gesundheit des einzelnen Körpers das wünschenswerteste sei. Daß das nicht der Fall ist, weiß jedermann; und trotzdem leben viele so, als ob es so wäre. Sie sind dann genötigt, zu allerlei Mitteln zu greifen, um sich der von ihnen selbst tagtäglich durch ihre Mahlzeiten erstrebten Körperzunahme wieder zu entledigen.

Man ist nun nicht gewöhnt, die Volkswirtschaft in ähn-

licher Weise zu betrachten. Man ist ja überhaupt nur gewöhnt, auf einzelne zu sehen, das Glück der einzelnen ist der bisherigen Betrachtung immer die Hauptsache. Aber auch der einzelne ist, wenn sich eine Überfülle an Kapital herausstellt, mitunter übel dran. Ja, wenn das anlagesuchende Kapital sich gar zu sehr häuft, so wird es zu einer furchtbaren Gefahr. Die große Öffentlichkeit ist wenig gewöhnt, auf solche Dinge zu achten. Wer nicht selber Aktien hat, der kümmert sich um den geschäftlichen Teil der Zeitungen meistens gar nicht oder sieht nur da hinein, wo irgend etwas für seinen besonderen Geschäftszweig zu finden ist. So gehen denn viele derartige Stürme, die unsere Volkswirtschaft durchtoben, für die große Öffentlichkeit ziemlich unbemerkt vorüber. Die Eingeweihten wissen aber genau damit Bescheid. Und hier und da einmal kommt eine große Katastrophe, die eine Menge von Einzelnen mit sich ins Verderben reißt.

Eine der bekanntesten ist gleich im ersten Jahre dieses Jahrhunderts eingetreten, das war der Bankerott der Leipziger Bank. Ein sehr altes Geldgeschäft, dem unerschütterliches Vertrauen entgegengetragen wurde, hatte sich aus Kapitalüberfülle gedrungen gesehen, große industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen und mit allen Kräften hochzubringen. Der Geschäftsbetrieb der Banken wird immer mehr zu einem derartigen Verfahren gedrängt. Es ist längst nicht mehr ausschließlich so, daß die Industriellen zur Erweiterung ihrer Betriebe oder zur Errichtung neuer Betriebe Bankkredit suchen, sondern es wird vielfach der Bankkredit ausgeboten, und wenn es sich eben nicht anders machen läßt, dann greifen die Banken tätig ein in die Neugründung von Betrieben aller Art. Schon in das Verhältnis von Großbetrieb und Händler kommen ähnliche Dinge hinein. So werden Bierwirtschaften schon seit Jahrzehnten vielfach von Brauereien eingerichtet, so daß die Wirte dem Namen nach selbständig, in Wirklichkeit aber in vollkommener Untertänigkeit der Brauerei gegenüberstehen.

Aber der Leiter der Leipziger Bank hatte, wie man so sagt, auf das falsche Pferd gesetzt. Die Kaßler Trebertrocknungsgesellschaft, die hauptsächlich emporgebracht werden und reiche Erträge liefern sollte, versagte, und nun zeigte es

sich, daß die Leipziger Bank da mit zuviel Kapital hineingegangen war, sie machte bankrott. Es war für Leipzig eine Katastrophe, viele Menschen verloren große Vermögen. Und für die ganze deutsche Volkswirtschaft war es doch eine recht erhebliche Erschütterung.

Der Direktor Exner wurde zuerst zu Zuchthaus verurteilt, dann nach einer Revision zu mehrjährigem Gefängnis. Beide Urteile entsprachen den Volksstimmungen, die anfangs furchtbar erregt waren, dann sich etwas mehr beruhigten. Exner selber ist der Überzeugung gewesen, daß etwas Kameradschaftlichkeit anderer Banken die Leipziger Bank hätte retten können, wodurch also sehr viele Leute, die der Leipziger Bank im besonderen, aber dadurch doch auch dem Bankwesen im allgemeinen ihr Vermögen anvertraut hatten, vor Verlusten bewahrt geblieben wären. Er hatte namentlich die Deutsche Bank, mit der er von früher her in Beziehungen gestanden hatte, um Hilfe gebeten; er wurde aber abgewiesen. Die Deutsche Bank hat nachher das eben fertig gewordene neue Gebäude der Leipziger Bank erworben und den größten Teil der Leipziger Kundschaft an sich gebracht, wobei sie wahrscheinlich ein sehr viel besseres Geschäft gemacht haben wird, als wenn sie der Leipziger Bank kameradschaftlich zu Hilfe gekommen wäre. Übrigens weiß ich natürlich auch nicht, ob Exner mit seiner Meinung, daß ihm leicht hätte geholfen werden können, recht hat.

Ich wollte ja nur darauf hinweisen, daß hier die Volkswirtschaft durch zu starke Kapitalanhäufung, die ein ungesundes Anlagebedürfnis hervorbrachte, einen sehr großen Schaden erlitten hat. Man muß bedenken, daß eine große Zahl von Konkursen sich als unmittelbare Folgen ergaben, und wenn man diese Gesamtverluste zusammenzählt, so wird man zu einer Summe kommen, die unter 100 Millionen Mark kaum zurückbleibt, vielleicht sogar auch erheblich darüber hinausgehen wird. Das war nun ein besonders großer Fall; aber kleinere Fälle sind nicht ganz selten. Jedenfalls zeigt sich daraus klar, daß Kapitalanhäufung nicht unter allen Umständen ein Glück für die Volkswirtschaft ist.

Wenn man diese Sachen nun wieder nicht vom Standpunkte

der einzelnen, die gern reich werden wollen, sondern von dem der Gesamtheit aus ansieht, dann muß man doch fragen: Wäre es nicht besser, wenn all diese Leistungen, die hier zu dieser ungesunden Kapitalansammlung geführt haben und dadurch letzten Endes niemanden bereichert, sondern viele Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen und dadurch doch auch die ganze Volkswirtschaft geschädigt haben, wenn also die statt dessen lieber dazu verwendet worden wären, um etlichen Tausenden, es können vielleicht auch Zehntausende sein, von schlecht gestellten Arbeiterfamilien eine Aufbesserung zu gewähren? Statt der Katastrophe, die hier erfolgt ist, wäre in diesem Fall eine wesentliche Verbesserung des inneren Marktes, also ein Nutzen für die ganze Volkswirtschaft die Folge gewesen. Ich meine, daraus ergibt sich klar, daß eine Aufbesserung niedrigerer Einkommen für die Volkswirtschaft wertvoller ist als eine ungesunde Kapitalanhäufung. Und daraus wieder ergibt sich, daß die Gesamtheit nicht jede Kapitalanhäufung unbesehen dulden kann, am allerwenigsten wenn sie auf Kosten der Lebenshaltung unserer Volksgenossen erfolgt. Übrigens ist es keine neue, sondern eine uralte Weisheit, die ich da vortrage; sie ist schon in Platos Politeia zu finden, wo es durchaus als Aufgabe des Staates bezeichnet wird, dafür zu sorgen, daß die Reichen nicht zu reich und die Armen nicht zu arm würden. Wir haben hier nur den Begriff „zu reich" etwas schärfer umgrenzt.

Wie nun aber, wenn das übersparte Kapital ins Ausland geht? Dann kann es doch im Inland kein Unheil anrichten. Gewiß nicht; aber was macht es im Ausland? Wenn es dort in ähnlicher Weise verloren geht, wie wir es eben im Inland sahen, dann macht das der deutschen Volkswirtschaft noch nicht einmal so viel aus. Es bleiben ihr wenigstens die Erschütterungen erspart, die etwa der Leipziger Bankkrach noch neben dem unmittelbaren Verlust der dort angelegten Gelder durch die Rückwirkung auf die ganze Volkswirtschaft zur Folge hatte.

Aber betrachten wir den andern Fall, daß die Kapitalanlage im Ausland Glück hat. Was leistet sie dann? Dann stärkt sie die fremde Volkswirtschaft! Wenn sie etwa in industrielle

Unternehmungen gesteckt wird und diese zur Blüte bringt, so schädigt sie uns ja in dem, was uns immer als das wichtigste in der ganzen Volkswirtschaft dargestellt wird, in der Exportfähigkeit unserer Industrie. Dann ziehen wir uns doch die Konkurrenz, mit der wir da zu kämpfen haben, selber groß. Dem einzelnen Kapitalbesitzer kann es ja gleichgültig sein, wo er sein Geld verdient: aber der Gesamtheit ist es doch nicht ganz gleichgültig, ob der Ertrag, den sie erarbeitet hat, ihr selber zugute kommt oder dazu benutzt wird, sie von außen her anzugreifen und zu schädigen.

Aber noch in anderer Hinsicht ist die Kapitalanlage im Auslande eine Gefahr. Das haben wir ja im Weltkriege gesehen, wenngleich in den Zeitungen aus begreiflichen Gründen sehr wenig darüber gesprochen worden ist. Wir haben uns schon klargemacht, daß das Empfindungsleben des Menschen nicht mit seinem Körper abschließt, sondern daß es seinen ganzen Besitz durchdringt. Es durchdringt auch den Geldbesitz. Und wenn ein großer Teil von diesem Geldbesitz ins Ausland geht, so nimmt er eben auch einen großen Teil vom Empfindungsleben des Besitzers mit. Dadurch wird dieser seelisch an der fremden Volkswirtschaft beteiligt, empfindet ihr Wohl und Wehe innerhalb gewisser Grenzen als eigenes mit. Wir haben es in diesem Kriege doch wohl merken können, daß recht viele unserer Volksgenossen, und zwar gerade der einflußreichsten Volksgenossen, Englands Wehe und das Wehe der Vereinigten Staaten trotz aller deutschen Vaterlandsliebe doch recht stark als eigenes Wehe empfanden und demgemäß, soweit die Vaterlandsliebe es irgend gestattete, nach Kräften zu mildern suchten. Daß so etwas unser Vaterland nicht gerade stärkt, ist klar.

Ja, mancher erklärt da nun mit Entrüstung, seine Vaterlandsliebe könne durch seinen Auslandsbesitz niemals beeinträchtigt werden; und er selber glaubt auch entschieden an die Wahrheit dieser Versicherung. Man muß aber doch darauf hinweisen, daß kein Mensch sich selbst vollkommen kennt und daß man auch solche Behauptung, die man über sich selber aufstellt, um deswillen nicht für bewiesen gelten lassen kann, weil man selber fest daran glaubt. Ich denke gewiß nicht

gering von der Vaterlandsliebe irgendeines unserer Kapitalisten, möchte aber doch fragen, ob irgendeiner von ihnen wirklich behaupten will, daß er vaterlandsliebender sei als der Fürst Bismarck. Ich glaube, das wird kaum jemand zu behaupten wagen. Nun, Fürst Bismarck hat erklärt, daß er es als nötig befunden habe, sich als auswärtiger Minister seines Besitzes an auswärtigen Papieren zu entäußern, weil er durch diesen Besitz in seinem Urteil und in seiner Unbefangenheit getrübt würde!

Also ein Mann von so außerordentlich klarem Blick und Verständnis, von solcher großen politischen Erfahrung und so glühender Vaterlandsliebe fühlte einen so starken Einfluß seines im Auslande angelegten Geldes, daß er dadurch aus der rechten Bahn gelenkt zu werden fürchtete! Was kann er denn gefürchtet haben? Doch daß er in der Politik irgend etwas tun könnte, was nicht von reiner Vaterlandsliebe bestimmt, sondern von der Rücksicht auf seinen auswärtigen Geldbesitz wenigstens mitbestimmt wäre. Ich meine, wenn Fürst Bismarck dieser Gefahr zu erliegen fürchtete, dann kann kein Mensch behaupten, daß er über diese Gefahr erhaben wäre. Und so, meine ich, müßten sich jedenfalls alle einflußreichen Männer im Staate dieses Verhalten Bismarcks zur Richtschnur dienen lassen, sie dürften ihr Geld nicht in auswärtigen Werten anlegen.

Dann muß man weiter bedenken, daß viele kleine Kapitalbesitzer zusammen doch schließlich auch einen gewissen Einfluß ausüben, auch schließlich auf die auswärtige Politik. Denn ganz ohne Einwirkung bleibt die Stimmung im Lande auf eine auswärtige Politik niemals, selbst dann nicht, wenn die Politik vollkommen autokratisch geführt werden sollte, was auch in den größten Autokratien niemals vollständig der Fall gewesen ist. Und so stellen dann größere Kapitalanlagen im Auslande, mögen sie nun von einzelnen großen Kapitalbesitzern oder von zahlreichen kleinen ausgehen, jedenfalls eine Gefahr für den einheitlichen Willen des deutschen Volkes dar.

Es muß das einmal besonders hervorgehoben werden, weil wir sonst immer nur die andere Seite der Sache zu hören und

zu lesen bekommen, den großen Vorteil, den die deutsche Volkswirtschaft dadurch hat, daß ihr doch die Erträge aus dieser Kapitalsanlage zufließen, den Einfluß, den das Kapital dadurch auf das fremde Land gewinnt und der ausgenutzt wird zur Verbindung mit der einheimischen Volkswirtschaft und zur Förderung des Exportes, für den dadurch alle möglichen Gelegenheiten ausgekundschaftet werden. Genug, nach diesen Schilderungen bringen Kapitalanlagen im Auslande eitel Glück und Sonnenschein. Nach der andern Betrachtung aber sind da Glück und Sonnenschein mitunter im anderen Sinne eitel, und was übrigbleibt, ist eine sehr schwere Gefahr, von der wir denn doch Proben erlebt haben.

Genug, eine wirklich militaristische, d. h. in erster Linie auf das Gesamtwohl eingestellte Volkswirtschaft kann eine ungezügelte Kapitalanhäufung nicht gleichgültig mitansehen, einerlei ob das Kapital im Inland oder im Ausland Anlage sucht. In beiden Fällen muß sie sich zum mindesten eine Mitwirkung sichern, so also, daß Kapitalanlage im Auslande nur unter Genehmigung einer dafür zuständigen Reichsstelle erfolgen dürfte und daß ebenfalls Kapitalanlage im Inlande nur im Einvernehmen mit der Gesamtleitung der Volkswirtschaft zu geschehen hätte.

Und da ergibt sich dann die weitere Frage, wie man sich die Einwirkung der Gesamtleitung auf derartige Dinge vorzustellen habe. Die einfachste, aber auch radikalste Lösung habe ich im Zukunftsstaat und in früheren Schriften durchgearbeitet. Danach würde für alle Herstellungsmittel ein Obereigentum der Gesamtheit, des Staates oder der Volkswirtschaft, hergestellt, so, daß der Besitzer als Beauftragter der Volkswirtschaft oder des Staates zu gelten hätte, eine Einrichtung, die in Verbindung mit vollkommen freier Selbstverwaltung an den bestehenden Zuständen sehr viel weniger ändern würde, als man denkt. Nur würde dadurch auch ohne weiteres ausgeschlossen sein, daß die Kapitalien von einzelnen in irgendeiner Weise an den Betrieben mitarbeiteten. Es würde dann auch da das eintreten, was wir vorher bei der Schuldenregelung sagten, die Einziehung der Schuld, d. h. in diesem Fall die regelmäßige Erhebung der Zinsen, würde die Gesamtheit über-

nehmen und ebenso auch die Auszahlung der Rente an den Gläubiger.

Aber auch wenn man sich enger an die bestehenden Verhältnisse anschließen will, ist schon durch die Einrichtung der Buchführung der Volkswirtschaft diese Vermittelung nicht zu umgehen. Keinesfalls aber könnte die Freizügigkeit des Kapitals in der bisherigen Weise bestehen bleiben. Die Kündigung eines in einem Geschäft steckenden Kapitals oder einer Hypothek ist doch in den meisten Fällen für das Geschäft oder das Grundstück eine sehr schwere Krise, und die Heranziehung neuen Kapitals ist immer mit erheblichen Opfern verbunden. Für die Geldbesitzer und die Vermittler ergeben sich daraus ja nun große Vorteile; aber das sind tatsächlich nur Sondervorteile und stellen in keiner Weise einen Gewinn für die Volkswirtschaft dar. Im Gegenteil, sobald die Sache nicht klappt, vielleicht sogar zur Subhastation führt, ergeben sich auch hier große unwiederbringliche Verluste für die ganze Volkswirtschaft.

Wir sehen schon hier einen der Fälle, wir werden nachher noch etwas mehr darüber zu sprechen haben, in denen das Interesse der Geldhändler dem der ganzen übrigen Volkswirtschaft durchaus entgegengesetzt ist. Der Geldhandel sieht es als sein Lebenselement an, daß das Geld immer in Bewegung ist. In dieser Beziehung ist das Geld das gerade Gegenteil von dem Karlsbader Kurgast; je mehr es sich bewegt, um so mehr nimmt es zu. Und so bringt es eine beständige Unruhe in die Volkswirtschaft, von der ja in unseren Zeitungen, die durchaus mammonistisch gerichtet sind, nur Gutes berichtet zu werden pflegt, die aber doch ganz außerordentlich viel Unheil anrichtet.

Wir sprachen schon davon, daß die Sorge den Menschen schwächt und in der Arbeit untüchtiger macht. Welche ungeheueren Sorgen aber durch diese Ruhelosigkeit des angelegten Geldes in die Welt hineinkommen, davon können denn doch auch viele Menschen erzählen. Und alle die persönliche Mühe, die etwa ein Gutsbesitzer aufwenden muß, um wieder Geld auf eine gekündigte Hypothek zu bekommen, die bedeutet doch einen großen Posten der Gutsverwaltung entzogener Bemühung

und Tätigkeit. Und all diese Einzelfälle für das ganze Reich auch nur für ein einziges Jahr zusammengezählt, ergeben wiederum einen außerordentlich großen Ausfall an Arbeitskraft, in diesem Fall sogar sehr hochstehender Arbeitskraft. Wenn die Hypotheken absolut feststehen und nur die Zinsen pünktlich aufzubringen sind, dann fällt dieser Grund der Wirtschaftsnervosität vollständig weg und man darf mit Sicherheit hoffen, daß die Wirtschaft um soviel stetiger und kräftiger betrieben werden wird. Das ist wieder ein Nutzen nicht nur für dieses einzelne Gut, sondern für die gesamte Volkswirtschaft.

Allerdings verringern sich nun die Möglichkeiten der Kapitalanlage immer mehr, und es bleibt schließlich im wesentlichen doch nur die bei der Gesamtheit selbst übrig. Und man könnte dann daran denken, da ja sonst keinerlei Anleihebedürfnis des Reiches, der Einzelstaaten oder der Gemeinden besteht, daß unter Umständen bei Neueinrichtung von Betrieben, namentlich solchen, die über die bestehenden Berufsgenossenschaften hinaus etwas Neues erstreben, auch solche Privatkapitalien, deren Besitzer dem Betriebe fernbleiben wollen, herangezogen werden könnten. Aber auch das wäre nur durch Vermittelung der Gesamtheit möglich.

Was man nach bisherigen Begriffen Kapitalerneuerung nennt, was aber für uns das Weiterleben und die Selbsterneuerung des Wirtschaftskörpers bedeutet, vollzieht sich ganz von selbst und zwar wesentlich in der bisherigen Weise. Jeder Betrieb sorgt dafür, daß seine Baulichkeiten, Maschinen und Geräte nicht nur immer in Stand gehalten, sondern zu rechter Zeit auch immer erneuert, vermehrt, erweitert, vergrößert werden. Neueinrichtung von Betrieben, darüber sprachen wir schon, wird im wesentlichen Sache der Berufsgenossenschaften sein. Und dabei könnte man denken, daß nach dem jetzigen Sprachgebrauch privates Kapital einhilft. Unbedingt nötig ist freilich auch das nicht. Die Gesamtheit könnte alles dazu Nötige vorbehaltlich späterer Verrechnung zur Verfügung stellen. Nur wo Grundbesitz dazu aus Privathand zu erwerben ist, wäre das nötig, was man jetzt Geldzahlung nennt. Aber alles, was sonst erforderlich ist, Gebäude, Maschinen, Geräte, kann die Volkswirtschaft ja ohne weiteres liefern. Zur Ver-

rechnung braucht sie nur in den ersten Jahren einen gewissen Betrag für derartige Zwecke auszusondern; ist ein solcher Betrieb dann im Gange, dann wird ihm alljährlich von seinem Gewinn ein Betrag abgezogen, bis die ganze Schuld ausgeglichen ist. Und die auf diese Weise zurückfließenden Beträge können von der Volkswirtschaft regelmäßig wieder zu neuen Gründungen verwendet werden.

Nun, es ist wohl nicht nötig, daß ich die Betrachtungen noch weiter fortführe. Es wird sich jetzt schon jeder Leser gesagt haben, worauf die Sache hinausläuft, daß nämlich innerhalb der militaristischen Volkswirtschaft ein zwingender Grund, Kapital aufzunehmen und zu verzinsen, nirgends gefunden werden kann. Insoweit Kapitalien bisher verzinslich angelegt sind, also den Kapitalbesitzern der Anspruch auf eine feste oder innerhalb gewisser Grenzen schwankende Rente zusteht, muß dieser Rentenanspruch selbstverständlich anerkannt werden. Auch scheint es mir nicht gerechtfertigt, wie neuerdings gelegentlich vorgeschlagen ist, daß man das Erbrecht in irgendeiner Weise beschränkt. Dessen bedarf es im militaristischen Staatswesen ganz und gar nicht. Alles Einkommen fließt da aus der gemeinsamen Arbeit, und es ist ganz und gar nicht nötig zu seiner Erhöhung Rechte, die nach früherer Auffassung wohl erworben sind, irgendwie anzutasten.

Wenn sich daraus nun für einige unserer Volksgenossen Jahreseinnahmen ergeben, die ganz außerordentlich weit über das Mittelmaß hinausgehen, so kann ich eine Schädigung der Volkswirtschaft oder des ganzen Volkslebens darin in keiner Weise erblicken. Ich meine, wir werden derartiges bei der kameradschaftlichen Gesinnung innerhalb der militaristischen Volkswirtschaft mit ganz anderen Augen ansehen als jetzt in der mammonistischen. Jetzt erregt der Reichtum vielfach Neid. Und namentlich wo unmittelbar neben ihm wirkliches Elend, schwerer Kummer und wirtschaftliche Sorgen als unvertilgbare Flecken des Volkslebens fortbestehen, da sticht der Glanz des Reichtums zu sehr ab. Wem es aber so gut geht, daß er wirklich keine wirtschaftlichen Sorgen hat, der hat keinerlei Grund, auf irgend jemand neidisch zu sein, dem es noch besser geht.

Wir werden zu diesem Neid auch nur durch den Mammonismus erzogen, der uns lehrt in diesem Reichersein eine höhere Ehre zu erblicken und der uns vor allen Dingen immer durch den Gedanken anspornt, es sei ein Vorwurf für uns, wenn wir nicht reich genug geworden wären oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, es im Leben zu nichts gebracht hätten. Das fällt ja in den militaristischen Einrichtungen vollständig weg, und so werden wir ererbten Reichtum und den Luxus, der damit betrieben wird, ebenso beifällig betrachten, wie wir jetzt etwa eine schöne Gegend, ein schönes Schloß oder ein herrliches Kunstwerk betrachten, ohne daß uns dabei im mindesten der Wunsch stört, daß wir das doch eigentlich selber haben möchten.

Ein Leben, das durch verfeinerten Luxus ausgezeichnet ist, bleibt in seiner Art doch auch in gewissem Sinne ein Kunstwerk und ist dadurch auch ein Wahrzeichen und Denkmal der Kultur des ganzen Volkes, die doch an der Herstellung ganz wesentlich gestaltend mitgewirkt hat. Ganz besonders aber werden wir den höchsten Führern des Volkes und der Volkswirtschaft, etwa den Industriefürsten und den Staatsleitern, eine etwas glänzende Lebensführung nicht etwa nur gönnen, sondern in gewissem Sinne zur Pflicht machen. Nimmt doch auch an der Pracht der Hofhaltung jeder Einwohner der Residenz seinen Teil; sie wird wirklich nur in sehr seltnen Ausnahmefällen mit Neid, meistens mit entschiedener Mitfreude, ja sogar mit Stolz angesehen. Dem Fremden, der dazu kommt, kann das mitunter sehr fühlbar werden.

Nur auf eins, meine ich, müßte Bedacht genommen werden. Die höchsten Staatsbeamten dürften an Einkommen, also an den Möglichkeiten der Lebensführung, nicht so stark hinter den wirtschaftlichen Größen zurückstehen, wie das leider in der letzten Zeit mehr und mehr die Regel geworden ist. Es ist eine in mancher Hinsicht sehr schlimme Sache gewesen, daß große Erwerbsgesellschaften dem Staate manche der fähigsten Beamten durch ein sehr viel höheres Gehalt einfach wegschnappen konnten.

Also zu einer allgemeinen Gleichmacherei liegt im militaristischen Staatswesen nicht der mindeste Grund vor. Die allerverschiedensten Abstufungen sind denkbar, und nur eines

wird mit unerbittlicher Folgerichtigkeit festgehalten, daß auch die unterste Stufe noch ein durchaus menschenwürdiges Dasein bedeutet, daß es also wohl Unterschiede in der Lebensführung, aber keine Klassenunterschiede mehr gibt.

Die Vorbedingungen, die das Erziehungswesen zu diesem Zwecke zu erfüllen hat, habe ich in den „volksorganischen Einrichtungen der Zukunftsschule" nach allen Richtungen hin klargelegt. Den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu beseitigen ist in einem Staatswesen, wo jedem eine vernünftige Wirtschaftsführung ermöglicht ist, eine durchaus lösbare Aufgabe. An Stelle dieser zwei Schichten, die sich vielleicht mit größerem Mißtrauen gegenüberstehen, mit größerer Erbitterung bekämpfen, als die durch den Klassenkampf geschiedenen Parteien, wird dann ein einiger und einigender deutscher Volksgeist treten, der mit 70 Millionen Trägern das Kulturwerk unserer Altvordern aufnehmen und in einer bisher unerhört großen Gesamtheit weiterführen und weiter entwickeln wird.

Möglichkeiten des Aufstieges sind natürlich in dem militaristischen Volkswesen genau ebenso wie im mammonistischen vorhanden, ja in vieler Hinsicht sind sie größer und jedenfalls sind sie zweckmäßiger verteilt als bisher; denn welch eine „Qualität" bisher „den Ausschlag gibt, den Mann erhöht", das haben wir ja im Weltkriege mit größter Klarheit und Deutlichkeit gesehen. Ein Eisernes Kreuz, namentlich erster Klasse, ist ja eine schöne Sache, aber das größere Ansehen genießt doch jetzt der Kriegswucherer. Derartiges gibt es nicht im militaristischen Volkswesen.

Aber auf die Möglichkeiten des Aufstiegs kommt es gar nicht in erster Linie an, denn die kommen doch nur für eine ganz geringfügige Minderzahl in Betracht. Die Leute, die von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch machen können, bleiben doch immerhin die große Mehrheit. Und daß diese auch ein menschenwürdiges Dasein führt, daß sie auch Träger und Mitarbeiter der deutschen Kultur wird, das ist das Wichtige und Wesentliche. Und das kann eben nur dadurch erreicht werden, daß wir nicht nur den Klassenkampf, sondern den ganzen brutalen rücksichtslosen wirtschaftlichen Kampf aller gegen

alle durch einen dauernden Friedensschluß beendigen, keinen mehr unter die Füße treten, keinen durch Zwangsvollstreckungen foltern, keinen aus seiner Wohnung, aus seinem Hause verjagen, keinen als Arbeitsbettler behandeln, sondern jeden als Menschen, als Kameraden! Dann geht es.

Es kann nicht genug betont werden, denn es wird immer wieder übersehen, daß es vor allen Dingen auf die große Menge der Bevölkerung, auf jeden einzelnen, auch auf den nach jetzigen Begriffen letzten und ärmsten ankommt; daß wir jedem von diesen eine gesunde Lebensführung und eine vernünftige Wirtschaftsführung sichern müssen, wenn unser Volk als Ganzes gesund bleiben soll. Über diese Forderung wird ja jetzt allgemein mit Achselzucken hinweggegangen; derartiges sei eben unmöglich, sei Utopie, Chimäre! Genau dieselben Worte, mit denen der Abgeordnete Bamberger den Gedanken der Altersversicherung abzutun meinte. Ich kann die Gesundung des ganzen deutschen Volkes weder für eine Utopie noch für eine Chimäre halten. Ich halte sie einfach für eine Notwendigkeit, wenn wir nicht zugrunde gehen wollen.

Und mir scheint, gerade vom militaristischen Standpunkt aus kann man das am allerklarsten einsehen. Ein Heer wird um so besser sein, je gesünder jeder einzelne Mann ist. Jeder einzelne Mann wird um so gesünder sein, je gesünder die Familie ist, aus der er hervorgegangen und in der er aufgewachsen ist. Körperliche Gesundheit allein genügt aber nicht. Darin standen die Russen uns nicht nach. Unsere große Überlegenheit über die uns an Zahl weit überlegene russische Armee hat uns die geistige Tüchtigkeit jedes einzelnen Mannes gebracht. Also je gesünder der Körper jedes einzelnen Mannes, je höher entwickelt der Geist jedes einzelnen Mannes ist, desto stärker ist das Heer.

Und in diesem Fall ist das Heer nur der Ort, wo wir eine allgemein gültige Wahrheit am klarsten sehen können. Denn letzten Endes ist es mit der ganzen Volkswirtschaft und mit allen wissenschaftlichen Leistungen im Grunde dasselbe. Wir brauchen auch da die körperliche Gesundheit und die hohe geistige Entwicklung jedes einzelnen. Je besser das alles

entwickelt wird, um so besser wird die Volkswirtschaft, werden die geistigen Leistungen des Volkes im ganzen dastehen.

Deswegen soll man nicht die Mehrzahl unserer Volksgenossen mit dem Worte „Masse" abtun. Ich selbst habe mit dem Begriff Massenherrschaft auch gar nichts im Sinn. Die taugt wirklich nichts; aber man soll sich um Himmels willen nicht einbilden, daß zu dieser Masse etwa nur die Lohnarbeiter und die kleineren Besitzer gehörten oder, wie man von einem andern Standpunkt aus zu denken geneigt ist, alle die Leute, die nicht das Abiturientenexamen oder wenigstens das Einjährige gemacht haben. Das ist eine gänzlich falsche Auffassung. Und ich möchte hier auch nur ganz kurz einmal darauf hinweisen, daß fast in allen Fällen der, der von „Masse" spricht, immer nur andere, niemals sich selbst damit meint. Und das ist falsch.

Das Wort Masse, auch wie es gewöhnlich namentlich im politischen Leben, aber gelegentlich auch von der Wissenschaft im allgemeinen gebraucht wird, bezeichnet nicht etwa eine genau abgegrenzte Menschenschicht, zu der ganz genau bestimmte Menschen gehören, andere aber nicht gehören, sondern es bezeichnet eine Zufallsabgrenzung, die für verschiedene Fälle durchaus verschieden sein kann. Wir alle, jeder einzelne von uns gehört in einer ungeheueren Menge von Fällen, in einer ungeheueren Menge von Beziehungen zur Masse. Ich meine nicht nur, wenn wir zu den Hunderttausenden gehören, die sich gelegentlich Unter den Linden ansammeln; aber schon da ist es unzweifelhaft so, da sind wir ein unabtrennbarer Teil der Masse. Wenn die Masse da hin- und herdrängt, sich zusammenballt, auseinanderschiebt, dann ist eben jeder von uns ein winziges Teilchen davon. Und was er nebenbei noch gesellschaftlich oder wirtschaftlich oder geistig zu bedeuten haben mag, das kommt in diesem Augenblick ganz und gar nicht in Betracht. Aber auch wenn eine große neue wissenschaftliche Entdeckung gemacht wird, dann sind wir alle, die wir nicht gerade auf dem betreffenden Gebiet Fachleute sind, dieser Entdeckung gegenüber Masse. Und in der Art des Urteils darüber unterscheidet sich in solchen Fällen der Hochgebildete, ja der Fachmann von der anderen Fakultät von dem ganz ungebildeten

Mann aus dem Volke ganz überraschend wenig. Und wenn da nun die Masse, d. h. alle, die nicht zu der betreffenden Fachwissenschaft gehören, darüber abstimmen sollte, ob die neue Entdeckung etwas taugt und zum Heile der Gesamtheit dienen wird, dann wäre das ein durchaus unzweckmäßiges Verfahren.

Ich wollte hier nur ganz nebenbei darauf hinweisen, um jeden, der sich für gebildet hält, darauf aufmerksam zu machen, daß er über die Psychologie der Masse sich in seinem eignen Seelenleben Aufschluß genug holen kann. Jeder von uns gehört in jedem Augenblick, wo er aus seinem Sondergebiet herausgeht, ohne weiteres mit zur Masse, und das ist doch einen recht beträchtlichen Teil jedes Tages der Fall.

Und das führt dazu, die Sache auch von der anderen Seite zu betrachten. Wir müssen uns die anderen Leute, die wir zur Masse rechnen, auch im einzelnen ansehen; und da finden wir bei jedem einzelnen ein recht ansehnliches Gebiet, auf dem er ganz und gar nicht zur Masse gehört, auf dem er uns sogar geistig überlegen ist. Wir können das sogar in jedem Augenblick ausprobieren, indem wir in Gegenwart dieses Mannes seine Arbeit zu machen versuchen. Da werden wir bald inne werden, daß wir auf diesem Gebiet ihm gegenüber zur Masse gehören.

Genug also, mit der Abgrenzung, alle Leute unter soundso viel hundert Mark Jahreseinkommen oder alle Leute, die das Einjährigenexamen nicht haben, sind Masse, damit ist weder politisch noch psychologisch das allermindeste anzufangen. Vielmehr werden wir alle zur Masse, sobald wir über Dinge mitreden wollen oder gar auf sie einen Einfluß ausüben wollen, von denen wir nichts verstehen.

Die geistige Bedeutung eines Volkes wird aber nicht, wie man gewöhnlich glaubt, von wenigen einzelnen führenden Geistern bestimmt oder gar getragen, sondern sie beruht ganz und gar auf dem Volksgeist, der sich aus allen Einzelgeistern zusammensetzt. Unsere geistige Überlegenheit, die doch in diesem Weltkriege trotz aller Zweifel, die auch in unserer Mitte von mammonistischer Seite geschürt werden, aller Welt klar geworden ist, beruht gerade darauf, daß bei uns alle Einzelgeister stärker entwickelt sind. Daran hat sicherlich

unser Schulwesen mitgewirkt, aber andererseits ist es selbst erst aus derselben Entwicklungstendenz hervorgegangen. Wir haben bessere Schulen als das Ausland, weil der Drang nach höherer geistiger Entwicklung bei uns eben stärker war und solche Schulen schuf.

*

Ich habe diese Betrachtungen hier einschalten müssen, weil man in mammonistischen Kreisen alle Bestrebungen, die jedem einzelnen im Volke gesundes Leben und vernünftige Wirtschaftsführung sichern sollen, für rohen Materialismus zu halten geneigt ist. Das niedere Volk kenne nur rohe materielle Genüsse, und wenn man sie ihm verschaffen wolle, so sei das eben Materialismus. Idealistische Bestrebungen fangen erst beim Einjährigenexamen an, nur bei besonders handelstechnisch begabten Einzelnen zeigen sie sich höchst selten auch einmal unter dieser Grenze und heben dann den Begabten vermöge der allgemeinen Wirtschaftsgesetze schnell in die höheren Millionärsregionen empor. Solchen hervorragenden Geistern dürfen dann keine Schranken im Wege stehen. So wird meistens der Ruf „freie Bahn den Tüchtigen" verstanden. Und dieser Aufstieg einzelner hat dann noch die Nebenwirkung, daß er auf das ganze niedere Volk so wirkt wie die Kunde vom gewonnenen großen Los auf die Lotteriespieler. Jeder denkt, „vielleicht komme ich da auch mal dran" und das macht ihn wieder mit seiner Lage zufrieden. In mammonistisch regierten Staaten wird ja die ganze Volksmenge mit diesem Köder ruhig gehalten.

Solche Gedanken müssen wir nun in der militaristischen Volkswirtschaft gänzlich von uns werfen. Daß ein tüchtiger Mensch, wenn seine Tüchtigkeit erkannt wird und ihn für eine höhere Stelle geeignet macht, in diese höhere Stelle gelangt, ist nicht eine Belohnung, die wir ihm zuteil werden lassen, noch viel weniger aber ein seinen Schicksalsgenossen gewährtes Glück — es ist ja das Gegenteil —, sondern es ist eine zweckmäßige Maßregel zum Heile der Gesamtheit. Der Gesamtheit kommt es zugute, wenn der tüchtige Mensch an die Stelle gelangt, für die er besonders tüchtig ist. Und dadurch, daß

einzelne Leute auch aus den sogenannten niederen Schichten gelegentlich eines solchen Aufstiegs gewürdigt werden, wird die Gesamtheit in keiner Weise der Verpflichtung ledig, auch für alle die, denen dieses Aufsteigen nicht zuteil wird, in vollkommen ausreichender Weise zu sorgen. Wiederum nicht aus Wohltätigkeitsdusel, sondern um sich selbst, um die Gesamtheit gesund zu erhalten. Eine Gesamtheit, in der auch nur eine Minderheit hungert, friert, schlecht wohnt, schlecht gekleidet ist, in Prostitution oder Verbrechertum versinkt, ist eben als Gesamtheit krank.

Wenn aber alle so versorgt sind, wie wir es besprachen, dann haben wir erstens das beste Material für ein Heer und zweitens den festen, immer sicheren, niemals schwankenden inneren Markt, dessen unsere Volkswirtschaft für ihre Stetigkeit bedarf. Dann, und zwar erst dann ist unser Volk durch und durch gesund. Und wer dann glaubt, daß er durch die hier geschilderten militaristischen Einrichtungen in seiner Freiheit gar zu sehr beschränkt werden und sich deshalb nicht wohlfühlen werde, der möge immer bedenken, welche großen Güter er durch diese Beschränkung seinen Volksgenossen und dadurch letzten Endes doch auch sich selbst verschafft.

Und dann ist es mit der Beschränkung, wenn man es genau betrachtet, wirklich nicht so schlimm, wie man beim ersten Durchdenken glaubt. Ich bin sogar überzeugt, man wird sich, sobald man sich eingewöhnt hat, unter den neuen Verhältnissen freier fühlen als jetzt. Denn wer ist jetzt eigentlich frei? Auch der „freieste" Geschäftsmann ist es nicht. Gerade der Stimmungsumschlag im Weltkrieg hat es eigentlich jedermann deutlich gemacht, wie liebedienerisch im allgemeinen während der Friedenszeit jeder Geschäftsmann den Kunden gegenübertreten mußte. Und wie steht er zu seinen Lieferanten? Ja, wenn er ihnen nichts schuldig ist, dann behandelt er die Geschäftsreisenden von oben herab und wirft sie gelegentlich hinaus. Aber in den meisten Fällen ist er ihnen etwas schuldig und dann vergleicht er doch nicht selten selber sein Leben mit einem Sklavendasein. Recht vielen liegt da die Schlinge so um den Hals, daß sie jeden Augenblick zugezogen werden

kann. Die richtige Art der Freiheit ist doch das eigentlich nicht. Freilich, wenn einer nur Geld genug hat, dann kann er sich alles mögliche leisten; denn für Geld ist ja alles feil. Das Unglück ist nur, daß man eben in 999 unter 1000 Fällen nicht Geld genug hat, um das auszurichten, was man wünscht; und dann kriegt man eben das nicht, was man möchte.

Und noch auf eins möchte ich aufmerksam machen, auf die Unzufriedenheit und die Zufriedenheit. Man verlangt vom Arbeiter immer, er soll zufrieden sein. Bismarck aber hat öfter gefragt: „Haben Sie schon jemals einen zufriedenen Millionär gesehen?" Er hat die Frage an Leute gerichtet, die viele Millionäre kannten, und hat als selbstverständliche Antwort von allen ein „Nein" erwartet. Aber der Schluß, den Bismarck daraus gezogen zu haben scheint, daß, wenn nicht einmal der Millionär zufrieden sei, erst recht der Arbeiter niemals zufriedenzustellen sei, der stimmt nicht. Ich habe ja im Leben nicht allzuviel Menschen näher kennengelernt, aber darunter doch eine ganze Anzahl von Arbeitern. Und ich habe unter ihnen eine verhältnismäßig hohe Anzahl von zufriedenen gefunden. Das waren solche, die lange Zeit hindurch bei derselben Firma mit auskömmlichem Lohn beschäftigt, also in verhältnismäßig gesicherter Lebensstellung waren und die — darauf kommt sehr viel an — mit der Frau ein paar tausend Mark erheiratet oder auch irgendwie sonst eine kleinere Summe ererbt hatten und dadurch gegen schlimmere Wechselfälle des Lebens einigermaßen gesichert erschienen. Sie hatten gewiß noch den einen und den anderen Wunsch, aber sie sehnten sich aus ihrer Lebensstellung nicht heraus. Und immer, wenn ich einen solchen Mann von seiner Arbeit oder seiner Familie sprechen hörte, oder wenn ich ihn nach wirklich schwerem Tagewerk abends in seinem Gärtchen hantieren sah, wenn ich mit ihm über politische oder volkswirtschaftliche Dinge sprach und einem Verständnis begegnete, das am Millionärstammtisch nicht immer vorhanden war, ja, wenn mir Fragen auf verschiedenen Wissensgebieten vorgelegt wurden, die ein vielseitiges Interesse der Fragenden bekundeten, dann stieg mir immer der Gedanke auf: Wäre es nicht möglich, daß alle in unserem Volke so gestellt wären, wie diese Männer? Und

würde das nicht für unser ganzes Volk ein außerordentliches Glück sein?

Wer kein menschenwürdiges Dasein führt, ist nicht „unzufrieden", sondern unglücklich. Unzufrieden sind alle die Leute, die reich werden wollen. Die sind es naturgemäß; denn ohne diese Unzufriedenheit würden sie sich nicht die Mühe geben, die für all diese geschäftliche Betriebsamkeit nötig ist. Und diese Leute gelangen deswegen naturgemäß niemals zur Zufriedenheit. Es gibt keinen reichen Geschäftsmann, der nicht noch reicher werden möchte. Und ganz besonders gilt das für die, die sich mit ihrem Gelde nicht etwa irgendwo festlegen, die also sich nicht seelisch irgendeinem bestimmten Fabrikbetrieb zu eigen geben, an dem sie innerlich starken Anteil nehmen, sondern die alles, nicht nur Verbrauchsgüter, sondern auch ganze Handelsgeschäfte, Fabriken und was ihnen sonst vorkommt, nur kaufen, um sie teurer wieder zu verkaufen, sei es nun im ganzen, sei es in der Teilbesitzform, die als Aktien den beliebtesten Handelsgegenstand unserer Zeit bildet.

Auf diesem Gebiet genügt der Unzufriedenheit ja der solide Handel längst nicht mehr. Man hat ihn umgewandelt in ein Spiel, vor dessen Furchtbarkeit Monaco eine harmlose Belustigung wird. Denn in Monaco kann man immer nur das Geld verlieren, das man hat und einsetzt; an der Börse aber kann man, wenn man ein paar Tausende einsetzt, mitunter Hunderttausende verlieren. An diesem Börsenspiel beteiligten sich vor vierzig Jahren erst verhältnismäßig wenige Menschen, die dann ihren übrigen Mitmenschen für etwas anrüchig galten. Man sprach damals wohl vom Börsenhautgout. Seit der Zeit ist es aber durch die Betriebsamkeit der Leute, die dabei Geld verdienen, in unserem Volke immer weiter verbreitet worden, und wir sind stark auf dem Wege, ein Volk von Börsenspielern zu werden. Daß aber ein Spieler nie zufrieden ist, das ist denn doch schließlich allbekannt. Und daß das Leben eines Spielers ein freies und ein glückliches Leben sei, das hat man doch bisher noch nicht zu behaupten gewagt.

Die Gelegenheit zu solchem Spiel ist allerdings in der militaristischen Volkswirtschaft, so wie wir sie uns ausgedacht haben, nicht ersichtlich. Wahrscheinlich wird es nicht einmal

Aktiengesellschaften geben können, vielleicht werden sie durch genossenschaftliche Betriebe abgelöst. Aber der Bauer, der Gutsbesitzer, der Handwerker, der Fabrikbesitzer werden jeder an seiner Stelle sich mindestens ebenso frei fühlen wie bisher. Wenn ihnen durch die Kameradschaftlichkeit innerhalb der Berufsgenossenschaft gelegentlich die Absatzwege vorgezeichnet werden und sie sich dadurch unfreier vorkommen könnten, so werden sie sich wieder freier fühlen, wenn ihnen niemals ein mahnender Gläubiger, ein gekündigtes Kapital oder eine gekündigte Hypothek oder auch ein säumiger Schuldner Sorgen macht.

Und jeder kann seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, daß sein Betrieb, mag es nun Gut oder Fabrik sein, so gut wie irgend möglich arbeitet. Das ist erstens Lohn an und für sich; denn jeder freut sich, wenn das gerät, was aus seinen Händen hervorgeht; und dann bringt es auch unter den neuen Verhältnissen unzweifelhaft höheren Ertrag. Denn wer mit denselben Mitteln mehr herstellt, gewinnt dadurch naturgemäß einen höheren Anspruch auf die Leistungen der Volkswirtschaft, genau so, wie er jetzt unter denselben Umständen mehr Geld dafür bekommt. Hineinreden in seinen Betrieb, in seine Wirtschaft, darf ihm kein Mensch, wenn er sie auch nur einigermaßen in Ordnung hält. Und im anderen Falle würden ihm unter den bestehenden Verhältnissen die Gläubiger in noch sehr viel unangenehmerer Weise hineinreden.

Der Besitzwechsel wird allerdings mit Schwierigkeiten verknüpft sein, weil die militaristische Volkswirtschaft ganz und gar kein Interesse daran hat, im Gegenteil, es durchaus lieber sehen wird, wenn jeder den Betrieb weiterführt, den er kennt und auf den er eingearbeitet ist. Für schlimmste Fälle lassen sich aber Möglichkeiten wohl schaffen. Im allgemeinen aber wird überall Stetigkeit mehr angestrebt als rasche Veränderung.

Auch für die Arbeiter dürfte das so sein: sie werden in jüngeren Jahren vielleicht eine Anzahl von Jahren sich in mehreren Betrieben als Anwärter umsehen, um etwas in der Welt herumzukommen, werden dann aber, vielleicht gleichzeitig mit der Heirat, darauf bedacht sein, sich in dem Betrieb, der ihnen am meisten gefallen hat, als Mitglied fest-

zusetzen, und zwar in der Regel für die ganze übrige Lebenszeit. Ausstände und Aussperrungen gibt es ja nicht mehr; diese Kriegsformen sind durch Friedensgerichte beseitigt. Ja, es ist zu hoffen, daß auch diese Gerichte so gut wie niemals angerufen zu werden brauchen. Dann wird der Tag der Arbeit gewidmet, der Abend der Familie und der Teilnahme am Kulturleben des ganzen Volkes. Wir haben da die Grundlage für ein wirklich zufriedenes Leben.

*

Noch einige andere Bedenken muß ich zu zerstreuen versuchen, die erfahrungsgemäß zuerst am Durchdenken derartiger Einrichtungen hindern. Und auf das Durchdenken kommt es ja nun bei der militaristischen Volkswirtschaft tatsächlich an. In ihr kann genau so wie in allen Zweigen des Heerwesens selbst alles nur dann klappen, wenn es vorher auf das gründlichste durchdacht, in allen Einzelheiten genau überlegt worden ist. Sie kann sich nicht wie die mammonistische auf gütig waltende Naturgesetze verlassen, die alles, was die Menschen auch Törichtes und Unweises unternehmen, dann von selber in die herrlichste Wirtschafts-„Ordnung" zurechtziehen, wobei dann freilich meistens nach dem schönen plattdeutschen Spruch verfahren wird: Dat treckt sick sach t'recht, säd de Snider, dar hadd hei de Tasch in't Ärmellock neiht.

Aber gerade dieses Durchdenken schreckt ab, man fürchtet da immer wieder ungeheuerliche Bevormundung, übermäßiges Anwachsen der Bureaukratie und unendliche Umständlichkeit im Verkehr namentlich mit allen Behörden, die dabei allenfalls in Betracht kommen können. Es ist ja ganz außerordentlich schwer, diese Bedenken zu beseitigen; ich habe mir im Zukunftsstaat und in manchen anderen Schriften die redlichste Mühe dabei gegeben. Ich will versuchen, daraus wieder nur einige Hauptzüge hier mitzuteilen.

Ich meine, der Hauptgrundsatz muß der sein, daß die Buchführung der Volkswirtschaft möglichst ohne Belästigung der einzelnen arbeitet und daß der einzelne mit ihr in Berührung nur dann kommt, wenn er von ihr etwas haben will.

Jedes Kind hat von der Geburt an Recht auf eine bestimmte Rente, die den Eltern zufließt. Dazu ist natürlich nötig, daß die Geburt des Kindes angemeldet wird. Sobald das geschehen ist, wird die für dieses Kind fällige Rente dem Guthaben des Vaters wöchentlich oder monatlich, oder welches sonst seine Einkommenstermine sind, zugeschrieben.

Wenn jemand an einen anderen Ort zieht, so will er natürlich sein Einkommen dort verbrauchen. Dazu ist es nötig, daß er seinen Umzug anmeldet. Wenn er heiratet, so hat seine Frau Anspruch auf Gattinnenrente, deswegen muß auch die Heirat angemeldet werden. Und der Tod muß von dem nächsten Angehörigen um der Erbschaft willen oder sonst von dem Arzte angemeldet werden. Bekommt jemand eine Anstellung, so wird ihm von Stund an sein Gehalt in den gesetzmäßig feststehenden Fristen ohne weiteres gutgeschrieben, so daß er an jedem Monatsersten oder Quartalsersten ganz genau weiß, er hat wieder über soundso viel mehr zu verfügen. Zu diesem Zweck ist seine Anstellungsurkunde der Buchführung der Volkswirtschaft zugegangen und wird auch dort aufbewahrt, wie überhaupt alle anderen Urkunden, die ihn betreffen; er selbst empfängt, wie jetzt bei standesamtlichen Urkunden, auf Wunsch beglaubigte Abschrift. Er braucht sich also niemals zu bemühen, irgendeines seiner Rechte nachzuweisen; sie liegen alle wohl beurkundet in der Buchführung der Volkswirtschaft, wo nur nachgesehen zu werden braucht.

Was nun den Einkauf von Waren angeht, die man etwa im Haushalt verbrauchen will, so muß man daran denken, daß die Rechnungen, die für die einzelnen nach Art der Postscheckkonti geführt werden, mit jedem Postamt verbunden sind. Also wer die Waren, einerlei an welcher Verkaufsstelle, gekauft hat, der unterschreibt nur die ihm vorgelegte Rechnung, unterstempelt sie vielleicht noch mit seiner Rechnungsnummer und dann werden sie ihm, wie wir sagen würden, unter Nachnahme zugeschickt, d. h. die von ihm unterschriebene Quittung gilt einfach als Weisung, daß die Postrechnung diesen Betrag von seinem Guthaben abzuschreiben hat.

Für den Fall aber, daß er die Ware gleich mitnehmen oder an Ort und Stelle verzehren will, muß er etwas bei sich führen.

was wir jetzt etwa Postkreditbrief nennen würden, also ein über einen bestimmten Betrag ausgestelltes Scheckheft, dessen Betrag bei der Ausstellung von seinem Guthaben abgeschrieben wird. Er bezahlt mit einzelnen Blättern aus diesem Heft, die aber so eingerichtet sein können, daß der Verkäufer seine Rechnung darauf schreibt. Der Zahlende bestätigt dann durch seine Unterschrift, daß er die angegebenen Waren zu dem angegebenen Preise empfangen hat. Auf Grund dieses Scheines wird der Betrag dem Verkäufer gutgeschrieben, der Schein selber aber wandert zur Prüfung der Unterschrift an die Rechnung des Ausstellers. Kleinste Beträge können auch durch briefmarkenähnliche Marken, die mit der Rechnungsnummer zu stempeln sind, beglichen werden. Hauptsache ist, daß keines der dabei verwendeten Papiere irgendwie umlaufsfähig ist, daß immer der Grundsatz gewahrt bleibt, der einzelne empfängt nur von der Volkswirtschaft und leistet nur an die Volkswirtschaft.

Auch innerhalb jedes einzelnen Betriebes ist der Zahlungsverkehr außerordentlich vereinfacht. Es gibt da in der Volkswirtschaft alljährliche Abrechnungstermine von Erntebeginn bis Erntebeginn. Während dieser Zeit wird dem Betrieb alles geliefert, was er bestellt, die Beträge werden ihm zur Last geschrieben. Die zulässige Höchstbelastung kann zu Beginn des Jahres vereinbart werden. Sie richtet sich natürlich nach den Einnahmen des vergangenen Jahres. Ebenso werden dem Betrieb die Beträge für alles das, was er liefert, gutgeschrieben. Und auf dieser Seite muß sich am Ende des Jahres ein Überschuß herausstellen. Sollte das Gegenteil der Fall sein, so wird der Fehlbetrag von der für's nächste Jahr festzusetzenden Höchstbelastung gekürzt.

Die Lohnzahlung ist am einfachsten, wenn es sich um Löhne handelt, die für längere Zeit festbleiben. Dann wird der Buchführung der Volkswirtschaft mitgeteilt, daß der und der Arbeiter bei dem und dem Betriebe angestellt ist und daß ihm bis auf Widerruf wöchentlich, wollen sagen 40 Mark gutzuschreiben sind. Damit ist die Angelegenheit für die ganze Zeit, wo der Mann im Betriebe arbeitet, erledigt. Schwanken die Beträge oder kommen durch Überstunden Be-

träge hinzu, so muß an jedem Lohnzahlungstage für jeden Arbeiter eine Karte ausgeschrieben werden, und diesen Karten muß eine Liste beigelegt werden, auf der die Einzelbeträge auch ausgeworfen und zusammengezählt sind. Dann besorgt die Buchführung der Volkswirtschaft das weitere, schreibt dem Betrieb den Gesamtbetrag zur Last und befördert die Karten an die Rechnungsstellen der einzelnen Arbeiter.

Über die Art, wie das technisch in der Buchführung zu handhaben ist, habe ich im Zukunftsstaat Vorschläge gemacht, die von praktischen Leuten wahrscheinlich noch durch sehr viel praktischere ersetzt werden können. Aber ich meine, es wird doch auch so klar sein, daß eine Unmasse Scherereien durch diese Einrichtung erspart werden. Es ist nicht nötig, für die Lohnzahlung Geld herbeizuschaffen, nicht nötig, dafür zu sorgen, daß auch genug kleine Münze da ist; die Arbeiter brauchen nicht zur Lohnzahlung anzutreten, womit auch wieder eine ganze Menge Zeit erspart wird, und namentlich wo feste Löhne sind, da fällt doch eine Unmasse Schreibarbeit weg.

Und dann das System der vollständigen restlosen Barzahlung, das mit diesen Einrichtungen selbstverständlich verbunden ist. Welche Unsumme von Unannehmlichkeiten werden dadurch aus dem täglichen Leben entfernt! Welche Unsumme von Schreibereien durch die wiederholten Rechnungen, Mahnbriefe, Klageandrohungen, Zahlungsbefehle, Klagen usw., die doch alle als Unkosten der mammonistischen Volkswirtschaft zu buchen sind. Alle diese Unkosten werden erspart. Von den Unkosten, die die Volkswirtschaft durch die Zwangsvollstreckung hat, sprachen wir schon; da dürfte die Ersparnis fast noch größer sein.

Bedenken wir nun, daß der Grundsatz, freie Bahn dem Tüchtigen, es für folgerichtiges Denken ganz von selber mit sich bringt, daß jemand, der für höhere Stellungen geeignet erscheint, auch in diese Stellungen hineingebracht wird, ohne daß dabei auf die Einkommensverhältnisse seiner Eltern Rücksicht genommen zu werden braucht, so ist es klar, daß auch für solche junge Leute eben von Staats wegen gesorgt werden muß. Und ebenso ist es unerläßlich, daß man nicht bestimmte Laufbahnen dadurch versperren darf, daß die Anfangsstellen

unzureichend bezahlt werden. Es darf also weder unbesoldete Referendare und Assessoren noch unzureichend besoldete Leutnants geben. Vielmehr muß jeder so ausgestattet werden, daß er den Anforderungen seiner Stellung gemäß leben kann. Und wenn das durchgeführt ist, dann hört überhaupt jeder Zwang zum Schuldenmachen auf. Das ist die notwendige Ergänzung für die eben geschilderten Einrichtungen, durch die ja auch alles Schuldenmachen unmöglich gemacht worden ist.

Es ist eben jedermann im ganzen deutschen Volke eine vernünftige Wirtschaftsführung möglich gemacht. Ja, man könnte auch sagen, jeder ist zu einer vernünftigen Wirtschaftsführung gezwungen. Wenn er anders wollte, er könnte gar nicht.

Freilich — seine ganze Rechnungsführung liegt der Buchführung der Volkswirtschaft vollkommen offen da, genau in derselben Weise, wie vor der Bank das Bankkonto eines jeden ihrer Kunden offen liegt. Das sind also Notwendigkeiten und Offenheiten, die sich in den bestehenden Verhältnissen schon herausgebildet haben. Sie werden einfach übernommen. Daß den Beamten dieser Buchführung in besonders strenger Weise Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht wird, versteht sich von selbst.

Aber was von der Rechnungführung jedes einzelnen gilt, das gilt auch für die eines jeden Betriebes. Und für den kommt in mancher Beziehung noch mehr darauf an, daß neben der einfachen Anspruchsbuchführung, die jedem Bankkonto — nur ohne Zinsberechnung — und jedem Postscheckkonto entspricht, auch noch eine Warenbuchführung besteht, die ganz genau den Weg erkennen läßt, den jede Ware vom Hersteller bis zum Verbraucher genommen hat, und die in jedem Augenblick feststellen kann, an welcher Stelle die Waren sich gerade befinden. Dadurch liegt nun freilich die ganze Geschäftsgebarung jedes Betriebes vor der Buchführung der Volkswirtschaft klar und offen da. Es ist ersichtlich, welche Rohstoffe eingegangen, welche Waren daraus geworden sind. Jede Schundherstellung ist dadurch auf das deutlichste erkennbar, also im letzten Ende unmöglich. Das bedeutet für sehr viele Betriebe eine recht große Unannehmlichkeit, für nicht wenige geradezu das Todesurteil. Da können wir uns eben nur damit trösten,

daß die Wandlungsfähigkeit der Betriebe von einer Herstellungsart zur andern sich in diesem Weltkriege als wesentlich größer herausgestellt hat, als wir jemals vorher vermutet hätten.

Für die Volkswirtschaft aber bedeutet die Beseitigung der Schundherstellung wiederum eine ungeheuere Ersparnis. Welche Verschwendung die Anschaffung irgendeiner Schundware für den einzelnen bedeutet, das weiß jedermann. Daß die gute Ware dreimal so teuer ist wie der Schund, aber neunmal so lange hält, ist keine Seltenheit. Damit ist dann der Käufer um zwei Drittel des daran gewandten Anspruches, also Geldes, betrogen. Und wenn man alle diese Einzelfälle durch die ganze Volkswirtschaft hindurch zusammenzählt, so ergibt sich auch hier wieder ein gewaltiger Verlust. Ferner ist dadurch eine Menge von Stoff vergeudet, aus dem in den meisten Fällen sich Besseres, Haltbareres hätte machen lassen. Und ebenso ist die Arbeitskraft vergeudet, die bei dieser Herstellung verwendet worden ist und die anderwärts besser hätte gebraucht werden können.

Also wir haben in der Beseitigung der Schundherstellung wie gesagt eine neue große Ersparnis, die wir dem Militarismus in der Volkswirtschaft verdanken. Wir fanden als solche Ersparnisse schon die Beseitigung der Zwangsvollstreckungen, der Konkurse, der Mahnbriefwechsel und der gesamten übrigen Schuldeintreibung mit samt den dazu gehörigen Gerichtsverfahren. Wir können gleich hinzurechnen die ganze Reklame- und Aufschwatztätigkeit, die im Dienste der Schundherstellung doch außerordentlich viel mehr Aufwand gemacht hat als im Dienste der Herstellung guter und nützlicher Waren, für die sie ja wenigstens in der ersten Zeit kaum ganz wird entbehrt werden können. Wir sahen weitere Verluste der mammonistischen, also Ersparnisse der militaristischen Volkswirtschaft in der brachliegenden Arbeitskraft der Arbeitslosen, dann aber auch in der Vergeudung der Arbeitskraft durch Überanstrengung und dann in einer weiteren Vergeudung zur Herstellung solcher Sachen, die sich nachher auf dem Weltmarkt nicht exportfähig erweisen und unter dem Herstellungspreis losgeschlagen werden müssen, und zur Anhäufung überschüssigen und überflüssigen und damit schädlich werdenden Kapitals.

Also wenn immer gefragt wird, wo wir denn das alles hernehmen wollen, was wir in Frauen- und Kinderrenten, in staatlicher Besoldung der Studenten, vielleicht gar in Lebensrenten für alle solche, von deren Begabung besondere Leistungen zu erwarten sind, überreichlich ausschütten, dann können wir in erster Linie auf alle diese Ersparnisse hinweisen, die wir der Verschwenderwirtschaft dem Mammonismus gegenüber machen. Schließlich ist es aber doch überall so, daß gute Organisation die Kräfte und die Leistungen vervielfältigt. Wo etwa die Eisenbahnwagen ebenso dem freien Spiel der Kräfte überlassen werden, wie wir das bisher mit der ganzen Volkswirtschaft getan haben, da wird sich auch an einer übergroßen Menge von Stellen Wagenmangel herausstellen und an anderen werden sich leere oder beladene Wagen im Überfluß anhäufen. Das sind Erscheinungen, die sich wer weiß wie oft gezeigt haben. Wenn dagegen von einer Zentralstelle aus auf Grund eines klaren Überblicks eine wohl durchdachte Leitung der Wagen erfolgt, so wird man sofort eine ganz gewaltige Vermehrung der Wagenkilometer herausrechnen können. Ganz dasselbe wird sich in der Volkswirtschaft zeigen, wenn aus dem Chaos, dem dunklen Wirrwarr durch helle Durchleuchtung und einfache rechnerische Überlegung ein geordnetes Ineinandergreifen hergestellt wird.

Alle diese Dinge, die wir eben betrachteten, sind sogar, vom Standpunkte der Weltwirtschaft aus gesehen, als Verschwendung zu buchen. Für die geschlossene Wirtschaft eines Volkes kommen noch besondere Verluste hinzu, die für andere Volkswirtschaften allerdings zum Gewinn werden können. Ausgeführte Güter, für die keine gleichwertigen Güter ins Land zurückkommen, die vielmehr zur Vermögensansammlung im Auslande und damit zur Stärkung der konkurrierenden Volkswirtschaften führen, sind noch mehr als Nettoverluste der eigenen Volkswirtschaft. Wenn ich einem schlechtbewaffneten Feinde ein gutes Gewehr verkaufe, dann bin ich selbst dann schon schwer geschädigt, wenn er gut dafür bezahlt hat.

Nun gibt es allerdings ein Mittel, durch das die Volkswirtschaft diesen Schaden wieder gutmachen kann. Sie muß sich die von ihr gestärkte andere Volkswirtschaft ganz und

gar unterwerfen, was entweder auf rein mammonistischem Wege durch Kapitaldurchdringung geschehen kann oder, wenn das nicht hilft, dann durch das zweite Mittel des Mammonismus, die Kriegführung durch gemietete Söldner. Die regelmäßige Anwendung dieses Verfahrens hat man sich gewöhnt mit dem Worte Imperialismus zu bezeichnen. Und man kann im ganzen sagen, daß der Ausfuhrhandel, der über das Bedürfnis, die Einfuhr zu bezahlen, hinaus betrieben wird, entweder zu einer dauernden Schädigung der eigenen Volkswirtschaft zugunsten der fremden führt oder zum Imperialismus. Ein drittes gibt es nicht.

Und ein abschreckendes Beispiel von dem, was bei solchem Imperialismus herauskommt, bietet das großbritannische Reich vor dem Weltkriege. Mit dem eigenen Lande nur noch lose zusammenhängend — gibt doch der eigene Boden längst nicht mehr das zur Ernährung Notwendige her, weil man ihn zugunsten des Handels schmählich vernachlässigt hat — dann aber überall auf fremden Volkswirtschaften herumschmarotzend, sie aussaugend, solange sie es sich gefallen lassen, sie unterjochend, sobald sie sich gegen das einfache Aussaugen auflehnen, und so ein Gebilde herstellend, das gewiß in vieler Hinsicht großartig und namentlich durch die ungeheuere Geldanhäufung imponierend, aber im übrigen doch nicht eigentlich als edel, ja kaum als menschenwürdig zu bezeichnen ist.

Welche empörte Entrüstung war unter unseren Intellektuellen, als wir um die Wende des Jahrhunderts das „uralte chinesische Kulturvolk" vergewaltigten. Und was waren das für winzige Ereignisse verglichen mit der jahrhundertelangen furchtbaren Niederzwingung des vielleicht doch noch höherstehenden Kulturvolkes der Inder durch die Engländer!

Aber wir selber haben doch auch Kolonialpolitik gemacht, haben Kolonien auf allen Teilen der Erde erworben, sie zum Teil mit Gewalt festgehalten und bei ihrer Bewirtschaftung uns doch schließlich nicht so sehr weit von dem englischen Verfahren entfernt, daß wir irgendein Recht zur sittlichen Verurteilung der Engländer hätten!

Nun ja, es ist so. Wir standen eben mitten in der mammonistischen Weltwirtschaft, waren übrigens auch im Inneren

doch recht vielfach ganz in demselben Sinne eingerichtet. Aber selbst, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte das Verfahren der anderen uns doch zu einer eigenen Kolonialpolitik genötigt. Wenn die anderen Völker sich der ganzen Erde bemächtigt hätten, dann hätten sie uns gar nach Belieben alles, was wir irgendwie aus dem Auslande brauchen könnten, abschneiden können. Daß das kein leeres Hirngespinst ist, das beweisen recht zahlreiche Vorschläge, die nicht nur von nichtamtlichen Stellen während des Krieges aufgetaucht sind. Es ist ja nun sehr zu wünschen, daß wir in geschlossener Volkswirtschaft mit den Rohstoffen auskommen, die wir auf unserem eignen Boden oder in unserem eignen Boden finden. Aber Gewißheit haben wir darüber einstweilen nicht, und so mußten wir uns unter allen Umständen auch für den Fall sichern, daß es anders käme.

Genug, es kam im vergangenen Jahrhundert zu einer allgemeinen Teilung der Erde, und es wäre eine große Gefahr für unsere Volkswirtschaft und unser ganzes Volk gewesen, wenn wir dabei leer ausgegangen wären. Bismarck hat einmal gesagt, die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu sein; genau dasselbe gilt für Weltwirtschaft und Weltpolitik. Und es ist durchaus nicht meine Meinung, daß wir das, was wir da erworben haben, etwa leichten Herzens aufgeben sollen. Jedenfalls haben wir nirgends ein altes Kulturvolk unterjocht und uns zum Ausbeuten dienstbar gemacht.

Wie sich aber die Erdverteilung dereinst endgültig gestalten wird, das ist eine Frage, mit der wir unsere Ausführungen hier nicht belasten wollen. Wenn es zu Zusammenschlüssen kommt, wie der von vielen Seiten vorgeschlagene von Mitteleuropa oder der von anderer Seite vorgeschlagene von ganz Europa, vielleicht mit Ausschluß Englands, dann dürfte die ganze Frage des Kolonialbesitzes eine andere Gestalt bekommen, immer vorausgesetzt, daß diese Zusammenschlüsse nicht rein völkerrechtlicher, sondern, wie es in der Tat geplant zu sein scheint, mehr staatsrechtlicher Art sein sollten.

Hier kam es nur darauf an, darauf hinzuweisen, daß die unliebsamen Erscheinungen der Kolonialpolitik, die nicht erst mit dem Imperialismus auftreten, aber in ihm ihre höchste Ent-

wicklungsstufe zeigen, mit allen Kriegen, die sich daraus ergeben, Schöpfungen des Mammonismus sind. Letzten Endes ist doch auch der Weltkrieg eine Entwicklungsphase des englischen Imperialismus.

*

Uns kommt es hier immer in erster Linie darauf an, uns über das Nächstliegende, über die Gesamteinrichtung unseres eigenen Volkes und die seelische Stellung des einzelnen in ihr und zu ihr klar zu werden. Wir haben das nach allen Richtungen hin versucht und haben den Mammonismus und den Militarismus als seelische Mächte kennengelernt, die in jedem einzelnen von uns wirksam sind und die daher jeden von uns und darum schließlich auch unser ganzes Volk bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hinüberziehen. Wir haben gesehen, daß der Militarismus uns alle zu Helden gemacht hat und daß der Mammonismus zur selben Zeit uns, genau dieselben Leute, die vom Militarismus zu Helden gemacht worden sind, zu Kriegswucherern gemacht hat, die eben dann, wie es der mammonistischen Gesinnung entspricht, die ungeheuere Bedrängnis unseres Volkes, der Hunderttausende unserer Söhne durch ihren Opfertod zu wehren bemüht waren, als Geschäftskonjunktur auffaßten, bei der jeder versuchen müßte, soviel Geld wie irgend möglich zusammenzuraffen, und bei der jeder das gut oder schlecht erworbene Geld bedenkenfrei dazu benutzte, sich besondere Genüsse zu verschaffen, die ihm bei der gerechten Verteilung, die die Not erforderte, nicht zukamen.

Unter Zehntausenden hat sich noch nicht einer davon freigehalten. Und es reinigt uns durchaus nicht, daß wir gelegentlich in tiefste sittliche Empörung gerieten über die Leute, die sich noch mehr Genüsse verschafft hatten als wir selbst und die durch besonders kühne und geschickte Ausnutzung der Geschäftskonjunktur höhere Gewinne einstrichen, als wir in unseren kühnsten Träumen für uns erhofft hatten. Denn die Erfolge dabei waren schließlich Zufalls- und Glückssache; worauf es allein ankommt, das ist die Gesinnung, die unter

allen Umständen auf eigenen Vorteil ausgeht und die Rücksicht auf die Gesamtheit beiseite setzt. Das haben wir alle getan, alle mit Ausnahme dessen, der niemals einen Wucherpreis bezahlt, niemals ein Ei oder ein Stück Butter sich hintenrum besorgt, niemals mitgegessen hat, wenn er wußte, daß das Mahl auf solche Weise zustande gekommen war.

Wer das von sich nicht sagen konnte, der hatte kein Recht, einen Stein zu werfen auf die, die schließlich von der Strafe ereilt wurden, und erst recht nicht auf die, die statt winziger Eier und Butterstückchen einige Millionen zusammenzubringen wußten. Denn das geschah alles nur aus derselben Gesinnung, aus der Gesinnung: „Erst komme ich und mein Vorteil und dahinter kommt überhaupt nichts. Denn die Volkswirtschaft blüht nach meiner theoretischen Überzeugung dann am besten, wenn jeder am entschiedensten seinen eignen Vorteil wahrnimmt."

Wir haben dann die Berechtigung dieses Grundsatzes untersucht, sind auf die in uns allen lebendige Meinung gestoßen, daß die Eigenschaften, die zum Heldentum führen, niemals eine Volkswirtschaft aufbauen könnten, haben dann aber bei sorgfältiger Überlegung uns mehr und mehr davon überzeugen müssen, daß diese Meinung irrig war, daß man mit der entgegengesetzten Gesinnung: „erst kommt die Gesamtheit, und ich habe die Pflicht, alle meine Kräfte in den Dienst der Gesamtheit zu stellen", daß man mit dieser Gesinnung nicht nur auch eine Volkswirtschaft, sondern daß man mit ihr erst die wirklich gesunde Volkswirtschaft, mit ihr erst eine Volkswirtschaft, die überhaupt den Namen „Wirtschaft" verdient, einrichten kann.

*

Es sollte mich aber nicht wundern, wenn der Leser durch alle unsere Darlegungen bisher noch nicht überzeugt wäre, wenn er uns noch einen grundlegenden Irrtum vorwürfe, nämlich den, daß nach aller bisherigen Erfahrung der Gelderwerb das einzige sei, was den Menschen zur Arbeit veranlasse, so daß die Arbeit gänzlich aufhören würde, wenn man sie

verlangen wollte, ohne sie an Gelderwerb zu knüpfen. Und wenn man sie mit Gewaltmitteln erzwänge, so würden die Leistungen genau um so viel schlechter sein, wie in allen Zeiten der Weltgeschichte die Sklavenarbeit schlechter gewesen wäre als die freie Arbeit. Und der Weltkrieg hätte ja auch gezeigt, daß man trotz alles Heldentums und trotz aller Vaterlandsbegeisterung die allernötigsten Arbeiten nur durch die allerhöchsten Löhne gesichert glaubte. Wenn das schon in einer so dringenden Gefahr des ganzen Volkes sich geltend machte, um so mehr würde das im gefahrlosen täglichen Leben der Fall sein. Es helfe daher gar nichts, eine solche Volkswirtschaftseinrichtung auszudenken, wie wir das hier getan haben; mit den Menschen, wie sie nun einmal wären, ließe sich so etwas ganz und gar nicht durchführen, diese Volkswirtschaft würde an Faulheit ersticken.

Ich weiß, daß das die allgemeine Meinung ist, ich bin ihr viele Hunderte von Malen in Gesprächen begegnet. Und die sie mir gegenüber vertraten, waren alle ehrlich überzeugt davon und führten ihre Meinung nicht etwa auf irgendwelche Bücher oder theoretische Lehrsätze, sondern durchaus auf ihre eigene praktische, tägliche Erfahrung zurück, waren auch niemals verlegen, mir etliche Dutzend ganz besonders sprechende Beispiele entgegenzuwerfen. Also dagegen ist sehr schwer anzukämpfen.

Und doch muß ich sagen: Jeder, der das behauptet, der kennt die Menschen nicht, der kennt sich selbst nicht; der hat nicht unbefangen beobachtet, sondern hat nur das gesehen, was er nach einer im Volke allgemein verbreiteten Meinung schon vorher für richtig angenommen und deswegen in die Dinge hineingesehen hat. Ich behaupte auf das allerentschiedenste, es ist nicht wahr, daß das Geld der einzige Antrieb zur Arbeit ist, es ist nicht einmal wahr, daß das Geld der hauptsächliche und der stärkste Antrieb zur Arbeit ist. Das Gegenteil ist wahr, daß das Geld Haß und Abscheu gegen die Arbeit erregt.

Der Leser, der das Buch hintereinanderweg bis hierher durchgelesen haben sollte — das ist ja bei der jetzigen Art des Lesens ein ziemlich seltener Fall — wird doch vielleicht

verwundert sein, wenn ich ihm sage, daß ich diese meine Meinung in diesem Buche schon verschiedentlich angedeutet, gelegentlich sogar recht unumwunden ausgesprochen habe, so unumwunden, daß ich glauben würde, es schon genügend getan zu haben, wenn mich nicht jahrzehntelange schriftstellerische Erfahrung das Gegenteil gelehrt hätte.

Wir lesen alle in erster Linie immer nur unsere eigene Meinung. Steht sie drin in dem Buche, dann lesen wir sie heraus, steht sie nicht drin, dann lesen wir sie hinein. Finden wir etwas, was uns als Meinung unserer Gegner schon öfter begegnet ist, dann ärgern wir uns und schimpfen ein wenig, damit ist die Sache aber abgetan. Lange nachzudenken über etwas, worüber wir längst bei uns entschieden haben, das ist im allgemeinen unsere Sache nicht. Und wenn jemand irgend etwas gegen so sonnenklare Wahrheiten sagt wie die, daß nur das Geld den Menschen zur Arbeit bringen kann, so nimmt man das bestenfalls als einen Witz auf, aber nicht als Versuch, eine ernstgemeinte Beweisführung vorzubereiten.

Unsere ganze öffentliche Meinung, unsere Zeitungen, unsere Literatur, unsere Salongespräche, unsere Stammtischgespräche, unsere Politik und unsere Erziehungstheorie ist mammonistisch vergiftet. Und die Vergiftungserscheinung ist die allgemeine Meinung, daß Arbeit eine höchst unangenehme Sache sei. „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen", wird als Fluch aufgefaßt, der den Menschen um seiner Sünde willen getroffen habe.

Ich behaupte dagegen auf das allerentschiedenste: diese allgemein verbreitete Meinung schlägt jeder täglichen Erfahrung ins Gesicht. Es gibt vielerlei Freuden auf der Welt, vielerlei Genüsse. Die höchste Freude aber ist die an gelingender Arbeit.

Schon hierbei wird meistens ein Fehler sowohl in der Selbstbeobachtung wie in der Beobachtung anderer gemacht. Man glaubt, man freue sich nur an dem, was durch die Arbeit hergestellt ist. Man arbeite immer nur um des Ergebnisses willen. Das sei das Angenehme, die Arbeit sei die unerläßliche Unannehmlichkeit, die eben in Kauf genommen werden müsse, wenn man das angenehme Ergebnis haben wolle. Wenn das richtig wäre, dann müßte man regelmäßig an einem ge-

schenkten Gegenstand eine größere Freude haben als an einem, den man sich selber hergestellt hat. Wenn geschenkter und selbsthergestellter Gegenstand gleichwertig sind und wir den Geschenkgeber nicht sehr lieben, dann ist unzweifelhaft genau das Gegenteil der Fall. Wir haben eine viel größere Freude an dem selbst hergestellten Gegenstand. Und da ist es klar, daß dieses Mehr an Freude nicht dem Ergebnis zuzuschreiben ist, sondern der Arbeit selbst.

Jeder schilt auf seine Arbeit. Ganz gewiß. Aber wenn er sie entbehren muß, dann ist er unglücklich. Ich habe diese Beobachtung, die mich damals sehr überraschte, zuerst als Student gemacht, wo ich mit mir verwandten jungen Kaufleuten verkehrte. Sie hatten sehr stramm zu arbeiten, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, so daß abends höchstens ein Stündchen für geselligen Verkehr übrigblieb. Das war eine Freude dann, wenn es Sonntag war und man den ganzen Tag gar nichts zu tun hatte! Und nun gar zwei Feiertage hintereinander! Monatelang freute man sich darauf. Da fiel einmal Weihnachten so, daß es durch den Sonntag drei Feiertage nacheinander gab. Und an diesem dritten Feiertage stöhnten die genußfreudigen jungen Leute, wußten nicht recht, was sie mit dem Tag anfangen sollten und sehnten sich nach ihrer Arbeit!

An mir selbst konnte ich solche Beobachtungen nicht machen, weil ich derartige Feiertage niemals gekannt habe; meine Art des Arbeitens läßt sich nicht willkürlich an Sonn- oder Feiertagen unterbrechen. Seit der Zeit aber habe ich alle Menschen daraufhin angesehen, wie sie zu ihrer Arbeit stehen, und eben als Regel gefunden, jeder schimpft über seine Arbeit und jeder liebt sie so, daß er ohne sie nicht leben kann. Es ist also ein ähnliches Verhältnis wie manchmal zwischen Ehegatten. Es läßt sich freilich der eine oder der andere auch von seiner Arbeit scheiden, aber nur um sich bald mit irgendeiner neuen zu vermählen. Und ein Mensch, der gar nichts zu tun hat, gilt tatsächlich als unglücklicher Mensch. Ja, er selber fühlt sich unzweifelhaft so, wie schon daraus zu ersehen ist, daß er sich aus tausend Nichtigkeiten einen Arbeitsersatz herzustellen auf das eifrigste bemüht ist.

Nein, wir sind alle samt und sonders mit einem sehr starken Arbeitstrieb versehen, einem Triebe, der uns viel stetiger beherrscht als etwa der Geschlechtstrieb. Man kann einen Menschen nicht härter und furchtbarer strafen, als wenn man ihm jede Möglichkeit zu arbeiten nimmt.

Und es ist auch nicht etwa so, daß nur freiwillig gewählte Arbeit uns Freude macht. Erzwungene Arbeit erregt selbstverständlich Groll und Widerstand, aber nicht gegen die Arbeit, sondern gegen den Zwang. Und während die Arbeit ausgeführt wird, sieht sich der Groll gegen den Zwang bekämpft durch die allmählich sich einstellende und dann rasch immer wachsende Lust an der Arbeit. Nun werden wir ja müde bei der Arbeit, das ist zunächst eine rein körperliche Erscheinung, deren physiologische Gründe ja bekannt sind. Sind wir dann genötigt, die Arbeit ohne Unterbrechung fortzusetzen, so kommt wieder ein unangenehmes Gefühl dazwischen; wiederum sträuben wir uns gegen diesen Zwang, selbst dann, wenn wir ihn selbst uns auferlegt haben. Und gerade aus solchen Zwischenfällen ergibt sich das allgemein verbreitete gewohnheitsmäßige Schimpfen auf die Arbeit.

Wenn die Arbeit fertig ist, dann ist jeder froh. Und nun legt man sich meistens das so aus, daß man sehr ungern gearbeitet habe und sich nun freue, daß man es nicht mehr nötig habe. Das trifft gewiß in sehr vielen Einzelfällen zu, ist aber im allgemeinen doch wieder falsche Beobachtung. Wer, wie viele tun, aus Grundsatz beim ersten Glockenschlag mitten in einer unvollendeten Arbeit abbricht, kann, wenn er scharf darauf achtet, bei sich immer ein unangenehmes Nebengefühl beobachten. Es ist unangenehm, eine Arbeit zu verlassen, ehe sie fertig ist, wenn auch das Fertigsein nur darin besteht, daß man zu einem bestimmten Abschnitt gelangt ist. Nun, das ist ja eine Sache, die meinen Lesern aus tausendfältigen Beobachtungen bekannt ist.

Ich möchte noch einmal auf die unendliche Fülle von Arbeit hinweisen, die ohne jeden Befehl aus reinem Betätigungsdrang, aus reinem Arbeitstrieb von unseren Truppen an der Front und hinter der Front geleistet ist, von der nicht nur Zeitungsberichterstatter, sondern auch zahlreiche Briefe erzählen, von der

wir aber durch Herausfragen bei den Beteiligten doch erfahren, daß in diese schriftlichen Schilderungen nur ein ganz kleiner Teil hineingekommen ist.

Ja, das arbeiten sie aus Langerweile! Mag sein; aber wer wird aus langer Weile etwas Unangenehmes tun? Etwa aus Langerweile eine Speise zu sich nehmen, vor der er einen Abscheu hat? Oder irgend etwas anfassen, wovor er sich ekelt?

Aus Langerweile fassen wir so etwas ganz gewiß nicht an, wohl aber, wenn es nötig wird für unsere Arbeit. Es fassen unsere Ärzte und alle, die sich für den ärztlichen Beruf vorbereiten, eine Menge von Dingen an, vor denen jeder andere sich ekelt. Und dabei sind die Ärzte doch gerade die Menschen, die am allerpeinlichsten auf Reinlichkeit halten. Aber sobald man sieht, daß etwas für eine bestimmte Arbeit notwendig ist, da fallen alle diese Bedenken weg. Man greift so fest zu, wie es nötig ist, und wenn in der Lehrzeit Gefühle des Ekels sich hervorwagen sollten, so werden sie eben erbarmungslos niedergezwungen, soviel höher steht uns die Arbeit als alles das, worauf sonst schwärmerische Kulturmenschen den höchsten Wert legen.

Noch etwas anderes können wir sowohl aus diesem Beispiel wie auch aus dem Verhalten unserer Truppen und Offiziere an der Front lernen, das ist die Nichtigkeit des Begriffs von der niederen Arbeit. Es gibt keine niedere Arbeit; die Arbeiten sind nur verschieden durch den verschiedenen Grad ihrer Notwendigkeit. Wir sind da durch die Überkultur des Stadtlebens allzuweit vom natürlichen Empfinden abgedrängt worden. Die Landwirtschaft empfindet da noch viel gesunder. Uns ist es im höchsten Maße widerwärtig, von den Stoffen, die Menschen- und Tierkörper nach der Verdauung ausscheiden, auch nur zu reden, geschweige denn daß wir bereit wären, uns irgendwie in der Arbeit mit ihnen zu befassen. Aber Inspektor Bräsig hält stundenlange Vorträge über kunstgerechte und liebevolle Behandlung des Mistes und pflegt sie mit dem stilvollen Worte zu schließen: „Ein gut abgemistetes Land muß aussehen wie eine Decke von Samt." Er denkt da sicher nicht an eine niedere Arbeit, son-

dern ist stolz darauf, daß er diese Arbeit gut ausführen kann. Und an der Front werden jetzt tausenderlei Arbeiten ausgeführt, die man vorher im Frieden auch unzweifelhaft zu den ganz niederen gerechnet hätte, vor denen dort aber Offiziere genau so wenig wie Mannschaften zurückschrecken. Es sind eben notwendige Arbeiten, und so werden sie gemacht, und zweifellos gern gemacht, und wer sie gut gemacht hat, ist stolz darauf. Kann man das eine niedere Arbeit nennen, worauf ein gesellschaftlich sehr hoch gestellter, gebildeter Mann stolz ist?

Gewiß gibt es Wertunterschiede unter den Arbeiten. Die Arbeit, zu der irgendwie größere Geschicklichkeit, sei es des Körpers, sei es des Geistes notwendig ist, wird von allen höher bewertet als die anderen, und insofern könnte man diese anderen in der Beziehung zu ihr als niedere Arbeiten bezeichnen. Aber das ist doch nicht der Sinn, in dem das Wort gebraucht wird. Mit dem Worte „niedere Arbeit" bezeichnen wir bisher etwas, was unter unserer Würde, ja, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, unter der Menschenwürde steht. Denn es mag sein, wie es will, als wirklichen Menschen, der diesen Namen ganz und gar verdient, betrachtet der Gebildete immer nur den Gebildeten.

Und man kann geradezu sagen, in dieser Beziehung sind die höheren Kreise des Bürgertums von weit mehr ausschließender Gesinnung als etwa der Adel. Der Adel hält sich selbst für höheres Menschentum und verlangt für sich selbst eine höhere Würde, läßt aber die Menschenwürde der anderen durchaus gelten. Das höhere Bürgertum ist entrüstet über die Schranken, die allenfalls noch in einigen Resten zwischen ihm und Adel und Dynastie stehengeblieben sind, zieht aber unter sich sehr viel schärfer die Grenzen. Wer über die Kluft, die da gezogen wird, hinüber will, muß sich schon selber eine goldene Brücke bauen. Das allerdings ist gestattet und nicht ungern gesehen; wenigstens nicht auf die Dauer.

Mir scheint, wir werden in Zukunft gerade diese Kluft ausfüllen müssen, zumal da wir den Stoff zu diesem Brückenbau nicht mehr den einzelnen zu beliebiger Verwendung überlassen können. Und wie das Bürgertum die gesellschaftliche Gleichstellung mit dem Adel erreicht hat, so müssen wir jetzt,

nicht etwa aus Wohltätigkeitsdrang oder überfließender Liebe zu den „unter uns stehenden" Volksgenossen, sondern aus ganz nüchternen Erwägungen für die Volksgesundheit die gesellschaftliche Gleichstellung der gesamten Arbeiterschaft mit den übrigen Ständen fordern. Das ist außerordentlich viel mehr wert als selbst das allgemeine geheime direkte Wahlrecht.

Damit ist nun auch durchaus nicht wieder allgemeine Gleichmacherei gemeint. Wir können manche besonderen Ansprüche des Bürgertums genau so gut anerkennen wie manche besonderen Ansprüche des alten Adels, dessen gewohnheitsmäßige Verspottung durch das Bürgertum weniger den Adel als die Spötter verunehrt hat.

Aber ist das nicht ein Widerspruch, sich für die Gleichstellung der Arbeiter mit den anderen Ständen und zugleich gegen die Gleichmacherei zu erklären?

Innerhalb der herkömmlichen politischen Redensarten allerdings. Für uns und für alle, die die wirklichen Verhältnisse sehen, wie sie sind, keineswegs. Wo gibt es schärfere Rangunterschiede als im deutschen Offizierkorps? Zehn bis zwölf auf das strengste voneinander geschiedene Rangstufen, also der allerschärfste Gegensatz gegen jede Gleichmacherei. Jeder weiß ganz genau, wieviel ein Major gilt, wieviel ein Generalleutnant gilt. Nicht einmal der leiseste Zweifel ist möglich. Und doch, neben dieser allerschärfsten Rangunterscheidung besteht in anderer Hinsicht vollkommene gesellschaftliche Gleichheit.

Ja, ja, das preußisch-deutsche Offizierkorps ist keine veraltete Einrichtung, durch die wir etwa, wie uns einige demokratische und Börsenblätter belehren, hinter den hohen Kulturvölkern der Franzosen, Engländer und Amerikaner zurückstünden. Es ist eine Einrichtung, die sich weit über die Kulturhöhe dieser Völker hinausgehoben hat und für viele andere Einrichtungen, gerade wo es auf das seelische Verhältnis der Menschen zu einander ankommt, vorbildlich sein wird.

Eine ähnliche gesellschaftliche Gleichheit, wie sie innerhalb des ganzen Offizierkorps vom Feldmarschall bis zum jüngsten Leutnant herab besteht, würde sich innerhalb der militaristischen Volkswirtschaft, vielleicht nicht von heute auf morgen, jeden-

falls aber nach wenigen Jahrzehnten der Erziehung mit Sicherheit ganz von selber herstellen, sobald eben nur der Grundsatz allgemein anerkannt ist, daß Arbeit nicht eine für Bezahlung übernommene Unannehmlichkeit, sondern die dem innersten Wesen jedes einzelnen entsprechende Tätigkeit und demgemäß seine Ehre ist.

Freilich ist es eine andere Gesellschaftsordnung, in die wir da hineingelangen werden. Mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung ist es dann zu Ende. Das Wort Bürger — ich weiß nicht, wie es kommt, daß das nicht mehr bemerkt wird — bezeichnet doch immer noch eine wenig angenehme Anlehnung an feudale Verhältnisse. Die enge Beziehung der Stadt zur Burg kommt darin zum Ausdruck. Im übrigen bedeutete ja die feudale Gesellschaftsordnung, die nach dem allgemein angenommenen Begriffsystem des vorigen Jahrhunderts die „ständische" genannt wurde, entschieden eine Vorherrschaft der Landwirtschaft, wie denn ja auch im alten Rom jahrhundertelang die Landwirtschaft als die einzige anständige Betätigung eines freien Römers galt. Die Stadt aber hat den natürlichen Beruf, den Austausch aller hergestellten Güter zu vermitteln. Daher genießen in ihr die Leute, die am meisten in dieser Vermittlung tätig sind, die höchste Ehre. Die „Geschlechter" in den deutschen mittelalterlichen Städten, die dort im steten Krieg gegen die Zünfte die Aristokratie darstellen, waren durchweg Händlerfamilien. In diesem Sinne ist denn auch das Bürgertum zur Herrschaft gelangt und übt es seine Herrschaft aus. Es wird jetzt allgemein die Weltherrschaft des Händlertums, insbesondere des Geldhandels erstrebt. Das ist der Mammonismus in Reinkultur.

Aber diese bürgerliche Gesellschaft kann auch nicht das letzte Wort der Weltgeschichte sein, sie weist über sich hinaus auf die Arbeitsgesellschaft, in der weder die Herrschaft der feudalen Stände noch die des Geldes als Herrschaft aus eigenem Recht weiter besteht, sondern in der alle gleichermaßen der Gesamtheit dienen, jeder nach Maßgabe seiner Arbeit geehrt wird, aber niemand mehr unterhalb der „Gesellschaft" steht.

Das sind nun freilich Dinge, über die wir hier nicht aus-

führlich handeln können, weil darüber noch zuviel zu sagen wäre. Ich möchte nur solche Leser, die über diese Absage an die bürgerliche Gesellschaftsordnung entsetzt sein möchten, auf eine etwas wunderliche Sache aufmerksam machen. Ich meine auf die staatsrechtlichen Verhältnisse der Gesellschaftsordnung. Es gibt staatsrechtlich keine Gesellschaftsordnung. In Preußen und in vielen anderen Staaten ist das Bestehen einer Gesellschaftsordnung sogar verfassungswidrig. Das ist überall da der Fall, wo in der Verfassung der Satz steht, „alle Preußen (oder was es sonst für ein Land ist) sind vor dem Gesetz gleich". Die Gesellschaftsordnung stellt eine Ungleichheit fest, vermöge deren z. B. der Arbeitgeber ein erheblich höheres Ansehen genießt als der Arbeitnehmer. Das ist bei uns verfassungswidrig.

Allerdings hat im Deutschen Reich eine Gesellschaftsordnung bestanden; es ist aber niemals gesetzlich festgelegt worden, worin sie eigentlich bestünde. Sie ist eingeführt worden im Oktober des Jahres 1878 durch das Sozialistengesetz und ist im Jahre 1890 mit diesem wieder staatsrechtlich verschwunden. Das Sozialistengesetz sieht allerlei Unannehmlichkeiten vor für Leute, die bestrebt sind, „die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung umzustürzen". Das ist die einzige staatsrechtliche Anerkennung, die die Gesellschaftsordnung jemals gefunden hat.

Nein, Gesellschaftsordnung ist ein Begriff, der aus gelehrten Büchern allmählich ins Volk getragen worden ist. Ganz besonders kommen dafür wohl die Werke von Lorenz von Stein in Betracht. Und wenn man den Begriff näher betrachtet, so sagt er uns nur, daß alle demokratische Gleichmacherei vollkommen machtlos gewesen ist gegen die ungeheueren Ungleichheiten, die das Geld in unser Volksleben und in das Leben aller anderen Völker hineingebracht hat. Wir könnten staatlich durch die allerschönsten Grundrechte, Verfassungsparagraphen, Wahlberechtigung in Hinsicht auf Freiheit und Gleichheit soviel beschließen, wie wir wollen, das sind alles zweck- und ziellose Spielereien: die wirkliche lebendige Macht bleibt immer beim Gelde, bleibt immer in den Händen der Geldbesitzer. Das meint man mit dem Worte Gesellschafts-

ordnung, und das gilt uneingeschränkt für alle Republiken und in republikanischer Art regierte Staaten. Bei uns gilt es nicht ganz, weil Monarchie und Militarismus Hindernisse der Geldherrschaft sind, deren Beseitigung einstweilen noch nicht gelungen ist. Es wird aber mit bemerkenswertem Eifer daran gearbeitet, damit wir, wenn es gelänge, auch auf die Kulturhöhe der Franzosen, Engländer und Amerikaner kämen, d. h. willenlose Sklaven Mammons würden.

Ja, sollen wir nun aber wirklich denken, daß diese gesellschaftliche Gleichstellung des Arbeiterstandes mit den übrigen Ständen die Arbeitslust des Arbeiters so außerordentlich erhöhen wird, daß er mit seinem niedrigen Lohn zufrieden ist? Daß er nicht mehr danach strebt, durch irgendeinen Glücksfall aus diesem Arbeiterdasein herauszukommen?

In der Tat, ich bin dieser Meinung und bitte jedenfalls, sie nicht unbesehen als töricht abzutun. Wem sich Gelegenheit zu reicherer Betätigung und zu höherem Einkommen bietet, der wird natürlich in den meisten Fällen gern zugreifen, obwohl man doch auch da Beispiele hat, daß darauf einfach verzichtet wurde. Ich meine aber nur, derartige Hoffnungen werden nicht mehr das einzige sein, was dem Arbeiter das Leben überhaupt lebenswert macht. Das ist das Schlimme bei der Redewendung „freie Bahn dem Tüchtigen", die immer nur ein Wohlwollen von oben her für den Arbeiter bekundet. In der bürgerlichen Gesellschaftsordnung gibt es freie Bahn für jeden, der am kräftigsten seine Ellenbogen zu gebrauchen versteht, immer vorausgesetzt, daß er Geld hat; ohne Geld geht es nicht, oder doch nur auf einem Umwege. Es geht allenfalls, wenn er die Meinung zu erzeugen versteht, daß er die Kunst besäße, Geld zu vermehren. Dann hat er Kredit und damit läßt sich ebensoviel ausrichten wie mit Geld. Aber jeder, der etwa aus dem Arbeiterstand auf diese Weise vorwärtskommt, der ist ja eben aus dem Arbeiterstand heraus und gehört nun ohne weiteres zu denen, die der Arbeiterstand als seine Unterdrücker ansieht. Damit ist für die Gesundung des Arbeiterstandes nichts getan, vielmehr muß jedem, wie wir immer wieder sagen müssen, zur Gesundheit der Volkswirtschaft ein gesundes Leben und eine vernünftige Wirtschaftsführung ge-

währleistet werden und — die tüchtige Leistung seiner Arbeit muß ihm Ansehen und Ehre verschaffen, in dem Maße, daß er hinter keinem seiner Volksgenossen zurücksteht, daß niemand sich unangenehm berührt fühlt, wenn er an einer Gesellschaft teilnimmt, daß seine Tochter, wenn sie nur gut erzogen ist — und er hat die Möglichkeit sie gut zu erziehen — auch der höchstgestellten Familie als Schwiegertochter willkommen ist, wenn der Sohn sie sich ausgesucht hat, und daß die Laufbahn seines Sohnes mit dem Stande des Vaters überhaupt nichts zu tun hat, sondern ganz und gar nur durch dessen eigene Fähigkeiten bestimmt wird. Das ist die Arbeitsgesellschaft.

Und in der wird es sich zeigen, was jetzt durch das viele Drumunddran verhüllt, entstellt und in sein Gegenteil verkehrt ist, daß jeder seine Arbeit mit Lust und Liebe tut. Und erst dann sind wir zu natürlichen Verhältnissen zurückgekehrt. Schließlich tut doch jedes Lebewesen das, wozu es geschaffen ist, mit Lust und Liebe. Das ist ja doch sein Lebensinhalt. Der Mensch, der nicht Freude an seiner natürlichen Tätigkeit hätte, stünde nicht nur unter dem niedrigsten Tier, sondern wäre ein vollkommenes Naturwunder; und der einzig folgerichtige Abschluß seines Daseins wäre, daß er sich selbst schleunigst hinausbeförderte. Gesetzt, er hätte genügend zu essen und zu trinken, ausreichende Wohnung und Bequemlichkeit und täte nichts, arbeitete gar nichts, so würde doch das meiste, was von Kräften in ihm ist, nicht zur Verwendung gelangen und verkümmern! So etwas hält kein gesundes Lebewesen aus.

Der Mensch ist nun einmal dazu geboren, innerhalb einer großen Gesamtheit zu leben, mit Weib und Kind eine Zelle des großen Überwesens zu bilden, das man je nach der Auffassung Gesamtheit, Volkswirtschaft, Staat oder Reich nennt, für das sich vielleicht später der treffendere Name Volkswesen einführen wird. Und so ist für ihn die Arbeit für dieses Volkswesen und innerhalb dieses Volkswesens das natürliche, worauf er seiner ganzen Anlage nach hingewiesen wird.

Allerdings gehört zu seinem Zusammenhalt mit den übrigen Teilen des Volkswesens noch etwas anderes, was von ent-

scheidender Bedeutung ist. Die Einzelwesen gehen nicht gleichgültig nebeneinander her; jeder spielt eine Rolle im Geistes- und Seelenleben seiner Nächsten und auch der Ferneren. Sie wissen von ihm, sie müssen von ihm wissen und sie müssen ihn schätzen und ihm Wert beimessen. Ein jeder verlangt nach Anerkennung. Fehlt ihm eines von beiden, fehlt ihm die Arbeit oder fehlt ihm die Anerkennung, so ist er krank.

Innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung hat ihm die Arbeit recht oft gefehlt. Und wenn sie dann kam, die Gelegenheit zur Arbeit, dann wurde sie ihm dadurch vergällt, daß sie als Zwang kam und Überanstrengung von ihm verlangte. Und so kam es denn recht oft, daß er der Arbeit gegenüber zwischen Liebe und Haß schwankte. Was ihm aber in noch mehr Fällen fehlte, das war die Anerkennung. Der Lohnherr, das muß man sich abseits von allen Redensarten doch einmal vollständig klarmachen, hat ein starkes Geldinteresse daran, die Arbeit nicht ihrem vollen Werte nach anzuerkennen, denn so etwas bringt immer die Gefahr einer Lohnerhöhung mit sich. Die einem einzelnen gewährte Lohnerhöhung hat dann Konsequenzen, die nicht gleich absehbar sind, darum gebietet dem Lohnherrn sein eigenes Geldinteresse, mit der Anerkennung nach Möglichkeit zu kargen.

Aber das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Der überanstrengte Arbeiter mit seinem allzu geringen Lohn wird eben dieser selben Dinge wegen von anderen Leuten, auch von solchen, an deren Meinung ihm etwas liegt, gering geschätzt. Er ist eben ein armer Teufel, der es zu nichts bringen kann. Man muß sich vor dem Verkehr mit ihm in acht nehmen, er könnte einen verunehren, weil er nicht anständig genug angezogen ist, und am Ende borgt er einen gar noch an. Das ist ein Schicksal, das Hunderttausenden von Arbeitern wirklich beschieden ist und das Millionen von anderen tagtäglich zu besorgen haben, und zwar so, daß sie ganz ohne ihr Verschulden hineingeraten. Eine schlechte Konjunktur für ihren Arbeitszweig kann das ohne weiteres bringen.

Dann ist es kein Wunder, wenn die Liebe zur Arbeit gegen die unangenehmen Gefühle nicht aufkommen kann. Bei einem solchen Mann wird doch das ganze Denken geradezu

hingedrängt, zwei Dinge zu erstreben, die allein sein Leben erträglich gestalten können, das ist die Herabsetzung der Arbeitszeit, um die Überanstrengung zu meiden, und die Erhöhung des Lohnes, durch die er sich die fehlende Anerkennung der Leute erwerben könnte, um deren Meinung es ihm zu tun ist. Das ist die Quelle der vielgescholtenen Begehrlichkeit der Arbeiter. Bei vielen Hunderttausenden kommt dann noch wirkliche gelegentliche Arbeitslosigkeit hinzu, die schon nach kurzer Zeit jede geregelte Wirtschaftsführung über den Haufen wirft, ja es auf lange Zeit außerordentlich schwer macht, wieder mit der Wirtschaft in Ordnung zu kommen, wenn auch nachher wieder Arbeit gefunden ist. In früheren Zeiten waren die Gefahren noch sehr viel stärker, da jeder Unfall und jede längere Erkrankung die allergrößten Gefahren mit sich brachten. Diese Gefahren hat die starke Hand der preußisch-deutschen Monarchie gegen heftigen Widerstand sehr vieler Freiheitsfreunde im Reichstage kräftiglich beseitigt. Damit ist, wie wir schon wiederholt betonten, der Grad der deutschen Volksgesundheit erreicht worden, der es dem deutschen Volke ermöglichte, im Weltkriege der ganzen Welt gegenüber standzuhalten. Aber vollendet ist das Werk noch nicht. Solange die Möglichkeit der Arbeitslosigkeit bleibt, solange nicht vernünftige Wirtschaftsführung vollständig gewährleistet ist, bleibt immer noch etwas zu tun übrig. Ist das aber geschehen, dann sind alle natürlichen Vorbedingungen erfüllt, unter denen wir von den Menschen, gerade so wie sie jetzt sind, ohne daß sie irgendwie eine starke innerliche Besserung und Bekehrung durchmachen, das Maß von Arbeit mit Sicherheit erwarten können, das zum Weiterbestehen und zur Gesundheit unseres Volkswesens notwendig ist.

*

Also auch dazu bedarf es des Geldes nicht. Ja, wenn man es genau ansieht, dann ist eigentlich das Geld bisher das einzige Hindernis dafür, daß es nicht schon so gekommen ist.

Aber wenn wir doch nun einmal auf die Menschen so eingehen, wie sie sind, ohne sie irgendwie bessern und bekehren zu wollen, dann müssen wir doch auf darauf Rücksicht nehmen,

daß in diesen Menschen die Liebe zum Gelde und der Drang nach dem Gelde erfahrungsmäßig nicht nur vorhanden, sondern außerordentlich stark ist. Und wir haben ja im Laufe dieser Schrift in mancherlei Ausführungen darauf aufmerksam gemacht, wie stark dieser Drang wirkt und wieviel er wirtschaftlich Gutes erreicht. Ist es nun gerechtfertigt, das alles über Bord zu werfen? Alles was hier zuletzt entwickelt worden ist, das sind Zukunftshoffnungen; das könnte so sein, wenn das und das wäre! Wir müssen einstweilen abwarten, ob es wirklich so kommt. Die wirtschaftliche Schöpferkraft des Geldes aber steht uns allen vor Augen; sie ist unleugbar vorhanden, und wenn wir sie beseitigen, dann zerstören wir etwas, dessen Wirksamkeit erprobt ist, zugunsten von Neuschöpfungen, die erst noch erprobt werden sollen.

Was können wir darauf erwidern?

Nun, wir könnten zunächst sagen, wir hätten schon in unsren vorigen Darlegungen doch immer bewiesen, daß bei aller Anerkennung der nützlichen Wirkungen des Geldes doch die schädlichen zweifellos überwögen. Wir können ferner sagen, daß wir die Liebe des Menschen zum Gelde ganz und gar nicht etwa geleugnet haben, sondern daß wir sie recht ausreichend zu Worte kommen ließen. Wir haben freilich noch nicht gesprochen von der Freude am gemünzten Gold und Silber, die noch hier und da ihre sehr starke Wirksamkeit hat, aber deren Wirksamkeit doch im großen und ganzen schon in der Vergangenheit liegt. Immerhin ist es vielleicht gut, wenn wir zu ergründen suchen, was diese Freude eigentlich bedeutet. Vielleicht finden wir dabei den Schlüssel zu der seelischen Bedeutung des Geldes überhaupt.

Nun, das gemünzte Geld, wie wir es jetzt alle kennen und wie es auf der ganzen Erde allgemein geworden ist, geht unzweifelhaft geschichtlich sowohl wie begrifflich aus den Schmuckstücken hervor, an denen der Mensch wegen ihres äußeren Ansehens Freude hat. Am deutlichsten ist das etwa in der Geschichte der Völkerwanderung, wo der Schatz eines Königs eben eine Sammlung von Schmuckstücken war und man gelegentlich mit einzelnen Gliedern einer goldenen Kette bezahlte. Die Liebe zum Schmuck ist eine allgemein mensch-

liche Eigenschaft. Wie einer sich über sein schönes Haar, seine schönen Hände freut, so erregt auch allerlei in seinem erweiterten Selbst Freude in ihm. Und da er dieses erweiterte Selbst noch leichter umgestalten kann als seinen eignen Körper, so tut er das eben in der Richtung, die diese Freude steigern kann. Und wie er seine Geräte verziert oder in immer schöneren Formen herstellt, so umgibt er sich näher oder ferner mit Dingen, die schließlich gar keinen anderen Zweck haben als den, schön zu sein, das Auge und vielleicht noch den Tastsinn zu erfreuen.

Solche Dinge werden denn auch zu beliebten Geschenken. Und da es üblich ist, Geschenke durch andere Geschenke zu erwidern, so ergibt sich schon daraus ein zunächst vollständig freier Tauschverkehr. Ein anderer Tauschverkehr hat sich nebenbei schon notwendig in Gebrauchsgegenständen entwickelt, wobei es allmählich immer schwieriger wurde, daß gerade zwei solche zusammentrafen, die durch den Austausch einander gegenseitig helfen konnten. Da trat dann so ein Schmuckgegenstand, an dem jeder die gleiche Freude hatte, als natürlicher Vermittler ein. Man tauschte eine Getreidemenge, die man gerade nötig hatte, für die man selbst aber keinen eigentlichen Gebrauchsgegenstand geben konnte, der dem anderen ebenso nötig gewesen wäre, gegen ein goldenes Schmuckstück ein.

So läßt sich der Hergang am leichtesten begrifflich herstellen, geschichtlich hat sich das natürlich in mancherlei verschiedener Weise entwickelt. Aber die Wertschätzung der Schmuckgegenstände wird verschieden gewesen sein, und da lenkte sich wohl die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf seltene, besonders schöne Stoffe, die leicht unter der Hand anderer Künstler wieder andere Gestalten annehmen konnten. So kam Kupfer, Silber, Gold als Stoff zu Ehren, und wurde dann nach der Menge, also nach dem Gewicht, geschätzt. Diese Schätzung erleichterte dann der staatliche Prägestempel.

Die Liebe, die das Schmuckstück auf sich gezogen hatte, blieb schließlich auch dem gewogenen und dem geprägten Stoffe, aber sie hatte etwas von dem ursprünglichen Sondergepräge verloren. Ein Zwanzigmarkstück ist schließlich so lieb wie das andere, zumal wenn sie beide gleich gut glänzen.

Und so wird denn allmählich in den Gedanken, die die Liebe zum Goldstück begleiten, die Richtung auf alle die Dinge stärker, die man sich für dieses Geldstück eintauschen kann. Man muß da bedenken, daß diese Vorstellungen in ihrer Gesamtheit eine viel größere Annehmlichkeit bedeuten als schließlich der Besitz irgendeines wirklich für das Geldstück gekauften Dinges. In dem Augenblick, wo man denkt, man könnte sich das und das für dieses Geldstück kaufen, da hat man es im wachen Lebenstraum für einige Sekunden oder gar für längere Zeit wirklich und freut sich ebenso dran, als wenn es schon tatsächlicher Besitz wäre. Gleich darauf hat man aber ebenso wirklich ein anderes, das man doch nur statt des ersten für dies selbe Geldstück hätte kaufen können. Und so wandelt das Vorstellungsleben noch über viele andere Dinge hinweg, die es sich alle auf kurze Zeit zueignet, und zwar alle mit Hilfe dieses selben Geldstückes, zu dessen Wertschätzung nun alle diese Vorstellungen mitwirken.

Es ist für Erzähler eine beliebige Schilderung, was durch das Hirn eines Jungen geht, der sich mit seinem Marktgelde in der Tasche auf den Jahrmarkt begibt. Ihm gehört zunächst der ganze Markt, und das Geldstück ist der Zauberschlüssel dazu. Ähnlich wie dieser Junge betrachten wir schließlich alle die Welt. Und das erklärt unsere Liebe zum Gelde. Es ist merkwürdig, aber Tatsache, daß ein Sparkassenguthaben für solche Wanderungen der Phantasie keine ebenso starke Grundlage ergibt.

Beim Sparkassenbuch rechnet man mehr; da wägt man die Möglichkeiten mehr gegeneinander ab. Aber das Stück Geld, das man da in der Hand hat, das man jeden Augenblick, noch dazu, ehe es jemand sieht, der es nicht sehen soll, für dies oder das ausgeben kann, das erhöht den erträumten Besitz des Dinges durch ein lebhaftes Machtgefühl, das uns sagt, „das kann ich im Augenblick haben, wenn ich es will, und Rücksicht zu nehmen brauche ich dabei auf keinen Menschen, in dieser Hinsicht macht mich dieses Stück Geld allmächtig". Daher denn der fürchterliche Gefühlssturz des kleinen Fritz Reuter, der am Baumkuchen „für einen Groschen von das" verlangt und dann durch das Donnerwort niedergeschmettert

wird, „für einen Groschen wird von das nicht verkauft". Da war er von der Höhe seines Machtbewußtseins ins niedrigste Alltagsleben bis zum „Lockstuten" hinabgeschleudert.

Wir können also, wenn wir die Freude an schönen Gegenständen mit zur Genußsucht rechnen, sagen, daß sich in dem Geldstück Genußsucht und Machtgefühl verkörpern, beides zunächst harmlose, aber bei Steigerungsmöglichkeit doch nicht ganz ungefährliche Eigenschaften. Und bei Anhäufung der Geldstücke tritt denn doch eine starke Steigerung ein. Die Genüsse, die einem zu Gebote stehen, werden immer zahlreicher und mannigfaltiger; und wir sahen schon, daß das Machtgefühl immer den Gedanken an Verwendungsmöglichkeiten vervielfältigt. Und dieses Machtgefühl hört auf harmlos zu sein, sobald es sich nicht mehr lediglich auf den Erwerb von Gegenständen richtet, sondern sobald wir merken, daß wir uns mit diesen Geldstücken auch einige unserer Mitmenschen dienstbar machen, also zur Herrschaft über sie gelangen können. Trotz allen Silbers und Goldes und trotz aller Edelsteine ist und bleibt der Mensch das kostbarste Ding auf Erden, sobald wir überhaupt anfangen, ihn als Ding zu betrachten; und gerade dazu gelangen wir durch das Machtgefühl, das sich im Gelde verkörpert. Die Sklaverei hat gewiß geschichtlich einen anderen Ursprung. Wenn, wie neuere Ausgrabungen beweisen, die Menschen vor mehr als hunderttausend Jahren schon einander gegenseitig verspeist haben, so wird sich ihnen auch wohl gelegentlich die Tatsache aufgedrängt haben, daß man einen Kriegsgefangenen in seiner Arbeit noch besser ausnutzen kann, als wenn man sein Fleisch für einen Festbraten verwendet. Aber wenn nun einmal Menschen zu den Besitzstücken gehörten, so konnte man sie eben auch für Geld kaufen.

Und doch ist das nicht eigentlich die Quelle der Geldmacht. Sie beruht vielmehr auf der Unzulänglichkeit des Geldes. Weil niemals Geld genug da ist, darum gewinnt der Geldbesitzer noch größere Macht als ihm eigentlich nach der natürlichen Kraft des Geldes zustünde. Wir müssen da nun unser eigenes Denken nicht, wie wir das gewöhnt sind, durch eine auswendig gelernte Redensart totschlagen lassen, wie hier etwa durch das bekannte Wirtschaftsgesetz von Angebot und

Nachfrage. Denn für uns würde sich daraus hier die Notwendigkeit ergeben, streng seelenkundlich zu untersuchen, was Nachfrage und was Angebot eigentlich ist, inwieweit sie natürlichen Verhältnissen entspringen und inwieweit sie aus seelischen Nebenwirkungen hervorgehen, zu denen Angst, Panik, Sorgsamkeit, Verschwendung, Schwindel und Mache gehören. Das ginge für unsere gegenwärtigen Zwecke viel zu weit. Wir machen uns also die Sache an einfachsten beliebigen Beispielen klar.

Ein Landmann braucht irgend etwas, was ein Handwerker in der Stadt zu verkaufen hat. Er hat aber keinen Bedarf nach den Erzeugnissen der Landwirtschaft, sondern will Geld haben. Der Landwirt hat keines und kann es für seine Erzeugnisse nicht so schnell herbeischaffen, wie er das Gerät haben will. Da findet sich denn einer, der Geld liegen hat, ohne augenblicklich sich etwas kaufen zu wollen, der leiht ihm das Geld. Später, wenn der Landwirt seine Erzeugnisse verkauft hat, gibt er es wieder. So geschieht das, wenn Landwirt und Geldbesitzer gute Freunde sind, oder so geschah es in grauen Vorzeiten, über die wir geschäftskundigen Leute lächeln. Übrigens ist es Tatsache, daß es in vielen Kreisen noch heute so geschieht. Aber die Regel ist es längst nicht mehr, war es auch vor Jahrtausenden nicht mehr. Der Landwirt brauchte ja den Geldbesitzer notwendig, so fühlte der Geldbesitzer seine Macht über ihn und wußte ihn sich dienstbar zu machen. Nicht gleich mit Haut und Haaren wie einen Sklaven, sondern so, daß er sich einen vorläufig winzigen Teil seines Arbeitsertrages als Herrschaftstribut auszahlen ließ. Und so entstanden die Zinsen.

Dies ist die Urerscheinung, die sich in allen Entwicklungsstufen immer wiederholt, außerordentlich vermannigfaltigt, aber niemals diesen Grundcharakter verleugnet. Eine allen gleichwerte Tauschware zur Vermittlung des Gütertauschverkehrs, die immer in unzureichender Menge vorhanden ist und dadurch die, die sich irgendwie in ihren Besitz zu setzen gewußt haben, zu Herren aller derer macht, die gerade eines Austausches zur Weiterführung ihrer Wirtschaft dringend bedürfen. Und das sind bei höherer Entwicklung der Wirt-

schaftsformen immer mehr Menschen. Wir sind längst soweit gekommen, daß wir es fast alle sind. Gelingt es, andere Formen des Austausches zu finden, wie wir es durch die Buchführung der Volkswirtschaft vorschlagen, bedürfen wir keiner Austauschware mehr, weil wir alles durch gegenseitige Verrechnung zu regeln wissen, so ist dieses Machtmittel der Menschenbeherrschung und Knechtung vollständig beseitigt. Und erst wenn es so wäre, wären wir wirklich frei.

Es wird soviel von Herrschsucht gesprochen. Man sucht sie bei den Fürsten, beim Junkertum, bei der Bureaukratie; aber da, wo sie am stärksten vorhanden ist, da ist man blind gegen sie. Nirgends ist die Herrschsucht so stark wie beim Geldbesitz; denn je größer der Besitz wird, je mehr Geld sich bei einem einzelnen anhäuft, um so mehr verschiebt sich das Verhältnis zwischen Genußsucht und Herrschsucht, die sich ja zusammen in dem Gelde verkörpern. Die Genußfähigkeit kann gewiß ins ungeheuere gesteigert werden, aber ihre Grenzen hat sie doch schließlich. Ein Milliardär kann auch durch die allerhöchste Genußsucht, die menschenmöglich ist, seine Einkünfte nicht bewältigen. Darum müssen sich mit Naturnotwendigkeit seine Wünsche weiter richten auf Ausdehnung seiner Herrschaft über seine Mitmenschen.

Wir sehen jetzt durch seelische Notwendigkeit begründet, daß der Geldherr der geborene Eroberer ist. Und in dieser Eroberungssucht ist er selbst machtloser Sklave seines eigenen Geldes. Sein Geld drängt nach Anlage, d. h. er muß seinen eignen Wirtschaftskörper immer weiter ausdehnen, und da das doch schließlich nicht so ohne weiteres möglich ist, so muß er in immer neue Wirtschaftskörper einzudringen und sich zum Mitbesitzer zu machen suchen, wozu ja Hypotheken, Prioritäten und Aktienkäufe die bekanntesten, aber nicht die einzigsten Mittel sind. Diese Mittel bis ins einzelne zu verfolgen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Wir haben hier nur die seelischen Grundlagen des Mammonismus klarzulegen, also uns darüber klar zu werden, daß diese Austauschware Genußsucht und Herrschsucht verkörpert und durch die Rückwirkung auf unser Seelenleben diese beiden Triebe ganz außerordentlich verstärkt, und zwar so, daß je länger je mehr die Herrsch-

sucht dabei die Übergewalt gewinnt. Damit ist die geradlinige Entwicklung zum mammonistischen Wirtschaftssystem gegeben. Wie diese mammonistische Herrschaft ausgeübt wird, das haben wir im Laufe unserer Betrachtungen schon an verschiedenen Orten gesehen, sie führt zum beständigen, ruhelosen, rücksichts- und erbarmungslosen Kampf aller gegen alle und dann noch ganz besonders immer der Mächtigeren gegen die Mindermächtigen, und somit schließlich unabweichlich zur Knechtung der ungeheueren Mehrheit durch eine Minderheit, die aber eben dadurch selbst immer tiefer in die Geldknechtschaft hineingerät.

*

Eine der treibenden Kräfte haben wir hier noch nicht berücksichtigt, auf die wir in unserer früheren Darstellung vielfach hingewiesen haben. Sie ist aber nicht so leicht zu fassen, wie die beiden, die wir schon besprochen haben, wie Genußsucht und Herrschsucht, die verhältnismäßig einfache Seelenrichtungen sind. Die dritte Kraft ist der Spieltrieb oder vielmehr eine besondere Gestaltung des Spieltriebes, die nicht mehr eine einfache seelische Grundrichtung, sondern eine recht verwickelte Gestaltung darstellt. Aber wie sehr diese Kraft jetzt in Betracht kommt, das zeigt sich an dem beliebtesten Schlagwort, mit dem die bisherige Wirtschaftsweise jetzt bezeichnet wird, in dem Schlagwort vom „freien Spiel der Kräfte".

Das Wort Spiel bezeichnet Betätigungen, die im Lebensglück des Menschen eine sehr hohe Stelle einnehmen. Es hat wohl mancher den Ausspruch gehört oder auch selbst getan, der glücklichste Mensch ist eigentlich das spielende Kind.

Was spielt das Kind und was bedeutet ihm das Spiel? Es bedeutet freie Betätigung aller Kräfte und Anlagen, die in dem Kinde vorhanden sind und wachsen und sich entwickeln wollen. Darum kann man am Spiel am besten beobachten, wie ein Kind mit seiner Weltbetrachtung und Willensgestaltung allmählich in die Welt hineinwächst. Was es sich in Gedanken von der Welt schon angeeignet hat und wie es selber auf

diese Welt und in dieser Welt wirken möchte, das zeigt sich im Spiel, aber vollkommen frei, harmlos, ohne Nebengedanken, ja vollkommen unbeabsichtigt. Deswegen können wir Begabung und Charakter des Kindes am besten erkennen, soweit das überhaupt möglich ist, wenn wir es aufmerksam und ausreichend beim Spiel beobachten.

Das muß in einigem Maße doch auch vom Spiele des Erwachsenen gelten. Was spielt der Erwachsene? Nun, jetzt fast ausschließlich Karten. Und was bedeutet das Kartenspiel? Worin besteht der Reiz, der die Menschen veranlaßt, stundenlang Skat zu dreschen? Oder vielleicht fangen wir mit einem Spiele an, das für edler gilt. Warum spielen die Erwachsenen Schach? Je nun, um ihre Geisteskräfte gegen Widerstand zu betätigen, sich dadurch ihrer bewußt zu werden und sich an ihnen zu erfreuen, so wie es die Knaben mit den Körperkräften beim Ringen machen. Und wie es bei dem körperlichen Ringen bestimmte Gesetze gibt, die genau innegehalten werden müssen, so hat man für das geistige Ringen auf dem Schachbrett auch Gesetze festgestellt, die von beiden Spielern unverbrüchlich gehalten werden und die dann wirklich ein für beide Teile außerordentlich erfreuliches Ringen ermöglichen; denn jede unvermutet starke Geistesbetätigung des Gegners gibt einem selbst wieder Anlaß und Gelegenheit, die eigenen Kräfte noch höher anzuspannen. Und selbst wenn man unterliegt, regt sich neben dem Ärger über die Niederlage doch die Mitfreude an dieser oder jener glänzenden Betätigung des gegnerischen Geistes. Das ist also eine wunderschöne gegenseitige geistige Förderung. Und als das Schönste beim Schachspiel gilt allgemein, daß so gar nichts daran Glücksache ist. Selbst der ganz geringfügige Vorteil des ersten Zuges wird dadurch ausgeglichen, daß der erste Zug bei jeder Partie wechselt. Man kann nur gewinnen, wenn man klüger spielt als der Gegner oder wenn der Gegner größere Dummheiten macht als man selber. In beiden Fällen hat aber der Sieger in diesem Spiel die größere Geistesstärke betätigt.

So geht es beim Schachspiel her, und dadurch befriedigt das Schachspiel an und für sich vollkommen. Es ist so gut wie nirgends üblich, Schach um Geld zu spielen. Natürlich

sind da die berufsmäßigen Schachspieler ausgenommen, deren Berechtigung wieder darin besteht, daß sie das Schachdenken über das dem gewöhnlichen Menschen mögliche Maß hinausfördern und dadurch, gerade weil sie ihre Spiele meist in größter Öffentlichkeit vollbringen, die allgemeine Schacheinsicht fördern und die Spielstärke der gewöhnlichen Sterblichen erhöhen. Aber Berufsschachspieler gibt es wenig, Schachspieler recht viele, die niemals beim Spielen an irgendeinen Geldgewinn denken.

Wie ist das nun beim Skat? Ja nun, eine geistige Betätigung ist es entschieden auch. Eben so leicht, ja leichter als beim Schach, unterscheidet man die guten, die mittelmäßigen und die schlechten Spieler. Aber es kommt doch nicht mehr allein auf Geistestüchtigkeit an; es ist dafür gesorgt, daß der blinde Zufall auch seinen Teil an der Entscheidung hat. Und dazu gehört denn als notwendige Ergänzung, daß das Spiel nicht wie das Schachspiel rein um seiner selbst willen gespielt wird, sondern um irgendwelcher Vorteile willen, die daraus für den Gewinner entstehen und die zugleich Nachteile des Verlierenden sind. Ein Skat, der nicht um Geld oder wenigstens um Bier oder um Kaffee gespielt würde, hätte gar keinen Reiz, ein greifbarer materieller Gewinn muß immer da sein. Was uns also zum Skatspielen bringt, ist eine Art Verschmelzung von Spieltrieb und Erwerbstrieb. Und zwar betätigt sich das Spielen hier genau so wie im Schach als Kampf. Beim Schachspiel ist es ein vollkommen friedlicher Kampf, wie der Ringkampf zwischen Knaben, also ganz wie das Kinderspiel überhaupt eine Betätigung, die ihren Zweck nur in sich selbst und in keiner Weise außer sich findet. Das Skatspiel aber bringt dem Sieger eine Einnahme, einen Erwerb. Und zwar eine solche Einnahme, einen solchen Erwerb, den er dem Mitspieler im Kampfe abnimmt. Die Volkswirtschaft ist bei dieser Art des Erwerbs in keiner Weise beteiligt, was der eine gewinnt, verliert der andere. Weder beim Zusammenzählen des Volksvermögens noch bei dem des Volkseinkommens wird durch das Ergebnis des Skatspiels irgend etwas geändert. Das Skatspiel ist also nur denkbar als Vergnügung solcher Leute, die gewöhnt sind, durch ihre Betätigung ihren Neben-

menschen das Geld abzunehmen, für die das Vergnügen aufhört Vergnügen zu sein, wenn dieser Vorteil, der mit Benachteiligung des Nächsten gleichbedeutend ist, wegfällt.

Ältere Formen des Spieles zeigen diesen Kampfcharakter noch deutlicher. Und das tritt um so klarer hervor, je mehr nach den Spielregeln der Zufall über die geistige Betätigung die Oberhand gewinnt. Bei einem der ältesten Spiele, die wir kennen, beim Würfelspiel, hat die geistige Betätigung schon gar nichts mehr zu sagen, kann also auch bei dem Spielenden keinerlei Freude erregen. Die ganze Freude an diesem Spiel besteht also nur darin, seinen Nebenmenschen Geld abzunehmen. Im Grundcharakter dem Würfelspiel ähnlich sind zahlreiche andere Spiele, von denen ich hier nur das Lotteriespiel und das Roulettespiel hervorheben möchte. Da ist es sehr bemerkenswert, wie die Menschen es zeigen, daß sie sich eigentlich dieser mangelnden geistigen Betätigung schämen. Sie versuchen immer wieder etwas derartiges hineinzubringen, wo sich dann die einen durch langjährige Beobachtung unfehlbare Systeme erdenken, wie man beim Roulettespielen gewinnen müsse, während andere durch geheimnisvolle Zahlenbetrachtungen dahinter kommen, welche Losnummern man zu bestimmten Zeiten kaufen müsse, um sicher einen hohen Gewinn davonzutragen. Es kommt ja auch vor, daß solch ein Systematiker einmal gewinnt, aber meistens bleibt ihm die reine Freude an seiner geistigen Betätigung, die nicht durch irgendeinen Gewinn ins Materielle, also hinabgezogen wird. Aber alle Spieler ohne Ausnahme beherrscht der Wunsch, den Mitmenschen zu nehmen, um selber etwas zu bekommen. Und je mehr man hoffen kann im günstigsten Falle zu bekommen, um so stärker wird die Spiellust angereizt. Es ist nackte und unverfälschte Vorteilssucht, die sich in dieser Art des Spieles betätigt. Wenn die einmal ausstürbe, gäbe es keins dieser Spiele mehr, und man müßte sich mit dem Schach begnügen.

Wie furchtbar aber der Spieltrieb wirkt, das hören wir aus allen Spielergeschichten. Gewinn so gut wie Verlust bewirken ein rasendes Steigen der Spielleidenschaft. Hier zeigt sich auf das deutlichste die Wirkung des Geldes auf die Gewinnsucht. Es gilt als eine Tat der Selbstüberwindung, wenn

jemand mitten im Gewinn auf einmal zu spielen aufhört. Und alle Spielbanken beruhen darauf, daß das nur in einer verschwindend geringen Anzahl von Fällen geschieht, so daß die Spielbank ziemlich sicher ist, jeden noch so hohen Gewinn, den sie irgendeinem Spieler auszahlen muß, im vollen Umfange wieder zu bekommen, ja, daß sie überhaupt damit rechnen kann, den größeren Teil alles Geldes, mit dem man gegen sie zu Felde zieht, selber zu gewinnen, obwohl sie ja anscheinend nur innerhalb bescheidener Grenzen sich selbst an dem Spiel beteiligt. Zeitungen und Romane geben uns herzerschütternde Schilderungen von den Schicksalen, die durch diese Gewinnsucht über die Menschen hereingebrochen sind. Alle diese Schicksale sind Wirkungen des Geldes, sind also dem Mammonismus in Rechnung zu stellen.

Ja, aber das sind doch Auswüchse des Geldwesens, die in großen zivilisierten Staaten überhaupt nicht mehr gebilligt werden. Alle Kulturstaaten haben doch die Spielbanken abgeschafft; und nur eben in kleinen selbständigen Staatswesen, wohin die Macht der großen Staaten nicht reicht, kann sich derartiges noch halten.

In der Tat? Die Macht der europäischen Kulturstaaten sollte nicht soweit reichen, um die Spielbank in Monaco zu verbieten? Das wäre wirklich eine scherzhafte Annahme. Nein, die Kulturstaaten scheuen sich nur vor der Verantwortung, derartiges in ihrem Inneren zu dulden. Sie sind aber offenbar heil froh darüber, wenn ein gefälliger Kleinstaat die Verantwortung dafür auf sich nimmt, die denn allerdings ja auch sehr gut bezahlt wird.

Im übrigen zeigt sich die Spielleidenschaft nicht nur am Roulettetisch, sondern in wer weiß wie vielen anderen Formen. Sie kann niemals ausgerottet werden, solange es noch Geld gibt. Denn so lange hilft kein Verbot etwas. Nur innerhalb der militaristischen Volkswirtschaft, in der jede Zahlung staatlich gebucht werden muß, nicht nur um gültig zu sein, sondern weil sie überhaupt in keiner anderen Weise erfolgen kann, da hat man es in der Hand, wenn man will, alle diese Spiele zu beseitigen.

Einstweilen begünstigt ja aber der Staat noch selber das

Glücksspiel, wenn auch in der harmlosesten Form, die es gibt. Allerdings erregt er dadurch große Entrüstung sowohl bei anderen Menschen, die sich auf ihre Moral etwas zugute tun, wie auch besonders bei den Börsenblättern. Und wenn die versichern, daß es ein Laster sei, Geld durch Spiel zu verdienen, dann darf man es ihnen wohl glauben. Sie wissen darüber am besten Bescheid. Uns anderen aber will es scheinen, als ob alle diese Dinge vom Skatspiel über staatliches Lotteriespiel bis zum menschenverschlingenden Strudel von Monaco verhältnismäßig harmlose Dinge seien gegenüber einer Volkswirtschaft, ja einer Weltwirtschaft, in der die allgemeine Spielleidenschaft als wirtschaftsordnender Regulator dient und gepriesen wird, wo das „freie Spiel der Kräfte" letzten Endes durch das Börsenspiel geleitet und reguliert wird.

Ja, das halten wir nun alle für so selbstverständlich, daß man gar nicht begreift, wie jemand es wagen kann, ein Wort dagegen zu sagen. Das ist nun einmal so, das muß so sein; das weiß doch jeder Mensch, der sich irgendwie im Geschäftsleben umgesehen hat.

Nun, wir haben uns hier schon gemeinsam umgesehen und müssen zugeben, daß dieses allgemeine Hasardspiel eine natürliche Entwicklungsstufe der mammonistischen Volkswirtschaft ist, ja daß es vielleicht deren endgültige Einrichtung darstellt. Wir aber haben gefunden, daß außerdem eine militaristische Volkswirtschaft möglich ist, in der man nicht den einzelnen und sein Bestreben, den Nächsten zu übervorteilen, vergöttert, sondern in der man von jedem einzelnen verlangt, daß er sich immer dessen bewußt bleibe, ein Teil des ganzen Volkes zu sein, sein Vermögen, und zwar nicht nur das, was man gemeinhin so nennt, wo man nur den äußeren Besitz darunter versteht, der ihm anhaftet, sondern all sein Können, alle seine körperliche und seelische Begabung und deren Ausbildung und Entwicklung ungezählten Millionen von Ahnen zu verdanken, die es ihm nicht nur für sein eigenes Selbst, sondern für die Gesamtheit gegeben haben, und daß er sich daher mit all seinem Vermögen in erster Linie in den Dienst der Gesamtheit zu stellen habe.

Aber wir geben gern zu, für jeden, der innerhalb der

mammonistischen Volkswirtschaft lebt, ist es durchaus unmöglich, diesem sittlichen Gebot zu folgen, wenn man es auch noch so entschieden anerkennt. Der einzelne ist da vollständig machtlos, er wird, wenn er sich nicht fügt, als Minderwertiger im Kampf ums Dasein niedergetreten und beseitigt. Aber diese einzelnen, die dieses Gebot nicht nur als Lehrmeinung anerkennen, sondern auch zu befolgen suchen, sind immer nur in verschwindender Minderheit da. Die ungeheuere Mehrzahl wird in Fesseln geschlagen durch den Zauber des Geldes.

*

Welche Freude ist es, nicht sein ganzes Einkommen zu verbrauchen, sondern sparen zu können! Solange man es so macht, wie es dereinst unsere Altvordern taten, manche Leute, namentlich auf dem Lande, aber gelegentlich auch in der Stadt auch noch tun, wenn man die blanken Geldstücke im Strumpf oder im Schrank aufbewahrt und von Zeit zu Zeit durchzählt, dann hat man das herrliche Gefühl, wie das Kind beim Jahrmarktgroschen. Das ist aber jetzt veraltet, und man wird nicht nur im Weltkriege, wo die Sache einen anderen Zweck hat, sondern auch sonst in seinem eigenen Interesse vermahnt, das Geld auf die Sparkasse zu bringen, allwo es — Zinsen bringt.

Was heißt das nun „Zinsen bringt"? Das heißt, es ist schon in den Strudel des Wirtschaftslebens hineingerissen, allerdings bei einer soliden Sparkasse noch an einer recht ungefährlichen Stelle. Mitunter, freilich sehr sehr selten, zeigt sich jedoch auch dort die Gefahr; dann kommt ein Ansturm auf die Sparkasse, der es dabei aber meistens besser geht als der Leipziger Bank: sie findet gefällige Banken, die ihr aushelfen. Also eine leichte Gefährdung ist doch auch schon dort vorhanden, ohne die gibt es in der mammonistischen Wirtschaft keine Kapitalanlage!

Denn die Sparkasse kann natürlich die Zinsen nur deswegen zahlen, weil sie sich mit dem gesamten ihr anvertrauten Kapital an der ganzen Kapitalbewegung der Volkswirtschaft beteiligt, also in irgendeiner Form Geld ausleiht, das ihr einen

wenig höheren Ertrag bringt, als sie selber den Einzahlern wiedergibt. Dies ausgeliehene Geld wird aber letzten Endes dazu verwendet, vorhandene Betriebe zu erweitern oder neue Betriebe zu gründen. Es wird also bei diesem ganzen Geschäftsbetrieb vorausgesetzt, daß diese beiden Dinge regelmäßig in sehr großem Maße notwendig wären. Das würde nicht entfernt in diesem Maße der Fall sein, wenn nicht andere Betriebe oder Geschäfte zurückgingen und etliche sogar bankerott machten. Wer nun sein Erspartes gerade dort angelegt hatte, der ist es ganz oder zum großen Teile los. Das ist eben wieder die andere Seite der Kapitalanlage. Und darüber, ob das Kapital den einen oder den anderen Weg geht, entscheidet im allgemeinen ein blindes Ungefähr, das man allerdings mit dem besser klingenden Fremdwort Konjunktur bezeichnet. Der kluge Geschäftsmann, heißt es freilich, soll die Konjunktur voraussehen; hier und da ist das wirklich möglich, aber immer nur innerhalb bestimmter, sehr eng gezogener Grenzen. Im übrigen ist die Konjunktur so unsicher wie die Aussicht eines Lotterieloses, mit einem Gewinn gezogen zu werden.

Das trifft allerdings auf den kleinen Sparer, der bei seiner Sparkasse bleibt, nicht zu, aber wohl auf jeden, der sich mit diesen geringen Zinsen nicht begnügt, sondern sein Geld besser „arbeiten" lassen will. Aber auch der kleine Sparer der Sparkasse ist mit seinem Kapital am Wirtschaftsleben beteiligt, und alle Vorwürfe, die etwa von sozialdemokratischer Seite gegen den bösen Kapitalismus erhoben werden, treffen ihn mit. Ja ihn viel mehr und eigentlicher und richtiger als den, gegen den sie gewohnheitsmäßig gerichtet werden. Wenn die Sozialdemokraten über den bösen Kapitalisten schelten, so denken sie niemals an diesen kleinen Sparer, sondern an den Fabrikbesitzer, mit dem sie die Lohnkämpfe und die Kämpfe um die Arbeitsdauer und über noch manche andere Dinge auszukämpfen haben, die der Fabrikherr mit seinem Gelde bezahlen muß.

Der Fabrikherr arbeitet aber nur in den seltensten Fällen ganz und gar nur mit eigenem Gelde. Er hat vielleicht Geld von einer Bank aufgenommen, das entstammt auch kleinen

Sparern d. h. es sind auch größere darunter —, die es bei der Bank angelegt haben. Er hat höchstwahrscheinlich Hypotheken auf seinen Grundstücken und die haben ihm vielleicht unmittelbar, vielleicht mittelbar die Sparkassen gegeben. Bei allem, was er nun alljährlich mit Hilfe seiner Arbeiter und aller seiner Maschinen und Geräte erarbeitet, muß er in erster Linie die Vorzugsansprüche der Leute bezahlen, die ihm diese Gelder vorgestreckt haben, die also, wenn man die Dinge nicht durch die vorschriftsmäßige juristische oder nationalökonomische Brille ansieht, bevorrechtete aber verantwortungslose Mitbesitzer seines Betriebes sind. Bevorrechtet, denn was sie zu bekommen haben, geht allem anderen vor. Und es ist nicht nur so, daß er etwa den ganzen Ertrag zu opfern hätte, wenn es das Unglück will, sondern er muß die Hypothekenzinsen und andere Zinsen auch bezahlen, wenn überhaupt kein Ertrag da ist. Also eine hervorragend schlechte Konjunktur hat er allein zu tragen. Wenn ihm dann wieder bei steigender Konjunktur die Arbeiter mit Streikdrohung eine Lohnerhöhung abtrotzen, so ist er ganz und gar nicht imstande, das auch nur teilweise von sich dadurch abzuwälzen, daß er den Zinsbetrag für seine Hypothek oder andere Schulden herabsetzt. Ja, er hat eher zu befürchten, daß bei seiner ungünstigeren Lage das ihm geliehene Kapital nicht mehr als so sicher gilt, wie vorher, daß es ihm gekündigt wird und er in die Notlage versetzt wird, sich neues Kapital zu verschaffen, was vielfach auch mit Sondervorteilen für die Geldbesitzer oder Geldvermittler verbunden ist, die man im Verhältnis zum Schuldner Damno nennt, und daß ihm höhere Zinsen abverlangt werden. In vielen Fällen geht dann die Sache ganz schief, und dann geht der von den Sozialdemokraten bekämpfte Kapitalist als armer Mann von dannen und die eigentlichen Kapitalisten, d. h. die das Geld vorgestreckt haben, nehmen das Ganze in Besitz. Schon daran sieht man, daß sie die Höherstehenden und die eigentlich erbarmungslosen Kapitalisten sind, während der jetzt immer bekämpfte Kapitalist in mancher Hinsicht dem eigentlichen Kapitalisten gegenüber mehr zur Arbeiterschaft zu rechnen ist. Sehr viele dieser von den Arbeitern bekämpften Kapitalisten fühlen sich im Grunde ihres

Herzens nur als Angestellte, in schlimmen Stunden sagen sie ja wohl gar Sklaven, ihrer Gläubiger.

Es ist merkwürdig, daß in der sozialdemokratischen Agitation auf diese Seite der Sache eigentlich sehr selten eingegangen wird. Wir sprachen schon früher von dem Doppelbegriff des Wortes Kapital. Ursprünglich bedeutet es nur die geliehene Geldsumme im Unterschiede von den Zinsen, die dafür zu zahlen sind. Dann aber benennt man damit, hauptsächlich seit Marx, aber nicht erst nach ihm, den gesamten Wirtschaftskörper eines Betriebes mit Ausschluß der darin beschäftigten Menschen. Alles Schlimme aber, was Marx aus dem Begriff des Kapitals herausdeduziert, ergibt sich nur daraus, daß der Charakter des dargeliehenen Kapitals als einer Geldsumme, die verzinst sein will, auf den ganzen Wirtschaftskörper des Betriebes ausgedehnt wird, was man etwa so ausdrücken könnte: Man nimmt an, daß der Wertbetrag des Betriebskörpers, der über die Summe der dargeliehenen Kapitalien hinausgeht, vom Besitzer selbst dargeliehen ist, der denn auch nach allgemein herrschender Ansicht für sein „hineingestecktes Geld" die Verzinsung zu beanspruchen hat.

Im günstigsten Falle gelingt es ja nun dem Betriebsbesitzer, die geschuldeten Kapitalien allmählich abzustoßen und dann stünde nunmehr der Betrieb frei da, und er selbst stünde den Arbeitern als freier Mann gegenüber, wenn nicht auch da der Kapitalsgedanke herrschend bliebe. Denn nunmehr betrachtet er sich als Besitzer der Hypothek und des Betrages, der früher die Bankeinlage ausmachte, und verlangt für sich selbst dieselbe Verzinsung, die er vorher den anderen Kapitalbesitzern zahlen mußte. Aber dieser günstigste Fall ist auch ein sehr seltener Ausnahmefall, die Regel bleibt die dauernde vollständige Abhängigkeit vom dargeliehenen Kapital und damit auch vom ganzen Kapitalmarkt.

Wir machten ja schon früher darauf aufmerksam, das Kapital — aber nun nicht etwa der Betriebskörper, sondern das dargeliehene hineingesteckte Geldkapital — ist unruhig und wanderlustig, es verweilt nicht gern allzu lange auf derselben Stelle, es verlangt Bewegung, leider fast immer auf Kosten dessen, den es verläßt, oder dessen, zu dem es geht. Und so

kann man ohne Übertreibung sagen, daß die ganze Industrie und das ganze Geschäftsleben sich in schwerer Dienstbarkeit gegenüber dem dargeliehenen, zinsenheischenden und meistens zur Unzeit wieder abgeforderten Geldkapital steht. Und wenn in der sozialdemokratischen Agitation soviel von Blutsaugern gesprochen worden ist, so müßten sich damit viel eher die Besitzer des Geldkapitals bis zum kleinsten Sparer hinunter gemeint fühlen als die Leiter und ersten Arbeiter der größeren und kleineren Betriebe.

Aber man hat ja noch andere Mittel gefunden, die die Herrschaft des Geldbesitzes über die Betriebe noch unmittelbarer und entschiedener machen. Man hat, fast als ob man Marxens Vorschlag, die Beseitigung des Privateigentums an Produktionsmitteln, im kleinen Maßstabe verwirklichen wollte, die größeren und viele der größten Betriebe tatsächlich ihres Besitzers beraubt und unmittelbar das eingezahlte Kapital, das also sonst als ein dem Betrieb gewährtes Darlehen aufgefaßt wurde, zum Besitzer des Betriebes gemacht. Das ist in der Form der Aktiengesellschaft geschehen. Da hat man dann alle menschlichen Beziehungen zwischen dem Betriebsbesitzer auf der einen Seite, den Angestellten und den Arbeitern auf der anderen Seite, vollständig beseitigt. Ein Industriefürst kann ein Herz für seine Arbeiter haben, und er hat es in vielen Fällen tatsächlich. Eine Aktiengesellschaft aber hat kein Herz, weder für die Arbeiter noch für sonst jemand. Sie hat nur ein Aktienkapital, das Dividenden bringen muß. Also die gefühlloseste Art der Herrschaft, die jemals über Menschenschicksalen gewaltet hat, der nackte Mammon. Hier können gar keine Gefühlswerte mehr in Betracht kommen, der Betrieb ist von einem beseelten Wesen zu einer Maschine hinabgesunken.

Nun stellt sich freilich in der Praxis die Sache nicht ganz so schlimm heraus, als man es nach der begrifflichen Darlegung annehmen sollte. Der Generaldirektor ist schließlich ein Mensch, der denn doch meistens ein Herz mitbringt, vielfach sogar auch für die Arbeiter. In solchen Fällen hat er freilich mitunter schwere Stunden in der Generalversammlung und gegenüber dem Aufsichtsrat durchzumachen; aber

schließlich betrachtet er sich doch während seiner Amtsdauer als Regenten des Betriebes; und da stellt sich bei ihm denn doch immer etwas von dem Verantwortlichkeitsgefühl des Regenten ein. Das sind aber menschliche Gefühle, die eigentlich dem begrifflichen Grundcharakter der Aktiengesellschaft widersprechen und eben deswegen dem, der sie hat, auch mancherlei Ungelegenheiten machen.

Wir sind aber immer noch nicht bei den schlimmsten Seiten der Mammonsherrschaft angelangt. Immerhin sind wir darauf aufmerksam geworden, daß der Zwiespalt zwischen Betriebsherrn und Arbeitern nicht so sehr in dem Eigentum des Betriebsherrn am Wirtschaftskörper als vielmehr in dem angenommenen und in dieser Annahme rücksichtslos durchgeführten Geldcharakter dieses Eigentums beruht. Der würde also innerhalb der von uns vorgeschlagenen militaristischen Einrichtungen wegfallen. Der Betriebsherr wäre von seiner Untertänigkeit den Gläubigern gegenüber befreit und würde sich, wie wir gesehen haben, nicht schlecht stehen, wenn er im Austausch dafür seinerseits auf die Untertänigkeit der Arbeiter verzichtete und sich mit ihnen in die neue staatsrechtliche Form des Betriebes, die ihm immerhin eine fürstliche Stellung sicherte, einfügte. Der Generaldirektor einer Aktiengesellschaft aber würde sich als gewählter Leiter eines genossenschaftlichen Betriebes viel weniger in seiner Machtstellung gemindert vorkommen, als uns das jetzt erscheinen will. Denn schließlich soll der Verkehr mit Aufsichtsräten oder gar mit in der Generalversammlung krakeelenden Aktionären auch nicht immer in den engeren Bereich der Annehmlichkeiten des Lebens gehören.

Aber die alles packende und alles knechtende Gewalt Mammons zeigt sich denn doch noch in anderen Formen, ganz besonders wie wir sahen in der Begünstigung, ja ewigen Anstachelung des Besitzwechsels. Die Volkswirtschaft als Ganzes hat, wie wir sahen, das höchste Interesse daran, daß jeder an seiner Stelle bleibt, solange wie er leistungsfähig ist, nicht heute hier, morgen da arbeitet, wobei immer die Zeit der Einarbeitung als Verlust für die Volkswirtschaft zu buchen ist, sich heute ein Gut oder eine Fabrik kauft, um sie nach wenigen

Jahren wieder weiter zu verschachern. Der Mammonismus, d. h. der Geldbesitz, hat aber von jedem solchen Besitzwechsel Gewinn und wünscht ihn daher so oft wie irgend möglich. Sein Interesse ist also dem der Volkswirtschaft da durchaus entgegengesetzt.

Das gilt schon für die Waren, die nur zum Verbrauch dienen. Da tut man jetzt so, als wenn der Kettenhandel eine Erfindung des Weltkrieges wäre. Nichts ist falscher als das, den hat es immer gegeben. Da wundert man sich jetzt, daß die Kartoffeln von Ostpreußen bis nach den Rheingegenden verschickt werden, während andere vielleicht den entgegengesetzten Weg machen und so alle Waren auf das tollste hin- und herkutschieren, Wagenraum wegnehmen und Kohlen zu ihrer Beförderung verbrennen lassen, alles Verluste der Volkswirtschaft, während vernünftige Wirtschaftsführung der Volkswirtschaft doch erforderte, daß sie nach Möglichkeit in nächster Nähe ihres eignen Feldes verzehrt würden. Man sollte viel mehr darauf achten, daß man die Getreidegroßhändler Berlins nicht zur Getreidelieferung für Berlin gebrauchen konnte, weil jeder von ihnen gewöhnt war, mit ganz Deutschland Geschäfte zu machen, so daß um dieser Geschäftsverbindungen willen das deutsche Getreide unendliche Vergnügungsreisen zurückzulegen hatte, bis es seinen Beruf als Brot erfüllen konnte.

Das geschieht alles, weil möglichst weite Bewegung dem Geldbesitz die größten Vorteile gewährt. Für ihn ist es das übelste, wenn der Hersteller direkt an den Verbraucher verkauft. Dabei ist ja gar nichts zu verdienen. Zwölf Zwischenglieder dazwischen, es können auch fünfzig sein, wie mancherlei Beispiele zeigen; da verdient von denen jeder etwas, jeder arbeitet mit einem Betriebskapital, das er verzinsen muß, überall fällt für den Geldbesitz etwas ab. Der kürzeste Weg ist der beste, sagt die Volkswirtschaft und die Mathematik, der längste Weg ist der ertragsreichste, sagt der Mammonismus.

Aber warum setzen sich die Menschen nun nicht zur Wehre dagegen? Warum dulden sie es, daß die Kartoffeln ihnen vor der Nase verladen und wer weiß wohin weggeführt werden, während sie selbst dann möglicherweise warten müssen auf Kartoffeln, die von wer weiß woher angefahren kommen?

Ja nun, wenn sie es wüßten, wenn sie es sehen könnten, würden sie es ja nicht dulden. Aber sie sehen es ja nicht. Das Wesen des mammonistischen Handels ist das tiefe Geschäftsgeheimnis. Das erste Geheimnis ist die Bezugsquelle. Wehe dem Angestellten, der die Bezugsquellen seines Chefs einem Konkurrenten verraten wollte; ihm ist sogar gerichtliche Verurteilung sicher. Das zweite Geheimnis ist der Einkaufspreis. Wiederum wehe dem Angestellten, der ihn gegen den Willen seines Chefs irgend jemand mitteilt. Das dritte Geheimnis ist der Abnehmer. Wehe dem Angestellten, der die Kundenlisten verrät. Das vierte Geheimnis ist der Verkaufspreis an den nächsten Zwischenhändler.

Und dieselben Geheimnisse stellen sich auch in jedem weiteren Stadium heraus; statt der allgemeinen Durchsichtigkeit und Klarheit, die wir als Erfordernis der militaristischen Volkswirtschaft feststellten, ist hier überall tiefes Dunkel und zwar künstlich hergestelltes Dunkel. Hergestellt um des höheren Gelderwerbs willen, der durch die Durchsichtigkeit und Klarheit gefährdet werden könnte. Und so breitet sich diese künstliche Dunkelheit und Finsternis über die ganze Volkswirtschaft hinüber, und erst durch sie wird das einerseits ermöglicht, andererseits notwendig gemacht, was als das Wichtigste in dem ganzen mammonistischen Betriebe gilt, die Spekulation.

Denn so wird es natürlich unmöglich, wirklich etwas Sicheres über Herstellung und Absatz zu wissen. Die Absatzmöglichkeit, ihre Steigerungen, ihre Verringerungen, so klar sie in der Durchsichtigkeit der militaristischen Volkswirtschaft liegen, bleiben hier eben vollständig im Dunkeln. Und erst dadurch ermöglicht sich das, was man uns als notwendiges Grundgesetz aller Wirtschaft hat aufreden wollen, daß jede Produktion zur Überproduktion und dadurch zur Krise führt. Wir haben das ja z. B. gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei den Fahrrädern erlebt. Anfangs der neunziger Jahre breitete sich das Radfahren aus, die Räder wurden flott verkauft, gingen dabei aber auch meistens von der Fabrik aus durch mehrere Hände. Und an jeder Stelle wurden die nötigen Geheimnisse natürlich auf das strengste gewahrt. Immer neue

Fahrradfabriken wurden gegründet und noch lange Zeit weiter gegründet, als schon längst der Absatz zu stocken begann. Das lag nur daran, daß kein Überblick über den gesamten Industriezweig da war, daß jeder nicht einmal bis zu seinem nächsten Abnehmer sehen konnte; denn wenn der sagte: „Ich brauche jetzt nichts, mein Bedarf ist über und über gedeckt", so hielt man das für die selbstverständliche Ausflucht, die der Käufer immer macht, um die Preise zu drücken oder sich längere Kreditfristen zu sichern, was ja auch wieder ein Geldvorteil ist.

Aber die Neueinrichtung der Fahrradfabriken war ebenso wie die Einrichtung unzähliger anderer Betriebe hauptsächlich durch das Drängen des anlagesuchenden Kapitals veranlaßt. Die Zinsen müssen doch irgendwie erarbeitet werden; und wenn nicht genug Betriebe da sind, die sich Kapital borgen, um die Zinsen dafür zu bezahlen, so bleibt nichts anderes übrig, als solche Betriebe zu schaffen.

Und für so etwas ist nun die Aktiengesellschaft das allerherrlichste Mittel. Wenn nämlich die Bank selber das Kapital so hergibt, daß sie juristisch Besitzer davon bleibt, dann kann das, wie die Geschichte der Leipziger Bank und der Kaßler Trebertrocknungsgesellschaft zeigt, unangenehme Folgen haben. Wenn sie aber die Gründung einer Aktiengesellschaft in die Hand nimmt, so gelingt es in den meisten Fällen, diese Aktien ans Publikum los zu werden und die Bank von der Besitzerverantwortlichkeit zu befreien. Macht nachher die Fahrradfabrik pleite, ja nun, so ist das ein wirtschaftlicher Unglücksfall, wie es Tausende gibt. Dafür kann natürlich die Bank nicht, die die Aktien verkauft hat. Übrigens verändern ja die Aktien auch vielfach ihren Besitz, und die schließlich Reingefallenen sind durchaus nicht mehr dieselben Leute, denen die Bank die Aktien verkauft hat.

In der Art und Weise aber nun, wie Aktien gekauft und verkauft werden, haben wir schon eines der schlimmsten Stücke mit, die sich in der mammonistischen Volkswirtschaft tagtäglich ereignen und die einem Geschichtsforscher späterer Zeiten, in der es etwa gar keinen Mammonismus mehr geben sollte, die allerschwersten Rätsel aufgeben werden, erstens wie die ganze Geschichte überhaupt eingerichtet gewesen ist

und zweitens wie derartige Einrichtungen unter Menschen, die eine gewisse Kulturhöhe erreicht zu haben glaubten, ja die sich zum großen Teil zum Christentum bekannten, sich überhaupt vor der öffentlichen Meinung halten konnten.

Wir haben uns hier schon mehrfach darüber unterhalten, daß in der mammonistischen Wirtschaftsordnung für Geld schließlich alles zu haben ist, was es gibt, ob kleiner Handwerksbetrieb, den früher nur ein Meister seiner Arbeit durch umständliche Vorbereitungen erringen konnte; ob großer Fabrikbetrieb, ob kleines, ob großes Landgut bis zur riesigsten Herrschaft hinauf; alles war für Geld zu haben, selbst im kulturrückständigen Deutschland. Offiziersstellen, Parlamentsbeschlüsse und Gerichtsurteile waren bei uns noch nicht käuflich, dafür mußten wir denn ja auch hören, daß wir in der Kultur um 50 Jahre zurück seien. Aber alles, was es im Wirtschaftsleben überhaupt gibt, war für Geld zu haben, wurde gekauft und verkauft.

Man sollte meinen, daß damit die Allmacht des Handels doch erschöpfend ausgedrückt wäre. Aber das hieße nun die Macht Mammons geradezu kläglich verkennen; er würde spotten über unsere kümmerliche Gedankenwelt, die immer in derartigen Niederungen bliebe und sich gar nicht zu größerer Höhe emporschwingen könne. Die höchste Blüte des Handels, das, wobei am meisten Geld verdient, allerdings auch verloren wird, wodurch die Volkswirtschaft die größte Anregung empfängt und wodurch alles, was sonst den allgemeinen volkswirtschaftlichen Gesetzen zuwider noch nicht gut zurechtkommen will, endgültig reguliert und ausgeglichen wird, das ist eine noch viel höhere Tätigkeit des Handels. Diese höchste Tätigkeit zeigt sich erst darin, daß man das kauft und verkauft, was es nicht gibt; daß man verkauft, was man nicht hat und niemals haben wird, an einen, der es kauft, aber niemals haben will. Denn damit erst ist man über die kümmerlichen Schranken des Alltagswirtschaftslebens emporgehoben. Gewiß, das in einem Lande geerntete Getreide bietet ja reichliche Gelegenheit zu Käufen und Verkäufen, namentlich wenn jeder Sack ein dutzendmal den Besitzer wechselt, bis er endlich zur Mühle wandert. Aber das genügt dem Adlerflug

des Handels noch lange nicht, er verkauft Getreide, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, ob überhaupt Vorräte da sind; der Käufer kauft sie und verkauft sie weiter, und bei jedem dieser Geschäfte wird Geld verdient, mitunter ungeheueres Geld verdient.

Freilich, auf solche Waren wie Getreide ist dieses Verfahren erst verhältnismäßig spät angewendet worden und hat dann auch vielfache Beschränkungen erfahren. Ein Gebiet aber gibt es, auf dem es in immer steigender Kraft lebendig ist; nur im Weltkrieg ist es urplötzlich gehemmt worden — was Wunder, daß die Leute, die in dieser Weise ihr Geld, und zwar ungeheueres Geld zu verdienen gewöhnt sind, mit größtem Ärger das Aufhören des Weltkrieges verlangen, einerlei ob so nebensächliche Dinge wie die Sicherung des Vaterlandes erreicht sind oder nicht; denn diese Art Handel kennt ja kein Vaterland; sie läßt sich in Paris, London und Neuyork genau ebenso betreiben wie in Berlin und in Frankfurt am Main, — das ist der Börsenhandel mit Aktien.

Auch im Kriege werden ja Aktien gehandelt; aber da werden die wirklich vorhandenen Aktien wirklich verkauft und wirklich gekauft, und das ist ja doch kein Börsengeschäft. Wer soll dabei etwas verdienen? Im Frieden werden die Aktien in beliebigen Mengen von Leuten verkauft, die sie nicht haben und nicht haben wollen, und von Leuten gekauft, die sie auch nicht haben wollen und deswegen auch niemals kriegen. Und dadurch wird, so werden wir täglich in der Presse belehrt, unser ganzes Wirtschaftsleben in Ordnung gehalten.

Wir müssen uns aber genau vergegenwärtigen, wie es dabei zugeht. Da ist eine Aktiengesellschaft gegründet worden, eine wirklich solide Aktiengesellschaft mit gutgehendem Betrieb, mag es nun eine Bierbrauerei oder sonst irgendeine beliebige Fabrik sein, die in dieser Besitzform ins Leben getreten oder in diese Besitzform übergegangen ist. Die einzelne Aktie lautet vielleicht auf 1000 oder 2000 oder 5000 Mark; es kommt nicht darauf an; die Preise werden immer so angegeben, als ob jede einzelne Aktie auf 100 Mark lautete, der wirkliche Preis ist dann ja leicht zu berechnen. Wir nehmen an, das Geschäft ist gut gegangen, die Aktiengesellschaft hat in

einem Jahr 6%, im nächsten Jahr 7% Dividende verteilt, und es werden Gerüchte verbreitet, daß dieses Geschäftsjahr, ich nehme ein beliebiges Friedensjahr an, noch höhere Erträge zu erwarten sind. Längst schon bekommt man die Aktie nicht mehr, wenn man den einfachen Nennwert bezahlt; man muß statt 100 Mark schon 150 Mark zahlen. Das ist der Börsenkurs; und die meisten Leute glauben auf Grund der umlaufenden Gerüchte, daß man nächstens noch mehr dafür bezahlen wird, daß der Börsenkurs noch steigen wird.

Da erhalte ich im Vertrauen unter Vorsichtsmaßregeln die Nachricht, daß es gerade in diesem Jahr in dem Betriebe nicht so gut steht. Irgendein großer Schuldner hat bankerott gemacht oder was sonst für ein Unglück passiert ist; bisher weiß es noch niemand, aber sobald es bekannt werden wird, da wird jedermann fürchten, daß die Dividende hinuntergeht, und dann wird niemand mehr 150 Mark zahlen wollen, sondern vielleicht nur 140 oder gar nur 130. Was tue ich nun also, wenn ich eine solche Aktie habe? Je nun, ich verkaufe sie schleunigst, solange man noch 150 dafür gibt. Dann habe ich die 150 Mark sicher, und der Reingefallene ist mein lieber Mitmensch, der es mir abgekauft hat. Das betrübt ja nun mein Herz, aber einer mußte doch reinfallen und dann doch lieber er als ich. Denn ich bin ja nur dafür verantwortlich, daß mein Geld gut angelegt ist; dafür, daß sein Geld gut angelegt ist, ist er verantwortlich, das geht mich nichts an. Da diese gegenseitige Gesinnung anstatt der Kameradschaft im mammonistischen Staatswesen allgemein gebilligt wird, so ist also damit die Sache in bester Ordnung und jedem Laien ohne weiteres verständlich.

Also so mache ich es, wenn ich die Aktie habe, aber wie mache ich es nun, wenn ich die Aktie nicht habe? Ja und nun fängt die Sache für den Laien an etwas schwieriger zu werden. Wenn ich die Aktie nicht habe, dann mache ich es genau ebenso. Ich verkaufe die Aktie auch für 150 Mark. Ich brauche dem Käufer gar nicht erst vorzureden, ich habe die Aktie zufällig nicht bei mir, aber ich werde nach Hause schicken und sie holen lassen. Das verlangt er gar nicht. Er will sie überhaupt gar nicht an demselben Tage haben, wo

wir miteinander reden, das mag meinetwegen der 23. Juli sein; er will sie erst am allgemeinen Abrechnungstage haben. Solche allgemeinen Abrechnungstage sind in der Handelswelt immer üblich gewesen, in einigen Gegenden hießen sie Quatember, für Schleswig-Holstein war es lange Zeit der Kieler Umschlag, an dem die Geschäfte des ganzen Jahres geregelt wurden, an der Börse ist es Ultimo, der letzte Tag des Monats.

Also wenn ich am 23. Juli meine Aktien zum Kurse von 150 verkaufe, so bedeutet das der Annahme nach, ich soll dem Käufer die Aktie am letzten Juli liefern und er wird mir dann 150 Mark für 100 bezahlen. Ich rechne nun auf Grund des Gerüchtes, das ich erfahren habe so: Am letzten Juli wird die Aktie überall für 140 zu haben sein. Also wenn der Käufer sie dann wirklich haben will, dann kaufe ich sie irgendeinem anderen zum Kurse von 140 ab und bringe sie dem Käufer, der muß mir laut Kaufvertrag 150 dafür bezahlen und dann habe ich an jeden 100 Mark Nennwert glatt 10 Mark verdient, also bei einer Aktie im Nennwert von 5000 Mark 500 Mark.

In Wirklichkeit aber vollzieht sich am Ultimo die Sache anders. Dem Käufer liegt ja ganz und gar nichts an der Aktie, er sieht aber ein, daß er bei dem Geschäft hereingefallen ist, er müßte für die 5000-Mark-Aktie zum Kurse von 150 7500 Mark bezahlen und könnte sie doch nur für 7000 Mark wieder losschlagen, was vielleicht für ihn auch noch mit Unbequemlichkeiten verknüpft wäre. Da machen wir es denn beide einfacher, die 500 Mark, die ich bei der Sache verdient habe, zahlt er mir bar heraus, und dann ist dieses Geschäft vollkommen erledigt. Das können wir machen, ohne daß einer von uns beiden jemals eine solche Aktie besessen hat, ja ohne daß einer von beiden jemals eine solche Aktie gesehen hat. Und das machen wir nicht etwa mit einer Aktie so, sondern täglich mit ungezählten Tausenden.

Es könnte nun freilich sein, daß das Gerücht, auf das ich vertraut habe, falsch ist, daß im Gegenteil die Leute recht haben, die da meinten, die Dividende würde noch steigen. Es könnte sich herausstellen, daß es ein böswillig ausgestreutes

Gerücht gewesen ist, um den Kurs dieser Aktie zu drücken. Dann ist meine Vermutung, daß die Kurse fallen werden, irrig, und die Kurse steigen, vielleicht schon bis Ultimo Juli auf 160. Da könnte nun der Käufer Ultimo Juli zu mir kommen und sagen: „Du hast mir die Aktie zu liefern, von der jede 100 Mark jetzt 160 kosten und ich brauche laut unserem Kaufvertrag nur 150 dafür zu bezahlen." Dann bleibt mir nichts anderes übrig als zu sagen, „das ist sehr betrübend, dann ist ja die Aktie jetzt 8000 Mark wert, und ich muß sie für 7500 weggeben." Ich habe also 500 Mark an dem Geschäft verloren, und diese 500 Mark muß ich nun dem Käufer herauszahlen. Der Besitz der Aktie kommt aber also weder beim Verkäufer noch beim Käufer in Frage, es wird einfach die Differenz herausbezahlt, die zwischen dem vereinbarten Kaufpreise und dem Kurse an Ultimo ist.

Es ist also vollkommen klar, daß es sich dabei nicht etwa um irgendein reelles Geschäft handelt, sondern um ein Spiel, bei dem statt des Würfels der Kursstand an Ultimo entscheidet. Und da sehen wir denn, daß zu der Genußsucht und Herrschsucht, die das Geld in sich verkörpert, hier noch der Spieltrieb hinzutritt, von dem wir ja bisher, soweit er sich auf Geldgewinn richtet, nicht gerade Lobenswertes gehört haben. Also das ist der Grundcharakter des Börsenspiels oder Börsengeschäftes, wie man auch sagt, wobei man aber dem Wort Geschäft einen ganz anderen Charakter aufdrückt, als es sonst hatte.

Nun ist noch eins zu beachten. In diesem Fall gewann ich oder verlor ich bei diesem Spiel 500 Mark. Es hätte ja auch etwas mehr werden können, auf einen Verlust von 1000 Mark wäre ich allenfalls gefaßt gewesen. Also wenn ich 1000 Mark einzusetzen habe, dann mache ich wohl Börsengeschäfte in dieser Größe. Das ist schließlich auch nicht anders, als wenn ich in die Spielsäle von Monaco gehe und dort 1000 Mark riskiere. Bin ich sie los, dann bin ich sie los und kann betrübt nach Hause gehen.

Ja, so ist das aber nur in Monaco und nicht etwa auf der Börse. Wie wird es da z. B., wenn das Gerücht nicht

übertrieben hat, sondern noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben ist, wenn sich noch schlimmere Dinge herausstellen und der Kurs bis Ultimo von 150 nicht auf 140, sondern auf 100 fällt. So etwas ist an der Börse durchaus keine Seltenheit, ja es kommt vor, daß Aktien nahezu vollkommen wertlos werden. Als ich anfing, Kurszettel zu lesen, im Jahre 1879, da war in Berlin täglich eine Aktiengesellschaft „Centralstraße" notiert, die stand an einem Tage mit 1 Mark und das andere Mal mit 50 Pfennig im Kurszettel. Da war also die 1000-Mark-Aktie abwechselnd 10 Mark und 5 Mark wert. Das ist gewiß für die Leute, die 1000 Mark dafür gegeben haben, recht betrübend gewesen.

Aber schon ein Sinken des Kurses von 150 auf 100 hat sehr üble Folgen, wenn nämlich mein Käufer finanziell ebenso steht, wie ich es eben für mich angenommen habe. Er muß mir nun die 5000-Mark-Aktie, die den Kurs von 100 hat, also pari steht, d. h. 5000 Mark wert ist, mit 7500 Mark bezahlen, hat also eine Differenz von 2500 an mich herauszuzahlen. Also wenn er sich vorgenommen hatte, 1000 Mark zu verspielen, dann wäre er weit gescheiter gewesen nach Monaco zu reisen. Da wäre er seine 1000 Mark los und damit war die Geschichte zu Ende. Wenn er mir jetzt seine 1000 Mark gibt, ist er mir noch 1500 Mark schuldig. Wäre die Aktie aber auf 50 gefallen, also nur noch 2500 Mark wert gewesen wäre, so hätte er 5000 Mark verloren, also das Fünffache von dem, was ihm für dieses Geschäft zur Verfügung stand. Und wenn es gar mit dieser Gesellschaft so gegangen wäre wie mit der Aktiengesellschaft Centralstraße, dann hätte er 7500 Mark bis auf einen lächerlichen Rest von 50 oder 25 Mark verloren und zu bezahlen.

Für jeden Laienverstand erscheint es also so, als ob dieses die unsolideste und schlimmste Art jedes denkbaren Hasardspieles wäre. Dabei haben wir bisher nur von den allersolidesten, einfachsten Grundformen dieses Geschäftsverkehrs gesprochen, weil es uns hier zunächst nur darauf ankommt, die seelische Stellung des einzelnen zu diesen Dingen festzustellen. Daran kann kein Zweifel sein, wer sich daran beteiligt, ist Spieler, und zwar im schlimmeren Sinne als der, der nach

Monaco reist. Und unser ganzes Wirtschaftsleben hat das Ziel, uns alle zu solchen Spielern zu erziehen.

Das ist ja kein Zweifel, das Geldverdienen geht auf diese Weise am schnellsten, das Verlieren freilich genau ebenso schnell. Kein anderer Geschäftszweig kann da mitkommen. Und dieses Hasardspiel soll nun die beste Art sein, wie der jeweilige innere Wert eines Geschäftsbetriebes ermittelt wird. In Wirklichkeit werden natürlich nur die Meinungen über diesen Wert ermittelt, und gerade die unterliegen ungeheueren Schwankungen, die gewiß zum Teil auch in der Geschäftslage der Betriebe begründet sind. Dividendenschätzungen spielen ja eine große Rolle dabei, die aber doch auch anders begründet sein können und tatsächlich zum großen, vielleicht zum größten Teil anders begründet sind.

Man muß doch immer bedenken, daß nur bei starken Schwankungen der Kurse viel Geld verdient werden kann, so daß alle die Leute, die an dem Spiel teilnehmen, also sämtliche Börsenbesucher, das allergrößte Interesse an großen Schwankungen haben, also immer geneigt sein werden, sie herbeizuführen. Sie werden sich also auf solche Gerüchte, wie wir eins erwähnten, immer mit Heißhunger stürzen, und wenn gar keine solche Gerüchte kommen wollen, so werden sie unter Umständen nicht abgeneigt sein, auch selbst ein wenig Schicksal zu spielen und solche Gerüchte in die Welt zu setzen. Ab und zu ist dabei sogar jemand erwischt worden. Der muß es dann schon aber sehr ungeschickt angefangen haben: denn nichts ist leichter, als ein Gerücht in Umlauf zu setzen, ohne daß nachher irgend jemand weiß, von wem dies Gerücht ausgegangen ist.

Aber das dürfte sich auch kaum bezweifeln lassen, daß bei diesem Spiel niemand etwas gewinnen kann, was nicht mindestens in demselben Betrage ein anderer verliert, wie wir das bei allen anderen Formen des Spieles sahen. Hier aber kann der Verlierer noch außerordentlich viel mehr verlieren, als der Gewinner gewinnt: denn wenn jemand mehr verliert, als er einzusetzen hat, was außerordentlich leicht geschieht, so verfällt er eben in Zwangsvollstreckungen, Konkurs und all diese Dinge, über die wir uns ausführlich unterhalten haben.

Und die Kurse, die sich bei diesem täglichen Börsenspiel ergeben, sind nun maßgebend für den gesamten Wertpapierhandel. Also jeder, der Wertpapiere hat, einerlei ob Reichs- oder Staats- oder Gemeindeanleihen, ob Prioritäten, ob Aktien, muß regelmäßig den Kurszettel studieren, da er den Augenblick nicht verpassen darf, an dem es zweckmäßiger erscheint, sich seines Besitzes zu entäußern. Jeder wird ein fallendes Papier noch zur rechten Zeit loszuwerden suchen, um sich dafür ein steigendes zu verschaffen. Und so wird auch der, den seine Neigung sonst triebe, sein Kapital da stehen zu lassen, wo es steht, in diese allgemeine Unruhe des Kapitals hineingezogen.

Er wird ja dadurch vor Verlusten bewahrt, sagt man. Mitunter gewiß, aber sicher in sehr vielen Fällen in schwere Verluste hineingezogen, so daß es auch für ihn zweifelhaft bleibt, ob ihm die Einrichtung mehr Schaden oder mehr Nutzen bringt. In demselben Jahr 1879, von dem ich eben schon sprach, tat der preußische Eisenbahnminister Maybach, der die Eisenbahnverstaatlichung durchgeführt und dadurch und sonst die reichhaltige Gelegenheit zum Verkehr mit Börsianern hatte, den Ausspruch, daß die Börse ein Giftbaum sei, und wurde dafür in der ganzen liberalen Presse mit einer Sturmflut von Hohn überschüttet.

Damals war die Macht der Börse erst in ihren Anfängen. Sie ist regelmäßig und bis zu Beginn des Weltkrieges ohne jede Unterbrechung gestiegen. Jetzt ist sie längst zur Weltmacht, ja zu einer der größten Weltmächte geworden. Wer politische Ereignisse mit Aufmerksamkeit verfolgte, tat niemals genug, wenn er den politischen Teil der Zeitungen las; der Börsenbericht war ebenso wichtig und mitunter noch weit wichtiger. Im Weltkriege ist das etwas anders geworden, aber auch da zeigen sich recht merkwürdige Erscheinungen, obwohl der eigentliche freie Börsenverkehr von vornherein vollständig aufgehoben war und später nur in den allerengsten Grenzen wieder gestattet worden ist, denn ganz konnte die Börsennotierung nicht entbehrt werden, man kann zwar sonst alles, Pferde, Häuser, Rittergüter verkaufen ohne eines Vormundes zu bedürfen; aber beim Verkauf von Wertpapieren aller Art

kann man ohne die Vormundschaft der Börsenkurse praktisch nun einmal nicht mehr auskommen.

Auf eine Besonderheit des Börsenverkehrs während des Weltkrieges wies ich schon einmal hin, es ist die Harmlosigkeit, mit der der Staatskredit unserer Feinde gestärkt wird. „Russen fest" habe ich recht oft gelesen. Ich glaube, mancher arme Teufel, der für ein paar Rubel die Anmarschrichtung eines kleinen deutschen Truppenteils den Russen verkündete und dadurch zur Festigung ihrer Stellung beitrug, hat sich weniger um sie verdient gemacht, als wer so mit Anlaß gab, daß im ganzen Auslande bekannt wurde, der Staatskredit der Russen steht noch unerschüttert fest, die deutsche Börse glaubt noch fest an ihn. Der arme Teufel wurde, wenn man ihn erwischte, für seine Tätigkeit an die Wand gestellt, oder durch einen Halsbandorden erhöht; die anderen aber hatten nur eben eine wirtschaftlich notwendige Funktion ausgeübt. Ich weiß nur nicht — der arme Teufel hatte ja doch auch nur Geld verdienen wollen, und das gilt doch im allgemeinen sonst auch als wirtschaftlich notwendige Funktion. Es gilt also doch wohl für die Börse eine Sondermoral, die mit der gewöhnlichen Alltagsmoral nicht verwechselt werden darf.

Freudige Ereignisse pflegt die Börse mit einer Haußе zu begrüßen, da erwartet man allgemeine Steigerung des Geschäftslebens und das bringt dazu, sämtliche Kurse in die Höhe gehen zu lassen. Betrübende Ereignisse führen zur allgemeinen Baisse; man glaubt, wenn es allen schlecht gehe, müsse es auch den einzelnen Gesellschaften, deren Aktien man handelt, schlechter gehen, und man schlägt sie billiger los. So kann man denn auch sicher sein, daß man alle großen Ereignisse im Börsenbericht erwähnt und bewertet findet.

In dieser Hinsicht sind als ewige Kulturdenkmäler aufzufassen die Börsenberichte vom 2. Juni 1916 nach der Seeschlacht am Skagerrak, dem ersten großen Seesieg unserer Flotte, der ersten großen Niederlage der englischen Flotte, die in ganz Deutschland einen stürmischen Jubel auslöste und in England eine Niedergeschlagenheit, die zu mehr als 24 stündiger Sprachlosigkeit führte. Wie hat dieses Ereignis wohl auf die Börse gewirkt?

Nun, ich glaube, die Börsenberichterstatter haben selten vor einer so schwierigen Aufgabe gestanden. Sie konnten doch unmöglich schreiben: „Auf die Kunde des deutschen Seesieges über England waren die Kurse stark gedrückt." Und doch war es so, noch am 31. Mai waren die Kurse durchaus fest gewesen — der 1. Juni war der Himmelfahrtstag — und nun wichen sie stark. Zum Glück war seit einiger Zeit die Rede davon, daß der Börsenverkehr, der sich wieder allzu üppig gezeigt hatte, etwas mehr eingeschränkt werden sollte. Und diese geplante Einschränkung, die übrigens in den letzten Tagen des Mai sicher schon mindestens gesprächsweise bekannt war, mußte nun zur Begründung der Baisse herhalten, mit der unsere Berliner Börse den deutschen Seesieg am Skagerrak begrüßte.

Die Börsenberichte beginnen denn meistens mit der Wendung, daß diese bösen Pläne der Regierung selbstverständlich einen „lähmenden Einfluß auf die Börse ausübten". Und dann fahren einige der Berichte fort, daß unter diesen Umständen die Seeschlacht am Skagerrak auch nicht steigernd auf die Kurse hätte einwirken können. Der Börsenbericht des Berliner Tageblattes aber erwähnt die Seeschlacht überhaupt nicht! Also der Jubel über die Seeschlacht hat wohl im ganzen deutschen Volke geherrscht, nur die Börse hat sich vollkommen davon freigehalten. Sollen die Männer, die das gewirkt haben, die in dieser Weise zum allgemeinen Gefühl des deutschen Volkes Stellung genommen haben, wirklich in Zukunft über uns herrschen?

Freilich, für Börsengeschäfte ist in England und in Amerika noch günstigerer Boden als bei uns. Was Wunder, daß die Leute, die in solchen Geschäften ihr Leben sehen, sich mehr dort hingezogen fühlen. Aber im allgemeinen dürfte es doch wohl besser sein, wenn solche Neigungen nicht allzu starken Einfluß auf unsere Politik gewönnen, zumal nicht in Zeiten, wo Zukunft und Leben des deutschen Volkes von England und Amerika aus bedroht ist und wir alle Kräfte gebrauchen, um uns dagegen zu schützen.

Noch auf eins muß aufmerksam gemacht werden, daß nämlich die Börse natürlich auch zu den Herrschaftsmitteln der ganz großen Geldmächte gehört. Die kleineren Spekulanten

stehen dem ganzen Treiben dort wirklich genau so gegenüber, wie die einzelnen Spieler dem Roulette in Monaco, nur mit sehr viel größerem Risiko. Die größeren Geldmächte können aber gelegentlich, wenn es sein muß, die Kurse selber machen. Sie können ein Sinken der Kurse durch starke Kaufaufträge, ein allzu wildes Steigen durch Verkäufe verhindern. Und dann haben sie unter allen Umständen die größere Voraussicht, ganz besonders natürlich da, wo sie selbst in der Lage sind, derartige Ereignisse herbeizuführen. Das ist in Frankreich, England und Amerika, wo die Finanzmächte die ganze Regierungsmaschinerie beherrschen, ohne weiteres der Fall. Wie sich die Regierung in einem bestimmten, für das Wirtschaftsleben wichtigen Falle verhalten wird, weiß man natürlich am besten, wenn man selber dieses Verhalten mit klingenden Hilfsmitteln regelt und richtet. Daher das Interesse der Geldmächte an der parlamentarischen Regierung; daher der Haß und die wilde Stimmungsmache gegen einen unbestechlichen, von einer starken Monarchie gestützten Beamtenstand. Der ist eine rückständige Einrichtung, denn er macht ja mitunter die glänzendsten Geschäfte unmöglich.

Das Volk aber, meinen wir, ist doch schließlich besser daran, wenn es nicht von Spielern regiert wird; denn die Hoffnung, daß dieser schonungs- und erbarmungslose Kampf aller gegen alle, als der diese schlimmsten aller Hasardspiele sich herausstellten, schließlich durch immanente Weisheit des Wirtschaftsverlaufes zum allgemeinen Glück und Segen ausgehen werde, ist doch wohl phantastischer als irgendwelche andere als phantastisch gescholtene Zukunftsträume. Jedenfalls weiß die Wirklichkeit keine Beweise dafür beizubringen. In den Ländern, in denen die Geldmächte herrschen, ist wohl der Reichtum, aber auch das Elend weit größer als bei uns, die wir in unserem rückständigen Denken und unserem Militarismus durch weitgehende, draußen nur kümmerlich nachgeahmte Sozialreform für die allgemeine Volksgesundheit tätig gewesen sind und voraussichtlich noch viel weiter tätig sein werden.

Aber zu wehren haben wir uns gegen diese Mächte, die den Weltkrieg gegen uns entfesselt haben und die auch in unseren eigenen Herzen so starke Bundesgenossenschaft finden.

Durch die Machtmittel der Börse hat der Herrsch- und Eroberungstrieb, der sich nun einmal in dem Gelde verkörpert und von ihm in den Herzen aller, die ihm dienen, immer aufs neuste gewaltig angeschürt wird, seinen Siegeszug über die Welt mit verdoppelter Kraft angetreten. Er wird nicht müde werden, weiter um den Sieg zu kämpfen. Sein ganzes Wesen und Leben ist ja Kampf, und der wirkliche Krieg, bei dem geschossen wird, ist ja nur eines und noch nicht das schrecklichste seiner Mittel.

Wer es aber nicht glauben sollte, daß der Handel und nur der Handel den Weltkrieg herbeigeführt hat, der lese folgende Sätze, die ein englischer Seeoffizier im Jahre 1909 veröffentlicht hat, aber nicht etwa lediglich als seine eigne, also vielleicht unmaßgebliche Meinung, sondern als die Meinung sehr maßgebender Stellen in England; denn die Arbeit ist preisgekrönt. Es heißt da: „Wir Engländer gehen nicht aus sentimentalen Gründen in den Krieg. Ich bezweifle, daß wir das jemals taten. Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten. Sein Ziel ist, mit dem Schwerte diejenigen Handelsbedingungen unseren Gegnern aufzuzwingen, welche wir als notwendig für die Förderung unseres Handels ansehen. Vorgeben tun wir alle denkbaren Anlässe für den Krieg, aber allen zugrunde liegt der Handel. Ob nun der benutzte Anlaß die Verteidigung oder Erlangung einer strategischen Position, der Bruch von Verträgen oder was sonst noch ist, alle diese Anlässe ruhen auf dem Handel als der inneren Ursache, aus dem einfachen und schlagenden Grunde, weil der Handel unser Lebensblut ist."

Also so sieht die wirkliche englische Meinung aus; die während des Weltkrieges ausgesprochene ist ja doch nur Stimmungsmache, die den Engländern als Kampfmittel dient. So etwas ist ja im Geschäftsleben allen bekannt und allgemein üblich. Und mit welcher Geschicklichkeit die Engländer diese Stimmungsmache betrieben haben, das zeigt sich daran, daß nach dreijährigem Lügenfeldzuge die Lügen schließlich anfangen sogar bei uns selbst Glauben zu finden. Das ist Rekord.

Das neutrale Publikum anzulügen, das bringt schließlich jeder smarte Geschäftsmann fertig. Aber so zu lügen, daß der Konkurrent es glaubt, das will etwas heißen. Und doch — tun wir nicht besser, wenn wir uns das nicht zum Vorbild nehmen?

*

Damit werden wir die seelischen Wirkungen des Geldes auf uns alle wohl für unsere gegenwärtigen Zwecke genügend besprochen haben. Wir haben ja auf die Einzelheiten nur hindeuten können. Halbwegs genauere Ausführungen würden das Buch auf mehr als den doppelten Umfang anschwellen machen. Ich meine, wenn wir nicht Genußsucht und Herrschsucht und Spielleidenschaft als nützliche Eigenschaften ansehen und in uns und unseren Kindern pflegen wollen, dann tun wir gut, uns von solchen Einrichtungen abzuwenden, die weiter nichts sind, als die sorgfältigste Pflege und Entwicklung dieser Eigenschaften.

Behalten wir aber den Mammonismus bei, ja nun, so bleibt eben der Kampf aller gegen alle, so bleibt die Erbarmungslosigkeit, mit der wir unsere eignen Volksgenossen zerfleischen, vernichten, in Prostitution und Verbrechertum stürzen, und es bleibt die Aussicht auf immer erneuerte äußere Kriege; denn der Handel führt uns, wie nun auch der englische Seeoffizier in seiner preisgekrönten Arbeit zeigt, immer wieder hinein. Es bleibt dabei, der Mammonismus ist der Krieg, der ewige unaufhörliche im Inneren und der gelegentliche, aber dann unausweichliche Krieg nach außen.

Dazu noch eine kurze Anmerkung. Wir haben mit Stolz darauf hingewiesen, daß wir 43 Jahre lang Frieden gehalten haben. Wir haben das getan nicht trotz unseres Militarismus, sondern durch unseren Militarismus. Darüber haben wir uns ja ausführlich unterhalten. Aber wir haben doch in dieser Zeit ein kleines kriegerisches Erlebnis gehabt. Es wurde kein eigentlicher Krieg, aber es hätte einer werden können, wenn der Gegner widerstandsfähiger gewesen wäre. Das war eine Expedition nach Venezuela. Und wie ist sie entstanden? Aus Militarismus? Aus Eroberungssucht? Nein, durch den

Handel. Leute in Venezuela waren einzelnen von uns Geld schuldig und wollten nicht bezahlen. Da schickten wir Exekution. Ein militaristischer Krieg war das nicht.

Aber nach diesen staatlichen und politischen Dingen werden wir mit einigen Worten noch auf das Verhältnis des einzelnen zu seinem Gelde zurückgehen müssen. Mancher Leser wird es doch schmerzlich empfunden haben, daß man ihm seinen Spartrieb vergällen will und ihn gar hindern will, sein erspartes Geld auf Zinsen anzulegen. Das ist uns doch eine liebgewordene Gewohnheit.

Dabei möchte ich vorerst ein mögliches Mißverständnis beseitigen. Selbstverständlich soll unter den bestehenden Verhältnissen niemand aufhören zu sparen und Geld auf Zinsen zu legen. Denn alle die von uns hier vorgeschlagenen Fürsorgen des Staates für den einzelnen bestehen ja noch nicht, also besteht für den einzelnen augenblicklich noch die Notwendigkeit, ja die sittliche Pflicht, in der herkömmlichen Weise für sich und die Seinen zu sorgen. Für uns ist ja die Frage nicht, wie wir uns unter den bestehenden Verhältnissen zu benehmen haben, sondern ob es nicht möglich und nicht besser ist, die bestehenden Verhältnisse abzuändern und ob wir nicht bei dieser Abänderung beim Schaffen neuer Einrichtungen mitwirken sollen. Dazu mußten wir auf seelischen Urgrund der Erscheinungen zurückgehen. Und dabei haben wir gesehen, daß gerade dieser Anlagedrang des Kapitals die Grundlage der Geldherrschaft ist. Um Zinsen zu bringen, muß sich eben das Kapital in das ganze Geldhandelsgetriebe hineinstürzen. Also damit werden wir uns abzufinden haben, daß in der militaristischen Volkswirtschaft neue Zinsen nicht mehr entstehen können. Die bisher schon entstandenen Zinsansprüche müssen selbstverständlich vollkommen gewahrt und gesichert bleiben. Wenn aber Erspartes, wie wir gelegentlich andeuteten, zur Mitbesitzerschaft an einem Betriebe führen kann, so müßte das immer in der Form geschehen, daß dem Mitbesitzer ein bestimmter Anteil am Reinertrage gesichert wird, nicht ein Vorzugsanspruch, der auch dann gälte, wenn es gar keinen Ertrag gäbe. Dieser Fall, daß es gar keinen Ertrag gibt, ist allerdings innerhalb der von uns vorgeschlagenen Einrichtungen

nahezu vollständig ausgeschlossen, weil da nichts auf Spekulation oder Konjunktur, sondern alles auf klarster Durchsichtigkeit aller Verhältnisse, also sorgfältigster Kenntnis des Bedarfs und der Herstellungsmöglichkeiten beruht.

Aber daß wir durch den Wunsch, für unser erspartes Geld Zinsen zu bekommen, schon von der Geldseuche angekränkelt sind, darüber möchte ich noch ein paar Worte im Anschluß an eine sehr bekannte Schulaufgabe sagen. Wir wollen sie einmal zusammen durchsprechen, um uns davon zu überzeugen, mit welcher furchtbaren Kraft das zinsenheckende Geld um sich frißt und mit welcher grausenerregenden Unersättlichkeit es alles in sich hineinschlingt, unendlich mehr, als überhaupt vorhanden ist.

Die Aufgabe lautet: Zu welchem Kapital wäre ein Pfennig aufgelaufen, den man zu Christi Geburt auf Zinsen gelegt hätte, nehmen wir an auf 5%. Wenn man 100 Mark zu 5% ausleiht, dann hat man nach einem Jahr 105 Mark, das ist also 1,05 mal so viel; im selben Verhältnis vermehrt sich jedes so angelegte Kapital jedes Jahr. Nennen wir das ausgeliehene Kapital mit dem Buchstaben C, dann ist es nach einem Jahr 1,05 mal C geworden. Dies Kapital, also $1{,}05 \cdot C$, wird nun im zweiten Jahr wieder 1,05 mal so groß; dann ist es also $1{,}05 \cdot 1{,}05 \cdot C$; im dritten Jahre wird es $1{,}05 \cdot 1{,}05 \cdot 1{,}05 \cdot C$, was man kürzer schreibt: $1{,}05^3 \cdot C$. Es ist klar, daß es nach 4 Jahren $1{,}05^4 \cdot C$, nach 7 Jahren $1{,}05^7 \cdot C$, nach 100 Jahren $1{,}05^{100} \cdot C$, nach 1917 Jahren $1{,}05^{1917} \cdot C$ ist. Das grundlegende Kapital ist ja 1 Pfennig; das haben wir also $1{,}05^{1917}$ mal zu nehmen. Es ist ein etwas langwieriges Vergnugen, 1,05 erst mit sich selbst malzunehmen und dann das Ergebnis und ebenso jedes folgende Ergebnis immer wieder mal 1,05 zu nehmen.

Mit Logarithmen geht es schneller. Nennen wir die Zahl, die herauskommt, erst einmal x, dann ist also $\log x = \log (1{,}05^{1917})$. Den Logarithmus einer Potenz findet man aber, wenn man den Logarithmus der Grundzahl mit dem Potenzexponenten multipliziert. Dann haben wir $\log x = 1917 \cdot \log 1{,}05$. Diesen Logarithmus von 1,05 finden wir in der Logarithmentafel, er ist 0,02119. Dies mit 1917 multipliziert ist

40,621. Das ist also der Logarithmus der Zahl, mit der wir den einen Pfennig zu multiplizieren haben. Der Logarithmus hat 40 Ganze, das bedeutet, daß die Zahl 41 Stellen hat. 7 Stellen hat die Million, 13 die Billion, 19 die Trillion, 25 die Quadrillion, 31 die Quintillion, 37 die Sextillion. Die 41. Stelle bedeutet also Zehntausend Sextillionen.

Der Dezimalbruch des Logarithmus ist 621, den suchen wir in der Logarithmentafel. Da finden wir den Anfang der zugehörigen Zahl, er ist 41 815. Dahinter kommen noch 36 Ziffern, die wir mit der Hilfe unserer Logarithmentafel nicht feststellen können; und auch die beiden letzten, die wir da haben, sind sehr unsicher. Wir haben also den 1 Pfennig 41 815 Sextillionen mal zu nehmen. Soviel Pfennige beträgt das Kapital, das sind also 418 Sextillionen Mark. Die beiden unsicheren letzten Zahlen berücksichtigen wir nicht. Es ist immerhin ein ganz hübscher Posten. Aber was sollen wir uns dabei denken? Das ist ja doch wohl alles Gold, was es auf der Erde gibt?

Wollen mal sehen. Die Erde ist etwa 1 Billion Kubikkilometer groß. Kubikmaße teilen sich durch 1000; ein Kubikkilometer ist 1000 Kubikhektometer, ein Kubikhektometer 1000 Kubikdekameter, ein Kubikdekameter 1000 Kubikmeter groß, also ein Kubikkilometer ist $1000 \cdot 1000 \cdot 1000$ oder 1000 Millionen Kubikmeter. Die Erde hat also 1000 Millionen mal 1 Billion, oder anders ausgesprochen 1000 Trillionen Kubikmeter. Ein Kubikmeter hat 1000 Kubikdezimeter, wofür man auch Liter sagt; die Erde hat also $1000 \cdot 1000$ Trillionen, also 1 Million Trillionen, d. h. eine Quadrillion Kubikdezimeter oder Liter. Wenn die Erde aus Wasser wäre, so wären das eine Quadrillion Liter Wasser, und dann wöge sie genau 1 Quadrillion Kilogramm oder, damit wir den griechischen Ausdruck Kilo (= 1000) ausschalten, 1000 Quadrillionen Gramm. Unsere Astronomen versichern uns, daß sie über 5 mal so viel wiegt. Wenn sie aber ganz aus Gold wäre, so würde sie 20 mal so viel wiegen, das wären also 20 000 Quadrillionen Gramm Gold.

Wieviel Geldwert wäre das? Ein Zehnmarkstück wiegt 4 g. Ein Gramm Gold wäre also $2\frac{1}{2}$ Mark. 20 000 Quadril-

lionen Gramm also 50 000 Quadrillionen Mark. Soviel wäre die Erdkugel wert, wenn sie aus lauter Gold wäre. Das ist auch schon ein hübscher Posten, aber für den Zinshunger unseres Pfennigs ein kaum merkbarer Betrag. Wenn wir nun aber diesem Zinshunger zuliebe die Erde in Gold verwandelt haben, so ergibt das durch gänzliche Veränderung der gegenseitigen Anziehungsverhältnisse eine empfindliche Störung unseres Sonnensystems, die wir nur dadurch ausgleichen können, daß wir die anderen Planeten und die Sonne selbst auch in Gold verwandeln. Vielleicht gelingt es uns damit, die Gier des Pfennigs endlich zu befriedigen. Die Sonne hat 324 000 mal soviel Masse als die Erde, alle größeren Planeten zusammen nicht ganz 450 mal soviel als die Erde. Denken wir auch alle Asteroiden, Kometen und den Kosmischen Staub hinzu, der zu unserem Sonnensystem gehört, so bleibt es doch weit unter 400 000 Erdmassen. Wir nehmen aber diese höhere Zahl an, um unsern zinsenhungrigen Pfennig rascher zu sättigen. Wieviel Goldwert hätte also das 400 000 fache der Erdmasse? 1000 mal 50 000 Quadrillionen sind 50 Quintillionen, das noch 400 mal sind 20 000 Quintillionen Mark.

Soviel wäre unser ganzes Sonnensystem wert, wenn es aus lauter Gold wäre. Aber damit ist der Zinshunger unseres Pfennigs noch bei weitem nicht gestillt. 50 solche Sonnensysteme ergäben erst den Wert einer Sextillion, und der Pfennig will 418 Sextillionen. Das wären also 418 mal 50, also 20 900 Sonnen mit allen ihren Planeten! Mit bloßem Auge am Sternenhimmel sichtbar sind aber nur 6000 Sonnen. Also selbst wenn etliche von ihnen erheblich größer als unser Sonnensystem sind, so würde doch der ganze sichtbare Sternenhimmel in den ganzen ungeheuerlichen Größenverhältnissen, die unsere Astronomie für ihn herausgerechnet hat, in Gold verwandelt, vom Zinshunger des einen Pfennigs in lumpigen 2000 Jahren verschlungen worden sein!

Kann man da die Vorstellung von einem weltverschlingenden Ungeheuer loswerden? Erscheint uns da aber nicht auch ganz klar der ganze Blödsinn dieser Vorstellungen? Das verschlänge ein einziger Pfennig und wir wollen ungezählte Milliarden Mark zum Verzinsen anlegen? Erscheint nicht schon

der eine Pfennig als ein greuliches Krebsgeschwür, das Sonne, Mond und alle Sterne wegfressen will? Und das soll in vielmilliardenfacher Vergrößerung unsere Volkswirtschaft und die Weltwirtschaft beleben?

Nun, es ist manchmal gut, Gedanken zu Ende zu denken und Ernst mit ihnen zu machen. Wir haben es mit dem Zinsgedanken eben versucht. Das Geld erscheint danach tatsächlich als ein der Menschheit eingeimpfer Fremdkörper, der starke Krankheitserscheinungen zur Folge hat, ähnliche wie der noch unbekannte Krebserreger.

Aber wenn uns nun ein gütiges Geschick damit geimpft haben sollte, damit wir bei der Ausscheidung dieses Fremdstoffes unser eigenes Blut reinigen und dadurch unsere Kräfte stählen? Hat doch manche starke Krankheit die Folge, daß nach der Gesundung ein vorher schwächlicher Körper auf einmal ganz gewaltig erstarkt. Und daß dieser Impfstoff auch allerlei zu unserer Erstarkung vorbereitet hat, das läßt sich ja in keiner Weise leugnen. Die Genußsucht und Herrschsucht, die sich im Gelde verkörpert, haben eben die Menschen aus ihren eignen Ländern herausgeführt, haben sie zum Verkehr mit anderen gebracht, und dadurch schließlich zu unseren, der älteren Leute, Lebzeiten wirklich die Anfänge einer Menschheit vorbereitet. Bis dahin gab es etliche getrennte, jahrtausendelang miteinander kaum in Berührung tretende Kulturgebiete. Diesen Verkehr anzubahnen und zu vermitteln ist unbestreitbares Verdienst des Mammonismus gewesen. Es scheint also, die Menschheit bedurfte einige Jahrtausende lang dieses eingeimpften Fremdstoffes, aber ebenso scheint es, daß die Zeit herannaht, in der sie ihn wieder ausscheiden muß, wenn sie nicht ernstlich erkranken will.

Vielleicht wird man später sagen, die ganze bisherige Einrichtung des Handels habe sich überlebt durch Einführung der Eisenbahnen und der Telegraphie. Durch diese war die Möglichkeit gegeben, überall hin schnell Nachrichten gelangen zu lassen, und damit auch die weitere Möglichkeit, den wirklichen Überblick über die Volkswirtschaft zu gewinnen, wie denn auch die Eisenbahn die Möglichkeit gab, Mangel und Überfluß schnellstens auszugleichen. Da hört die Notwendigkeit

des im Dunkeln Suchens, wobei sich der Spürsinn des Handels ausgezeichnet hatte, eigentlich vollständig auf; und der Handel mußte schon, um überhaupt noch Feld zur Tätigkeit zu finden, zu der künstlichen Verdunkelung greifen, von der wir gesprochen haben.

Auch daß die Anlage des Kapitals, also die Hinlenkung der Arbeit auf bestimmte neue Gebiete, uns in sehr vieler Hinsicht gefördert hat, ist gar keine Frage. Solange wie nicht die Gesamtheit zum Selbstbewußtsein kommt und alle notwendigen Aufgaben rasch entschlossen selbst in die Hand nimmt, solange ist es für die Gesamtheit wirklich von Vorteil, wenn herrschsüchtige Eroberer diese Aufgaben an sich reißen. Das ist also jahrhundertelang von Nutzen gewesen; aber auch das scheint sich jetzt bald überlebt zu haben. Ich möchte da gar nicht einmal auf das Kolonialwesen hinweisen, wo unser deutsches Kapital entschieden versagt hat; aber das sind verwickeltere Dinge. Ich will nur auf etwas einfacheres hinweisen, auf das vollkommene Versagen des Kapitals dem Flugwesen gegnüber. Sowohl die Behandlung, die es dem Grafen Zeppelin hat angedeihen lassen, wie auch die gänzliche Verständnislosigkeit den Flugmaschinen gegenüber. Ich meine da nicht etwa Verständnislosigkeit der einzelnen Kapitalisten. Die lag nicht vor. Jeder einzelne von ihnen hat, wie mir scheint, vollkommen einwandfrei und vollkommen als kluger und tüchtiger Kaufmann gehandelt, wenn er sein Geld nicht in so vollkommen unsichere Unternehmungen stecken wollte, für die eine Rentabilität nicht abzusehen war. Aber gerade weil jeder einzelne Geldbesitzer mit vollkommener Vorsicht und einwandfrei gehandelt hat, als er die Finanzierung dieser Unternehmungen abwies, gerade deswegen müssen wir sagen, daß diesen Aufgaben gegenüber der Mammonismus, d. h. die Leitung der Volkswirtschaft durch den Geldbesitz, vollkommen versagt hat.

Und es hat sich da auch gezeigt, was an die Stelle getreten ist. Das Werk des Grafen Zeppelin ist schließlich finanziert worden durch die Begeisterung des deutschen Volkes. Daß dieser Mann unbeirrt von einer Welt von Widerständen mit beharrlicher Kühnheit sein Vorhaben weiterführte, das erregte Bewunderung und Begeisterung, und als dann der Erz-

feind des Menschengeistes, die zwecklose Kraft unbändiger Elemente, sein Werk endgültig zerstört zu haben schien, da brauste der Entschluß durch das deutsche Volk, „da müssen wir durch eine Gemeinschaftstat helfen". Und sie haben geholfen. Und es war eine sehr böse Stunde, als von Geldbesitzerseite aus die Meinung geäußert wurde, eine so große Summe dürfe man dem tollkühnen Grafen doch nicht anvertrauen, da müsse man ihm eine ‚finanztechnisch geschulte Vormundschaft geben. Das deutsche Volk meinte, wenn die Herren das wollten, dann hätten sie gefälligst das Geld selber herausrücken können. In der Tat, das Geldkapital hatte vollkommen recht, wenn es sich keine ausreichende Verzinsung von Geldern, die man in dieses Unternehmen stecken könnte, versprach; aber wenn es denn die Finanzierung ablehnte, so hatte es auf diesem Gebiet, worauf sich seine Herrschsucht nicht erstreckte, eben auch auf seine Herrschaft verzichtet.

Genau so ist es mit dem übrigen Flugwesen gekommen. Jetzt weiß jedermann, daß sich die Sache großartig rentieren wird; aber vor dem Weltkriege konnte das kein Mensch wissen, und die große technische Entwicklung der ganzen Sache hat uns eben nur der Weltkrieg mit seiner ungeheueren Anspannung aller Kräfte gebracht. Also die ganze gewaltige Entwicklung der Flugtechnik ist offenbar ein rein militaristisches Werk. Wenn das nun nach dem Kriege der Geldbesitz ausbeuten wollte, so erntete er eben auf Feldern, die er nicht besät hat. Freilich wäre das ja nicht der einzige Fall.

Überall wo es sich um die größten und gewaltigsten Fortschritte der Kulturmenschheit handelt, wird es ebenso sein wie beim Flugwesen. Das auf einzelne verteilte Herrschergelüst wird versagen, wo es keinen raschen sicheren Gewinn vor sich sieht. Und da wir durch Beherrschung der Elektrizität, der Wind- und Wasserkräfte und vielleicht noch anderer Naturgewalten sicherlich in den nächsten Jahrhunderten, wahrscheinlich in den nächsten Jahrzehnten noch Großes zum Heile der Menschheit zu leisten haben, so wird die Gesamtheit sich schon dadurch gezwungen sehen, große, von der Sonderherrschaft verschmähte Gebiete des Menschheitsfort-

schritts selbst in Arbeit zu nehmen. Und das kann dann eben nur die militaristische Volkswirtschaft leisten.

Also vorgearbeitet hat auch der Mammonismus stark für die Zukunft des Menschengeschlechtes; und ganz besonders kann man das auch von der eigentlichen Kaufmannschaft sagen, die, wenn auch immer nur auf dem sehr beschränkten Gebiete des Einzelgeschäftes, so doch da eben eine musterhafte Ordnung hergestellt hat, die durchaus als notwendige Vorschule für die innere Ordnung der militaristischen Volkswirtschaft erscheint. Dies sorgfältige Abwägen und Abmessen aller Kräfte, die sorgfältigen Berechnungen und die Buchführung gehören ja durchaus zu der inneren Klarheit. Für die Volkswirtschaft war es nur zu bedauern, daß zu diesem hellen Licht, das im Inneren jedes einzelnen Geschäftes leuchtete, außen herum tiefer tief die Nacht hereindrang, während die Gesamtheit durchaus der allgemeinen Durchleuchtung bedarf. Und die Besonderheit des kaufmännischen Geschäftsbetriebes brachte es auch mit sich, daß sehr viele Werte, die für die Gesamtheit von allergrößtem Belang waren, innerhalb der kaufmännischen Buchführung überhaupt nicht in Erscheinung traten. Daß die Arbeiter da nur als Passivposten gebucht werden konnten, das entspricht dem gesamtorganischen Denken durchaus nicht. Dennoch verdanken wir dem Kaufmann die grundlegenden Vorarbeiten auch für die Buchführung der Volkswirtschaft.

Ja, der Handelsverkehr und die Kaufmannschaft haben noch mehr an Vorarbeiten für die militaristische Volkswirtschaft geleistet. Wir finden überall Ansätze und unaufhaltsame Fortschritte aus der reinen Geldwirtschaft zur Rechenwirtschaft. Man wird später den fast geradlinigen Weg vom Wechselverkehr durch Bank- und Abrechnungsverkehr zur Buchführung der Volkswirtschaft aufzeigen können. Ohne diese überaus wertvollen und weit gediehenen Vorarbeiten wäre es gänzlich aussichtslos, jetzt schon von militaristischer Volkswirtschaft zu reden. Nur daraus, daß die ganze Entwicklung eben dahin zeigt und direkt schon dahin geht, kann man den Mut dazu schöpfen. Denn nur durch Weiterentwicklung von

Einrichtungen und niemals aus dem Nichts können so tiefgreifende Einrichtungen erwachsen, wie wir sie hier im Auge haben.

*

Vor allem genügt dazu niemals die Bekehrung der einzelnen. Ich verdenke es gewiß keinem, wenn er in sich geht und den Entschluß faßt, nach den Erfahrungen des Weltkrieges ein edlerer Mensch zu werden. Nur würde ich keine Politik auf solche Entschlüsse gründen. Ich verlange von niemandem, daß er sich bessere Eigenschaften anschafft, als er hat. Ich bin mit denen, die er hat, ganz zufrieden und will nur zeigen, wie wir diese in Allen vorhandenen Eigenschaften besser zum Heile des Ganzen verwenden können. Die Anlage zum Heldentum, die durch den Weltkrieg erwiesen ist, will ich volkswirtschaftlich nutzbar machen. Die Möglichkeiten dazu habe ich gezeigt.

Wenn jemand sich freiwillig vom Mammonismus bekehren will, um so besser. Um so wohler wird er sich von vornherein unter den neuen Einrichtungen fühlen. Aber wenn er sagt: „Nein, die Einrichtungen müssen bleiben, sonst kann ich ja mir und den anderen meine Bekehrung nicht zeigen", dann antworten wir ihm: „Verehrter Mitmensch, lediglich als dunkler Hintergrund für deine leuchtende, bekehrte Gestalt zu dienen, dazu sind uns unsere übrigen Mitmenschen zu schade. Wir wollen die äußeren Einwirkungen beseitigen, die aus den Helden Kriegswucherer gemacht haben. Dann, aber nur dann, sind wir sicher, daß es keine Wucherer mehr geben wird." Wir wiederholen, der ganze Kriegswucher ist ein unablöslicher Bestandteil unserer wirtschaftlichen Einrichtungen, die durch einen Fremdkörper, das Geld, vergiftet sind. Wir beseitigen den Fremdkörper und sind sicher, dadurch unser ganzes Volk, uns alle zu heilen.

Wir haben ja auch schon über andere vorbereitende Entwicklungen gesprochen. Die Zusammenschlüsse der Berufsgenossenschaften, die wir für die militaristische Volkswirtschaft für unbedingt nötig halten, ist doch schon so weit gefördert, daß eigentlich kaum noch etwas hinzugetan zu werden

braucht. Das einzig Notwendige ist der zwischen ihnen herzustellende Burgfriede, die Friedensschlüsse und Friedensverträge, die die Grundlage des Gemeinwesens bilden sollen. Es sind bei den stark widerstreitenden Interessen natürlich große Widerstände zu überwinden. Die Aufgabe ist schwer, gewiß, aber sie ist nicht unlösbar.

Archimedes sagte: „Gib mir einen Standort und ich will die Erde bewegen." Diesen Standort, um die Welt der einander widerstreitenden Berufsinteressen so zu bewegen, daß sie in Ordnung kommen, haben wir in der Monarchie und im Heer. Das Heer ist eine Organisation des Gemeingefühls, das ganz unabhängig von allen Berufs- und Sonderinteressen nur im Volksganzen verankert ist. Die Verankerung ist aber nur dann fest, wenn das Heer nicht etwa wechselnden Parlamentsmehrheiten zu gehorchen hat, da es dann selber vom Parteiwesen nicht unberührt bleiben kann. Es ist vollkommen nur, wenn es von dem Monarchen befehligt wird, der mit seiner ganzen Familie außerhalb aller Sonderinteressen steht.

Ich halte die deutschen Monarchien für die politisch wertvollsten Gebilde, die die Menschheitsgeschichte bisher hervorgebracht hat. Ich denke dabei als Preuße zunächst an die preußische Monarchie, aber vielfach trifft, was ich dort zu sagen habe, auch für andere deutsche Monarchien zu. Die Meinung, daß die Monarchie überlebt sei, halte ich für Preußen schon dadurch widerlegt, daß sie immer nach ein paar Jahrzehnten wieder von neuem aufgewärmt werden muß. Ich halte die Einrichtungen unserer Feinde, die die Wonne unserer Bildungsphilister sind, unseren Einrichtungen gegenüber für durchaus rückständig, will aber hier nicht über diese Rückständigkeit, sondern über unsere eignen Einrichtungen einige Worte sagen.

Das Emporkommen der deutschen Landesfürsten, wir sprachen schon davon, ist in manchen Zügen wirklich wesensgleich mit dem Unternehmertum. Es ist bekannt, wenn auch nicht allzu gern davon gesprochen wird, daß bei der Übernahme der Mark Brandenburg durch den ersten Hohenzollern eine Geldverpflichtung des Kaisers, der zugleich Landesherr in der Mark war, eine Rolle gespielt hat. Und dann übernahm

auch der erste Hohenzoller die Markgrafschaft und die Kurwürde in der Mark zunächst nur als Nebenbetrieb und Nebenamt neben der beibehaltenen Burggrafschaft. Und doch zog er vom ersten Augenblick an die Richtlinien, die von seinen Nachfolgern innegehalten, allerdings aber immer feiner und doch zugleich stärker herausgearbeitet worden sind.

Wie zerrissen das Land war, als er es übernahm, ist bekannt. Der noch jetzt starke Gegensatz zwischen Stadt und Land wurde damals noch mit den Waffen in der Hand ausgefochten. Nur in einer Hinsicht waren die beiden feindlichen Parteien sich einig, nämlich darin, daß der Kurfürst möglichst wenig zu sagen haben sollte. Sein und seiner Nachfolger Streben war nun vor allem darauf gerichtet, Friede und Einigkeit im Lande herzustellen. Das ist erst sehr langsam und unter furchtbaren Kämpfen gelungen. Städte sowohl wie Ritter kämpften unzweifelhaft für ihr gutes Recht. Der Kurfürst war der Revolutionär, der dieses geschichtlich gewordene Recht brechen mußte, um einem höheren Rechte zur Geltung zu verhelfen. Das war das Recht aller Landeseinwohner, ungestört durch blutige Fehden der Einzelherren gegeneinander in friedlicher Tätigkeit, jeder für sich, seine Familie und seine Mitmenschen zu schaffen.

Um das zu erreichen, war eine einheitliche landesherrliche Gewalt notwendig. Sie vertrug sich weder mit der selbständigen peinlichen Gerichtsbarkeit der Städte, noch mit dem Straßenrecht der Ritter. Gegen dieses ist ja seit langer Zeit ganz besonders unsere Empörung genährt worden. Der Name „Raubritter" ist gebräuchlich geworden; es ist vergessen, daß die Herren an das, was sie auf der Straße nahmen, ein ebenso wohlerworbenes Recht zu haben glaubten, wie wir es in Anspruch nehmen an dem durch Zwangsvollstreckung oder durch Börsengewinne erworbenen Gut des Nächsten. Der Ritter, durch dessen Gebiet ein Warenzug ging, machte ein Recht auf einen Zoll geltend, für den er dann das Gut auf dem Durchgang durch sein Gebiet schützen, wenn nötig geleiten wollte. Wurde dieser Zoll versagt, so brauchte er eben Zwangsvollstreckung. Und daß er dabei mehr nahm, als ihm ohne Zwangsvollstreckung von Rechts wegen zugekommen wäre, das liegt

ja nun einmal im Wesen der Zwangsvollstreckung, die ja, wie wir gesehen haben, vom militaristischen Standpunkt nicht zu billigen, wohl aber vom mammonistischen Standpunkt aus für unerläßlich zu erklären ist.

Genug, mit einem geordneten Staatswesen vertrug sich die Zwangsvollstreckung der Ritter ebensowenig, wie die Hinrichtungen auf Befehl der Stadtbehörden. Beiden mußte ein Ende gemacht werden und wurde ein Ende gemacht. Die Inhaber der ererbten Rechte empfanden das als schweres Unrecht, und der heftigste Widerstand hat beinah drei Jahrhunderte bis in die Zeit des Großen Kurfürsten hinein fortgedauert. Ja noch Friedrich Wilhelm I. und sogar noch Friedrich Wilhelm III. hatte mit den letzten Ausläufern des Widerstandes zu kämpfen. Die Bekämpfung fand aber nicht etwa nur oder auch nur der Hauptsache nach durch Waffengewalt statt, sondern dadurch, daß der Landesherr sein besseres Recht durch die Tat bewies, daß er einen besseren Schutz der Straßen herstellte, als die Ritter ihn gewähren konnten, und daß seine Gerichtsbarkeit besser wurde als die der Städte.

Die Ausdehnung der Landesherrschaft erfolgte nun der Hauptsache nach ganz wie beim Unternehmertum in privatrechtlicher Weise. Die Hohenzollernherrschaft hat ihre ersten wesentlichsten Stützpunkte im Osten und Westen durch Erbschaft bekommen. Der Großvater des Großen Kurfürsten erwarb Ostpreußen und die westfälischen Landschaften Cleve, Mark und Ravensberg. Das waren auch nun zunächst Nebenbetriebe und Nebenämter, aber wieder zeigt sich von Anfang an das immer stärker werdende Bestreben, wie in der Mark aus dem, was einander feindlich, so hier aus dem, was einander fremd war, eine Einheit herzustellen. Wiederum mußten dazu die Sonderrechte der einzelnen Länder gemindert werden. Wir sehen das ohne weiteres ein, weil ja auch das Deutsche Reich nur durch Minderung aller Sonderrechte zustande gekommen ist. Aber den Leuten, die damals die Rechte inne hatten und sich für ihre Aufrechterhaltung verantwortlich fühlten, war das durchaus nicht so einleuchtend. Wiederum erschien der Kurfürst als Revolutionär, und wiederum wurde ihm der heftigste Widerstand geleistet. Wiederum siegte er, nicht nur durch

Gewalt, sondern dadurch, daß er Rechte, die an sich wohlerworben waren, durch ein höheres Recht ersetzte, das denn freilich den Zeitgenossen noch nicht ohne weiteres als solches erschien. Sie hatten den Eindruck, daß er nur als Großunternehmer für seinen persönlichen Vorteil kämpfte. Daß aber der Herrschervorteil des Hohenzollernfürsten schließlich das Heil des Preußenvolkes wurde, das durch ihn zur Einheit kam, das zeigt die Geschichte. Ob es die Hohenzollern gewußt haben und immer bewußt nach dem jetzt erreichten Ziele gestrebt haben?

Das ist schwer zu sagen, ja schwer anzunehmen. Wir sind bisher aber zu wenig geneigt, auf das Triebhafte, was den geschichtlichen Ereignissen zugrunde liegt, zu achten. Es bedeutet viel mehr, als wir im allgemeinen annehmen. Und daß der Wesensurtrieb der Hohenzollern immer dahin gegangen ist, einander widerstrebende Einheiten zu einer höheren Einheit zusammenwachsen zu lassen, das kann niemand leugnen, der die geschichtlichen Ereignisse aufmerksam verfolgt. Dieser Urtrieb ist in allen lebendig gewesen, nicht bloß in denen, die gewohnheitsmäßig gepriesen, sondern auch in denen, die weniger geschätzt, ja bespöttelt werden. Die Annahme der preußischen Königswürde war ein starker Schritt vorwärts auf diesem Wege. Das Bewußtsein, einen König zu haben, hat aller demokratischen Verspottung zum Trotz eine starke seelische Wirkung. Man kann in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen eine hübsche kleine Geschichte darüber finden. So hat die Königswürde entschieden den Nachfolgern den Weg erleichtert.

Unter ihnen steht nicht nur der Zeit nach in erster Linie Friedrich Wilhelm I., der lange Zeit als Schreckbild der Tyrannei galt, mehr und mehr aber als Schöpfer des neupreußischen Wesens erkannt worden ist. Er zuerst hat gewiß auch gewaltsam, aber in treuer, wenn auch nüchterner väterlicher Sorge die verschiedenen Schichten und verschiedenen Landsmannschaften, die unter seiner Herrschaft standen, durch einheitliche, streng durchgeführte Ordnung zu einem wirklichen lebendigen Ganzen verschmolzen.

Und das war entscheidend für ganz Deutschland. Wir

hören gern das Wort: Niemals ward Deutschland besiegt, wenn es einig war. Aber die Geschichte zeigt uns leider, daß es niemals einig war. Daß man verschiedene deutsche Landsmannschaften, ohne den Wesenskern der einzelnen zu zerstören, einig machen, ja zu einer Einheit verschmelzen kann, das hat erst das Preußentum gezeigt. Und so konnte sich denn nachher unter Führung des Preußentums ganz Deutschland zu einer Einheit zusammenfinden. Die Einzelheiten, wie das geschah, sind bekannter; daß zunächst Friedrich der Große durch den Ruhm, den er für sich und Preußen erkämpfte, nicht nur sein Land in der ganzen Welt geachtet machte, sondern auch die Bewohner noch stärker einigte, da jeder an dem Preußenstolze teilnahm; wie dann die furchtbare Niederlage die gewaltigen Kräfte erweckte und erkennen ließ, die in dem Preußentume ruhten, eine Erkenntnis, die für einen großen Teil des Volkes eine eben solche Überraschung bedeutete wie für den König selbst; und wie dann schließlich nach gemeinsamem Kampf gegen den äußeren Feind ganz Deutschland unter dieser seiner stärksten Vormacht und unter hochherzigem Verzicht aller Einzelmächte auf wichtige und wertvolle Sonderrechte ein einheitliches Deutsches Reich wurde. Wiederum war dem Preußentum die Versöhnung einander entgegenstehender Einzelrechte und ihr Zusammenwachsenlassen zu einer höheren Einheit geglückt.

Es war noch nicht das letztemal, daß derartiges geschah. Die wirtschaftliche Weltentwicklung war auch in unser Land eingedrungen und hatte Neueinrichtungen nötig gemacht, alte Einrichtungen zertrümmert. Das unklare, zwischen privatrechtlichem und staatsrechtlichem Charakter schwankende Verhältnis der Gutsuntertänigkeit mußte aufgehoben werden, und das brachte hier wie überall politische Befreiung neben wirtschaftlicher Entrechtung. Der Mammonismus zog auch bei uns langsam ein. Und aus den früher Untertänigen aber doch auch Heimatberechtigten — und zwar nicht nur im Sinne des Armenrechtes — wurden, da das im Landrecht verliehene Recht auf Arbeit in Vergessenheit geriet, heimatlose Arbeitsbettler. So gab es einen neuen Stand, oder wie man sich im vorigen Jahrhundert lieber zu sagen gewöhnte, eine neue Klasse. Und zu

den Gegensätzen und Kämpfen, die früher die Bevölkerung zerrissen hatten, trat als Neues der Klassenkampf hinzu.

Und da war es wiederum das preußisch-deutsche Staatswesen unter der Führung der Hohenzollern, das die einander verfeindeten und hier, wie es schien, geradezu unversöhnbar verfeindeten, Sonderbestrebungen verschiedener Bevölkerungsteile zu einer Einigung zu bringen suchte und jedenfalls mehr davon durchsetzte als irgendein anderer Staat der Welt. In der sozialen Gesetzgebung zeigten wir wiederum der ganzen Welt, daß wir all den von unsern Intellektuellen als höher kultiviert gepriesenen anderen Staaten an wahrer Kultur weit überlegen sind. Hier zuerst in Deutschland unter Preußens Führung unter stärkster Einsetzung des persönlichen Ansehens des ersten deutschen Hohenzollernkaisers sind nicht nur politische, sondern vor allem auch wirtschaftliche Rechte der vorher gänzlich rechtlosen Arbeitsbettler anerkannt und trotz des entschlossenen und überaus geschickten Widerstandes der Gegenpartei wenigstens zum Teil durchgesetzt worden. Daß der Arbeiter nicht mehr durch Krankheit, durch Unfall, durch Invalidität oder durch Alter in äußerste Not geraten oder als Armer entrechtet werden muß, das ist erreicht worden. Nur das Recht auf Arbeit scheiterte einstweilen an den übergewaltigen Widerständen.

Man muß schon die geistsprühenden Reden der liberalen Gegner dieses Reformwerkes aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts selber lesen, wenn man begreifen will, welch ein ungeheuerer Schritt vorwärts damals getan ist. Jetzt wollen ja die Herren alle von ihrem Widerstande dagegen nichts mehr wissen. Selbst die Sozialdemokraten wollen es vergessen machen, daß sie Mann für Mann gegen jedes einzelne dieser Gesetze gestimmt und auf das heftigste agitiert haben. Im Namen der politischen Freiheit wurden die wirtschaftlichen Rechte der Arbeiterschaft bekämpft und verhöhnt von dem ausgewählten Teil der bürgerlichen Intelligenz und von den gewählten Vertretern der Arbeiter selber. Und gegen diese ungeheuren Widerstände haben die deutschen Monarchien unter Führung Preußens diese ersten Schritte zur wirtschaft-

lichen Gesundung der Arbeiterschaft und damit auch des ganzen deutschen Volkes — denn ein ganzer Körper ist krank, wenn ein Teil krank ist — glücklich durchgesetzt.

Und damit sind wir nicht, wie damals liberale Intelligenzen uns vorhielten, in der Kultur noch weiter hinter den höher entwickelten Nachbarvölkern zurückgeblieben, sondern wir haben uns im Gegenteil an die Spitze einer Bewegung gestellt, die unaufhaltsam auch in andere Länder hineindringt. Alle anderen großen Staaten haben versuchen müssen, uns diese Einrichtungen nachzumachen; ohne unsern Vorgang wären sie niemals zu derartigen Versuchen gekommen. Und was sie schließlich durch diese Versuche erreicht haben, steht weit hinter dem, was wir ihnen vorgemacht haben, zurück. Und vieles von dem, was man da gesetzlich festgestellt hat, ist schließlich in der Ausführung stecken geblieben.

Die Geschichte zeigt uns also auf das deutlichste, wohin wir zu blicken, um welche Stelle wir uns zu scharen haben, wenn wir an der Gesundung unseres Volkslebens mitwirken wollen. Darum richten sich ja auch gegen diese Stelle die Hauptangriffe des mammonistischen Völkerbundes, der jetzt nicht nur die Macht des deutschen Volkes und des Deutschen Reiches, sondern auch die Ansätze zur allgemeinen Gesundung aller Völker zerstören will, weil er von ihnen, sicherlich nicht mit Unrecht, eine Zersetzung, ja Zerstörung des Mammonismus fürchtet.

Hier aber erkennen wir, gerade von unsern Feinden belehrt, die Aufgabe Deutschlands in der Weltgeschichte.

Und es soll am deutschen Wesen
Noch einmal die Welt genesen,

lautet das oft wiederholte Seherwort eines Dichters. Ein andrer sagt: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun". Dann bedeutet Deutschsein auch, daß wir jede Arbeit um ihrer selbst willen tun wollen, nicht um des Geldes wegen, das wir damit verdienen. Dann ist auch in diesem Sinne die militaristische Volkswirtschaft der wahrste Ausdruck des deutschen Wesens.

Und wenn wir durch ihre Durchführung vollkommen von der Krebskrankheit des Mammonismus genesen, wenn wir den anderen Völkern ein Volksleben vorleben können, in dem jeder, auch der Niedrigste sorgenfrei für die Gesamtheit arbeiten kann, gerade weil allen als Leitstern die Pflicht vorschwebt, in erster Linie für die Gesamtheit zu arbeiten; wenn die Völker sehen, daß eine solche Volkseinrichtung nicht nur möglich ist, sondern auch das Volk glücklich und zu den höchsten Kulturleistungen frei macht, dann kann ihnen wie die Sozialreform, so auch diese vollständigere Einrichtung vorbildlich werden für die Umgestaltung ihrer eignen Volkswesen.

Wir werden nicht mit dem Schwert in der Hand ausziehen, um den anderen dieses Glück aufzuzwingen, wie Amerika mit dem Schwert in der Hand ausgezogen ist, um uns das Glück demokratischer Freiheit unter der fürchterlichen Knute Mammons zu bringen. Wir werden es jedem Volke überlassen, über seine Wesenheit selber zu bestimmen.

Und wir werden nach dem Weltkrieg Frieden halten, wie wir ihn 43 Jahre lang vor dem Weltkrieg gehalten haben, also in einer Zeitspanne, in der England nach der Berechnung einer dänischen sozialdemokratischen Zeitung 34 Kriege geführt und 59 Millionen Menschen sich unterworfen hat. Wir werden aber, wenn wir den Weltkrieg siegreich durchgekämpft haben, den Weltfrieden durch unser einfaches Dasein erzwingen können. Denn nachdem der Bund aller uns nicht bewältigt hat, weiß es in Zukunft jeder einzelne: wer uns angreift, den zerschmettern wir. Wir aber werden, nicht mehr von den Sporen Mammons angestachelt, nicht den leisesten Anlaß mehr haben, jemals andere Völker anzugreifen. Da wir ihnen keine Märkte wegnehmen wollen, haben wir nicht den geringsten Grund dazu. Dann, aber auch erst dann ist der Boden vorbereitet für vertragsmäßigen Zusammenschluß ganzer Erdteile, ja schließlich der ganzen Menschheit überhaupt. Dann haben wir Frieden auf Erden. — — —

*

Aber einstweilen handelt es sich für uns noch um die Frage, wie überhaupt die Einrichtungen in Deutschland eingeführt werden können. Nun, daß hier die wichtigste Vorbedingung gegeben ist, haben wir schon wiederholt ausgeführt. Wir haben im Deutschen Reich nicht nur eine Monarchie, sondern eine ganze Reihe von Monarchien und damit feste Punkte genug, um die große Umwendung zu stützen. Eine Einführung gegen den Willen der Deutschen Bundesfürsten wäre natürlich undenkbar. Außerordentlich wichtig ist aber auch die Haltung der Industrie- und Handelsfürsten. Sie sind dabei in ähnlicher Lage wie die Deutschen Landesherren es 1866 und 1870 waren. Es handelt sich für sie darum, sehr wichtige und in aller Form des bisherigen Rechtes erworbene Souveränitätsrechte zum Heile der Gesamtheit aufzugeben oder doch sehr stark zu beschränken. Ich meine, da muß die Gesamtheit sich von Bismarck belehren lassen, dessen strenge Richtschnur war, lieber etwas weniger erreichen mit voller Zustimmung der Beteiligten als mehr unter Zwang. Nur bei den nötigsten Grundlagen darf nichts aufgegeben werden.

Dazu noch eine Frage, die mir entscheidend erscheint. Ist die Stellung der deutschen Könige und Fürsten niedriger als sie im Deutschen Bunde war? Haben die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg in der Welt jetzt weniger zu bedeuten als damals? Nein; denn was sie dem Deutschen Reich gegenüber zu verlieren fürchteten, das haben sie der ganzen Welt gegenüber hundertfach gewonnen. So hat sich, was damals ein Verzicht erschien, in einen großen Zuwachs gewandelt. Es wird bei den Industriefürsten nicht viel anders sein. Landes- wie Industriefürsten hätten dann im Grunde nur darauf verzichtet, ihre Souveränität jemals gegen das Deutsche Reich, gegen das Heil des deutschen Volkes geltend zu machen. Ist es nicht anzunehmen, daß dieser Verzicht ihrem innersten Willen gemäß ist?

Auch für die Handelsfürsten und überseeischen Kaufleute wird sich bei allseitigem guten Willen zwischen den jetzigen Zuständen und den strengsten begrifflichen Anforderungen, die wir hier entwickeln mußten, jedenfalls für die Stellung zum Auslande ein allgemein annehmbarer Zwischenzustand auf-

finden lassen, den wir übrigens schon hinreichend angedeutet haben. Denn ihrem innersten Wesen nach erstrebt die militaristische Volkswirtschaft auch hier Anpassung, also lieber Versöhnung als Unterjochung. Also überwindlich erscheinen die Schwierigkeiten, die sich da entgegenstellen, nicht, wenn auch immerhin groß genug.

Fast noch größere Schwierigkeiten aber scheint der Reichstag zu bieten. Er hat sich schon damals lange und entschieden gegen die Sozialreform gesträubt, er ist zum großen Teil von Gedankenkreisen beherrscht, die trotz der alleridealsten Grundlage schließlich doch immer nur zur Befestigung der Mammonsherrschaft dienen. Er wird sich auch gegen die Militarisierung, ja gegen die noch mehr, zur Wehr setzen. Auf welche Partei sollen wir dabei hoffen?

Ja nun, auf keine einzige. In ein Parteiprogramm gehen diese Dinge nicht hinein. Oder, wenn man es anders ansieht, passen sie in jedes Parteiprogramm gleich gut hinein.

Wenn konservativ nicht heißt, alle Einzelheiten des Bestehenden unter allen Umständen aufrechterhalten, weil es eben das Bestehende ist, wenn es bedeutet, daß das gute Neue nur eine Weiterbildung des von den Voreltern Geschaffenen ist, dann sind die von uns vorgeschlagenen Einrichtungen im besten Sinne konservativ.

Wenn liberal nicht heißt, daß der Reiche, ohne durch staatlichen Zwang behindert zu sein, seine Macht zur wirtschaftlichen Ausbeutung und Unterjochung seiner Mitmenschen brauchen darf, wenn es bedeutet, daß jedes geistige und wirtschaftliche Streben als selbständiger Wert geachtet und geschützt wird, soweit es nicht andere schädigt und hemmt, dann sind diese Einrichtungen im besten Sinne liberal.

Und wenn sozialistisch nicht heißt, Ausbeutung und Verelendung sich weiter entwickeln lassen, bis wenige Ausbeuter alles errafft haben, dann die Ausbeuter enteignen und die Beute nach der absoluten Willkür der ziffermäßigen Mehrheit verwalten, wenn es bedeutet, der Arbeiterschaft die volle geistige, wirtschaftliche und gesellschaftliche Gleichberechti-

gung mit allen anderen Klassen und Ständen zu schaffen, dann sind diese Einrichtungen im besten Sinne sozialistisch.

Freilich bei keiner Partei werden die Führer das anerkennen. Sie erkennen nirgends Gedanken an, die nicht entweder schon im Parteiprogramm stehen oder die sie nicht selber gehabt haben. Aber daß wirklich in allen Parteien selbständig denkende Männer wesentliche Stücke der von uns vorgeschlagenen Einrichtungen als Weiterbildungen wesentlicher Teile der eigenen Parteimeinungen erkennen werden, das erscheint mir kaum zweifelhaft. Und da, meine ich, wäre es doch möglich und zum Heile des Ganzen unbedingt erforderlich, daß diese Selbstdenker sich wenigstens dieses eine Mal dazu entschließen, sich nicht nur als Stimmvieh mit an die Urne treiben zu lassen, sondern selbsttätig in die Geschicke der Partei einzugreifen, militärisch ausgedrückt: ihren Führern nach vorne durchzugehen. Wenn es ihnen dabei gelingt, genug Parteigenossen mit sich zu reißen — und bei dem Nachvornedurchgehen pflegt so etwas durchaus nicht unerhört zu sein —, dann wird schließlich auch mehr als ein Parteiführer dahinterkommen, daß er sich die Sache schon längst so gedacht und mit seiner Meinung nur aus Rücksicht auf die noch nicht weit genug entwickelten Gedanken der Parteigenossen zurückgehalten hat. Einer kräftigen Bewegung, die einer wirklichen Volksstimmung, einem wirklichen Volkssehnen Ausdruck gibt, ist Derartiges bisher schon oft gelungen. Ich erinnere an den 18. Oktober des Jahres 1899, wo das Kaiserwort: „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte" Dutzende von Parteibeschlüssen wegfegte, als seien sie nie gefaßt worden.

Aber aus allen Parteien muß es kommen, überall muß sich der ernste Wille und die Einsicht in die Notwendigkeit zeigen. Denn nur unter einmütiger Zustimmung des deutschen Volkes können die deutschen Bundesfürsten, kann der deutsche Kaiser einen Schritt tun, der doch zu den folgenschwersten in der ganzen Weltgeschichte gehört. Vielleicht ist aber doch die Zeit nahe herzugekommen, wo dieser Schritt in erster Linie zum Wohle des deutschen Volkes, in zweiter zu dem der ganzen Menschheit getan werden muß.

Der Mammonismus ist schon viel weiter entwickelt, als

man in der großen Öffentlichkeit ahnt. Er hat schon eine Einigung unter sich über alle großen Kulturvölker hin erreicht. Freilich eine mammonistische Einigung, die gelegentliche Kämpfe auf Tod und Leben nicht ausschließt. Aber die einander persönlich bekannten Führer der Geldmächte hatten bis zum Kriege durchaus das Gefühl, daß sie zum mindesten das wirtschaftliche Leben der Völker vollkommen beherrschten. Damit war auch ein großer Teil des politischen Lebens gemeint. Daneben gab es andere Zweige der Politik, die nicht so unmittelbar auf die Wirtschaft einwirkten; die überließ man ähnlich wie alle Sportbestrebungen den Liebhabern. Die Grenze wurde aber von der Hochfinanz festgesetzt. Auflehnung der Staaten gegen sie schien undenkbar. Kriege waren ganz und gar nicht ausgeschlossen; es gab ja immer auch geschäftliche Parteien, die einander bekämpften; ob da nun immer mit finanziellen Mitteln gekämpft werden oder ob zur Abwechslung Blut fließen sollte, darüber behielt die Hochfinanz sich die Entscheidung bevor. Das war dann freilich keine einstimmige, sondern Mehrheitsentscheidung. Daß der Weltkrieg Englands gegen uns von der Hochfinanz Englands, Frankreichs und Amerikas mindestens gebilligt, jedenfalls schon seit Juni voraus gewußt wurde, dafür wollen Kenner in der Goldbewegung jener Tage schon Beweise sehen. Es galt eben der Beseitigung des letzten wirklichen, vom Mammonismus noch unabhängigen oder doch ihm nicht ganz gefügigen Staatswesens.

Man hatte auf einen Feldzug von Wochen, höchstens Monaten gerechnet. Die Offensive sollte von Namur und Lüttich ausgehen. Deutschland von beiden Seiten überrannt werden und entweder militärisch oder finanziell, weil niemand ihm borgen würde, zur Unterwerfung gezwungen werden. Deutschlands finanzielle Widerstandskraft war dann ebenso überraschend wie die militärische und erschütterte alle theoretischen Lehrmeinungen des Mammonismus.

Auch die politische Widerstandsfähigkeit war unterschätzt worden. Nach der Sprache der liberalen und sozialdemokratischen Zeitungen, ganz besonders nach der Zabernaffäre, die ein gut Teil Schuld am Weltkriege hat, setzte man voraus,

daß in Deutschland allgemeine Empörung gegen den Militarismus herrschte, die nach der ersten Niederlage sich in die Tat umsetzen und die Feinde als Befreier begrüßen würde. Daß diese Zeitungs- und Parlamentsredensarten ganz und gar nicht dem Volkswillen entsprachen, war eine sehr schlimme Überraschung.

Aber ein begonnenes Geschäft muß durchgeführt werden, um die Einlagen zu retten, daher der Kampf bis aufs Äußerste, der mit allen Mitteln durchgeführt wird, zuletzt auch mit einer immer steigenden, sehr geschickt geleiteten englischen Agitation in unserer eigenen Mitte. Das wird natürlich von allen, die sich am Parteileben beteiligen, auf das entschiedenste bestritten, und zwar mit vollem, ehrlichem guten Glauben bestritten; nur daß dabei das Wort gilt:

Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.

Wenn dieser Weltkrieg nicht mit der Niederlage Englands endigen sollte, dann leben wir vom Friedensschluß an in der beständigen Gefahr eines neuen Angriffes, der unzweifelhaft erfolgt, sobald England uns in der Rüstung überlegen zu sein glaubt. Und der zweite Weltkrieg wird, weil inzwischen die Flugtechnik und andere Techniken weiter vorgeschritten sein werden, noch viel furchtbarer sein als der erste. Wir aber werden ohne Entschädigung vor der Aufgabe der wirtschaftlichen Wiederherstellung stehen, über deren Möglichkeit mit mammonistischen Mitteln bisher noch niemand klar sieht.

Die militaristische Volkswirtschaft wäre auch dieser Lage vollkommen gewachsen. Sie wäre also in diesem Fall unsere einzige sichere Rettung. Denn sie bedeutet ja doch nur, daß wir klar sehen lernen, daß wir uns unserer Kräfte vollständig bewußt werden und uns so in den Stand setzen, sie aufs beste zu Rate zu ziehen. Es handelt sich ja nur darum, den verdunkelnden Schleier des Geldes wegzuziehen und in der ganzen Volkswirtschaft die Übersichtlichkeit herzustellen, die in jedem kaufmännischen Betrieb durch die Buchführung gegeben ist.

Eines der stärksten Hemmnisse, das uns entgegensteht, haben wir noch nicht besprochen, das ist der sozialdemo-

kratische Zukunftsstaat, mit dem schon Eugen Richter die politischen Philister graulig gemacht hat.

Nun, dieser sozialdemokratische Zukunftsstaat ist tot, ist schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gestorben. Schon damals rief Bernstein, jetzt einer der schärfsten Unabhängigen: „Die Bewegung ist mir alles, das Endziel ist mir nichts." Er gab also das Endziel, den Zukunftsstaat, vollständig auf. Also die Priester glaubten selbst nicht mehr an ihn, aber sie lehren ihn noch, was ja auch in anderen Sekten vorkommen soll. Er ist aufgegeben, mehr als es die deutsche bis 1848 erstrebte Einheit in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war. Die Einheit kam dann doch, aber nicht von der Revolution, sondern vom geschmähten Preußentum, vom Militarismus. Sie kam anders, als sie von den ersten Schwärmern geplant gewesen war; aber sie kam, lebte, ward stark und machte das deutsche Volk zum stärksten Volk der Erde.

So wird auch der von der Sozialdemokratie aufgegebene Zukunftsstaat kommen, aber nicht von der Revolution, sondern vom geschmähten Preußentum, vom Militarismus; er wird kommen, leben, stark sein, wird in seiner kristallklaren Durchsichtigkeit uns alle unsere Kräfte kennen und gebrauchen lehren, und wir werden nicht nur das stärkste Volk der Erde bleiben, sondern auch den anderen Völkern Vorbild und Schutz des inneren und des äußeren Friedens sein.

Gerade an dieser Klarheit, an dieser Durchsichtigkeit hat es ja gefehlt: das war im Grunde die Quelle unserer Leiden. Wir sahen nicht, wie wir einander zerfleischten, wir bildeten uns ein, von einem unentrinnbaren Verhängnis getrieben zu werden, durch Gottes oder der Natur Gebot zu willenlosen Sklaven der Weltmarktkonjunktur bestimmt zu sein. Und wir — nein, nicht wir, jeder einzelne für sich allein tastete im Dunkeln etwas zu erhaschen, was ihm ein besseres Schicksal gewährte auf Kosten seiner Mitmenschen, deren Schicksal er nicht sah, nicht sehen wollte, wenn er auch wußte, daß das Glück des einzelnen mitunter auf dem Elend von Tausenden aufgebaut war. Das allgemeine Dunkel verhüllte es ihm, so sah er nicht, was er seinen Mitmenschen tat.

So nur, in der Dunkelheit nur konnte Mammon sein Reich errichten und aufrechterhalten, unser aller Seelen zu seinen Sklaven machen und uns die Meinung beibringen, daß es nicht anders sein könne. Nur die Dunkelheit ermöglichte es ihm. Mammon ist ein Fürst der Finsternis. Das erste Schöpferwort aber lautet:

Es werde Licht!

ia Library

University of British Columbia Library

DUE DATE

FORM 310

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 02020 1981